

BIOS

ZEITSCHRIFT FÜR BIOGRAPHIEFORSCHUNG, ORAL HISTORY UND LEBENSVERLAUFSANALYSEN

Inhalt Heft 2/2012 (25. Jahrgang)

Paula Bleckmann und Judith Eckert

Jedem realen Topf seinen virtuellen Deckel?
Virtuelles *Re-Enactment* als Erklärungsmöglichkeit für ungewöhnliche
Spieler-Spiel-Passungen bei Computerspielabhängigen

Sebastian Klaus

Biographie und vorzeitige Vertragslösung
Erkenntnisse über die Entwicklungsgeschichte der Betroffenen

Lucia Mihali, Eva M. Müller und Türkan Ayan

Erwerbsverläufe von Migrantinnen im Sozial- und Gesundheitswesen:
Welche Implikationen ergeben sich für eine migrationsspezifische Beratung?

Stefan Stegner

Machen Geschichten Geschichte?
Zur kohärenten Konstruktion durch Sprache in der Biographik Francisco Francos

Frank Hager

Zur Rekonstruktion autobiographischer Quellen
in der qualitativen Biographieforschung

Marta Ansilewska und Christopher Spatz

Gemeinsam einsam?
Ein Vergleich „polnischer Holocaustkinder“ und „ostpreußischer Wolfskinder“

Linda Apel

Jung interviewt Alt – Ein Lehrstück des Scheiterns



Bios

Zeitschrift für
Biographieforschung, Oral History
und Lebensverlaufsanalysen

Inhalt Heft 2/2012 (25. Jahrgang)

Paula Bleckmann und Judith Eckert

Jedem realen Topf seinen virtuellen Deckel?
Virtuelles *Re-Enactment* als Erklärungsmöglichkeit für ungewöhnliche
Spieler-Spiel-Passungen bei Computerspielabhängigen175

Sebastian Klaus

Biographie und vorzeitige Vertragslösung
Erkenntnisse über die Entwicklungsgeschichte der Betroffenen.....204

Lucia Mihali, Eva M. Müller und Türkan Ayan

Erwerbsverläufe von Migrantinnen im Sozial- und Gesundheitswesen:
Welche Implikationen ergeben sich für eine migrationsspezifische Beratung?228

Stefan Stegner

Machen Geschichten Geschichte?
Zur kohärenten Konstruktion durch Sprache
in der Biographik Francisco Francos.....243

Frank Hager

Zur Rekonstruktion autobiographischer Quellen
in der qualitativen Biographieforschung
Ein Analysemodell vor dem Hintergrund der Zeitschichten-Theorie
von Reinhart Koselleck257

Projektberichte

Marta Ansilewska und Christopher Spatz

Gemeinsam einsam?

Ein Vergleich „polnischer Holocaustkinder“ und „ostpreußischer Wolfskinder“ ...279

Linde Apel

Jung interviewt Alt – Ein Lehrstück des Scheiterns296

Autorinnen und Autoren dieses Heftes317

Jedem realen Topf seinen virtuellen Deckel?

Virtuelles *Re-Enactment* als Erklärungsmöglichkeit für ungewöhnliche
Spieler-Spiel-Passungen bei Computerspielabhängigen

Paula Bleckmann und Judith Eckert

Zusammenfassung

Warum sollte ein Mann, der eine Diktatur erlebt und bekämpft hat, virtuell den alles bestimmenden Herrscher spielen, warum ein Mann, dessen Leben von schwierigen Neuanfängen geprägt ist, im Computerspiel stündlich wieder ganz „bei null anfangen“, warum eine junge Frau, die als Au-pair Überstunden macht, zusätzlich acht Stunden täglich virtuell Hausarbeit, Hauseinrichtung und Familiengründung „spielen“? In medizinisch-psychologischen Erklärungsansätzen für Computerspielabhängigkeit wird das hohe Abhängigkeitsrisiko bei bestimmten Spielgenres durch überindividuelle neurophysiologische Vorgänge im Gehirn erklärt. Wir haben dagegen aus insgesamt 22 biographischen, teilnarrativen Interviews mit ehemaligen Computerspielabhängigen bewusst drei individuelle, ungewöhnliche Passungen zwischen Computerspiel und Spielerbiographie ausgewählt (s.o.), für die wir zunächst ausführliche Analyseergebnisse darstellen. Dabei konnten wir eine Einordnung in drei Hauptmotive des Spielverhaltens rekonstruieren: erstens die versuchte Kompensation realweltlicher Mängel durch ein Computerspiel („Vitamin“), zweitens die Ablenkung und Verdrängung von realweltlichen Problemen durch als aufregend und fesselnd erlebte Computerspiele („Betäubungsmittel“) und drittens, zunächst überraschender, eine hier im Fokus stehende, schwerer zu erklärende und erstmals beschriebene Funktion: das wiederholte Nachspielen biographischer Problemkonstellationen („virtuelles *Re-Enactment*“), wie es sich in den eingangs angesprochenen Fällen zeigt. Gerade die biographische Perspektive ermöglicht dabei die Abgrenzung zwischen langfristigem sowie realweltlichem „Gelingen“, was auch von den Interviewten selbst rückblickend verneint wird, und dem in der Tradition der „Game Studies“ beschriebenen positiven In-Game-Erleben, also dem kurzfristigen und virtuellen „Funktionieren“.

Einleitung

Ein Computerspieler mit chilenischen Wurzeln kämpft noch in seinem Heimatland gegen die Diktatur, emigriert nach Deutschland und spielt hier viel später virtuell den großen Herrscher, der online die Geschicke eines gesamten virtuellen Volkes lenkt. Ein junger Mann, der als Sohn einer deutschen Mutter und eines taiwanesischen Vaters zwischen den Kulturen steht, leidet unter dem Hin und Her von Umzügen zwischen beiden Ländern und zusätzlichen häufigen Schulwechseln. Eine Computerspielrunde in seinem Suchtspiel *Dota* dauert kaum eine Stunde, mit jeweils schwierigen

Ausgangsbedingungen, auf die er sich jedes Mal neu einstellen muss. Eine junge Deutsche muss während eines Au-pair-Jahres in Irland in Haushalt und Kinderbetreuung das Doppelte der vertragsgemäßen Stundenzahl leisten. Sie wird ausgebeutet. Parallel spielt sie ca. acht Stunden täglich am Computer und „wählt“ dabei ausge-rechnet ein Spiel, bei dem sie virtuell ein Haus baut, einrichtet und virtuelle Kinder versorgt.

Nach dem aktuellen medizinisch-psychologischen Forschungsstand ist davon aus-zugehen, dass in Deutschland ca. ein bis drei Prozent der Bevölkerung als computer-spielabhängig¹ eingestuft werden können, wobei die Prävalenzschätzungen bei jungen Menschen deutlich höher ausfallen als bei Älteren und bei Männern um etwa das Zehnfache höher als bei Frauen, die allerdings von Internetabhängigkeit mit einem Schwerpunkt auf der Nutzung von Social Networks häufiger betroffen sind (Rehbein, Kleimann & Mößle, 2010; Rumpf, Meyer, Kreuzer & John, 2011; Schmidt, Drossel-meier, Rohde & Fritz, 2011). Internationalen medizinisch-psychologischen Studien zufolge geht Computerspielabhängigkeit mit einer Reihe von Persönlichkeitsvariablen einher wie Impulsivität und Gewaltakzeptanz sowie psychischen Störungsbildern wie ADHS, Zwanghaftigkeit, Depressionen und Angsterkrankungen (Mehroof & Grif-fiths, 2010; Peng & Liu, 2010; Rehbein et al. 2010; te Wildt 2012). Die Prävalenz-schätzungen für Computerspielabhängigkeit variieren stark und fallen in internationa-len Repräsentativbefragungen z.T. deutlich höher aus (Gentile, 2009). Diese Unein-heitlichkeit entsteht durch ein Fehlen einheitlicher Diagnosekriterien, weil Computer-spielabhängigkeit noch nicht Bestandteil der internationalen Diagnosemanuale ICD 10 bzw. DSM IV ist. „Internet Gaming Disorder“ ist aber als Forschungsdiagnose in den Appendix des DSM V aufgenommen worden (American Psychiatric Association, 2012).

Das interdisziplinäre und methodenkombinierende Forschungsprojekt „Computer-spiel- und Internetabhängigkeit in Deutschland“ am Kriminologischen Forschungs-institut Niedersachsen (KFN), welches mit einer Laufzeit von 2010 bis 2015 vom Niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kultur gefördert wird, hat in den qualitativen Teilmodulen das Ziel, das als Computerspielabhängigkeit bezeichne-te Phänomen in der Tradition der sozialwissenschaftlichen Suchtforschung zu unter-suchen (vgl. Jukschat 2013). Dabei geht es in dem Teilmodul, auf dem der vorliegen-de Beitrag beruht, darum herauszufinden, wie ehemalige Computerspielabhängige zum Spielen kamen, was sie motivierte, bestimmte Spiele anzufangen und dabeizub-leiben, und wie und warum sie sich schließlich davon gelöst haben. Bewusst haben wir für diesen Artikel die skizzierten „Sonderfälle“ ausgewählt, weil sie sich bei der Analyse zunächst als ausgesprochen sperrig erwiesen. Damit unterscheiden sie sich von der Mehrzahl der Fälle, bei denen bereits auf einer oberflächlichen Analyseebene, oftmals sogar schon auf der Ebene explizit geäußerter Selbstdeutungen der Interview-ten ein Verständnis des Computerspielverhaltens als subjektiv sinnhafte Tätigkeit nahe lag.

Um Missverständnissen vorzubeugen: Dass die subjektive Sinnhaftigkeit von Handlungen, die in der *Labeling*-Debatte² (vgl. Cover, 2006) und in der Tradition der

1 Süchtig bzw. Sucht und abhängig bzw. Abhängigkeit werden in diesem Beitrag synonym verwendet.

2 Warum sollte man, so der *Labeling*-Vorwurf, dem Spielverhalten den Namen „Abhängigkeit“ oder „Sucht“ geben, es pathologisieren? Nicht die Spielenden hätten ein Problem, sondern die Gesellschaft,

Game Studies (Corneliusson & Rettberg, 2008; www.gamestudies.com) Grund für eine Entproblematisierung von Computerspielnutzung auch bei extremem zeitlichem Ausmaß sei, ist ein vorschneller Schluss: Subjektive Sinnhaftigkeit im Moment der Handlung schließt keineswegs aus, dass auch von den Spielenden³ selbst negative Konsequenzen als kurz- oder langfristige Auswirkungen auf die eigene Gesundheit und die anderer Menschen gesehen würden. Erfreulich ist, dass die sozialwissenschaftliche Suchtforschung bereits für andere suchtartige Verhaltensweisen in der Vergangenheit den schwierigen, aber lohnenden Mittelweg zwischen der medizinisch-psychologischen, quantitativ orientierten, generalisierend-pathologisierenden Computerspielsuchtforschung einerseits und den qualitativ orientierten, individualisierend-normalisierenden sozialwissenschaftlichen Ansätzen andererseits beschritten hat (Dollinger & Schmidt-Semisch, 2007). Dabei wird großer Wert darauf gelegt, die subjektive Sicht der Abhängigen bzw. auch der ehemaligen Abhängigen (Larkin & Griffiths 2002; Morgenroth, 2010) zu erforschen.

Methodik

Es wurden teilnarrative biographische Interviews anhand eines Leitfadens geführt, der sich durch zwei Hauptstimuli auszeichnet: „So eine Computerspielabhängigkeit hat ja eine längere Geschichte. Erzählen Sie doch mal...“ und „Könnten Sie mir noch mehr darüber erzählen, wie Sie so aufgewachsen sind?“. Im Verlauf der Interviews folgten immanente und thematische Nachfragen, insbesondere Details zu den In-Game-Aktivitäten sowie zum Verlauf von Ausstieg und Bewältigung nach der problematischen Spielphase.

Bei der Suche nach Interviewpartnerinnen und -partnern wurden vielfältige Wege eingeschlagen, von der Tagespresse über Radio, Online-Foren, Selbsthilfegruppen, Therapieeinrichtungen, Computerspielmessen, Aushänge über den Fachverband Medienabhängigkeit bis hin zum Schneeballprinzip der Kontaktaufnahme über bisher an der Befragung Teilnehmenden. Interessierte wurden auf eine Website mit einem kurzen Onlinefragebogen verwiesen, der neben Fragen nach sozioökonomischen Daten und zum Spielerleben auch die CSAS II enthielt. Dieses Screening-Instrument basiert auf der ISS-20-Skala (Hahn & Jerusalem, 2001), einem Instrument zur Erfassung von Internetsucht, welches sich eng an die bestehende Abhängigkeitsklassifikation des ICD-10 anlehnt, und von Rehbein und Kollegen entwickelt und getestet wurde (Rehbein, Kleimann & Möble, 2010). Es erfasst insgesamt fünf Merkmale einer Abhängigkeit: Einengung des Denkens und Verhaltens, negative Konsequenzen, Kontrollverlust, Entzugserscheinungen und Toleranzentwicklung.

Insgesamt füllten rund 1.250 Computerspielende den Onlinefragebogen aus. Nach Ausschluss von Personen, die den Fragebogen nicht vollständig ausgefüllt oder ihre Kontaktdaten nicht angegeben hatten, erfüllten 156 männliche und elf weibliche Interessierte das Auswahlkriterium von mindestens 42 Punkten nach der retrospektiven CSAS II (ehemalige Abhängigkeit), wovon 82 Männer und sechs Frauen das weitere Auswahlkriterium der aktuell nicht bestehenden Abhängigkeit (unter 35 Punkte auf der aktuellen CSAS II) erfüllten („Ausgangssample“). Insgesamt fanden 22 Inter-

die ihr Verhalten nicht akzeptieren könnte und zu Unrecht sinnvollen Verhaltensweisen den Aufkleber „krank“ anheftet.

3 Mit „Spielenden“ sind im Folgenden Computerspieler und Computerspielerinnen gemeint.

views (4 Frauen, 18 Männer) zwischen eineinhalb und knapp vier Stunden Dauer in sechs verschiedenen Bundesländern statt.

Ausgewählt wurden die Befragten im ersten Schritt nach dem Prinzip der maximalen strukturellen Variation (u.a. hinsichtlich Alter, Geschlecht, Bildungsniveau und geographischer Streuung). Um auch bezüglich des Computerspielgenres eine hohe Variation zu erreichen, wurden gezielt ehemalige Abhängige mit selten genannten Spieletiteln ausgewählt, wodurch die Onlinerollenspielernden (insgesamt 41% der Interviewten) im Vergleich zur Ausgangsstichprobe (56%) deutlich unterrepräsentiert waren. Aus diesem Pool erfolgte dann im zweiten Schritt während der detaillierten Auswertung die Auswahl der weiteren Interviews, angelehnt an die Vorgehensweise des Theoretical Sampling (Strauss, 1998).

Auswertung

Die Auswertung der biographischen Interviews folgt einer Kombination zweier rekonstruktiv-hermeneutischer Analyseverfahren: dem integrativen, texthermeneutischen Basisverfahren und der objektiven Hermeneutik. Beide Verfahren weisen – neben Gemeinsamkeiten wie dem sequentiellen Vorgehen oder der Sparsamkeitsregel – spezifische Komponenten auf:

Um Offenheit gegenüber fremden Sinnstrukturen und damit Fremdverstehen zu ermöglichen, ist es wichtig, neben dem ‚Faktengerüst‘ auch die konkreten Versprachlichungen zu betrachten, da diese ebenfalls (fremden) Sinn mitkonstituieren. Dabei gilt es, die Autonomie des Textes zu wahren (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann, 2004), d.h. dem Text bzw. genauer: den konkreten Versprachlichungen nicht eine bestimmte Methode überzustülpen, sondern mit genau der Methode zu analysieren, mit der sich der Text ‚aufschließen‘ lässt, sei dies beispielsweise *Agency-Positioning-* oder *Metaphernanalyse*. Hierfür ist das integrative, texthermeneutische Basisverfahren geeignet, das, einem Schlüsselbund gleich, verschiedene Schlüssel zum Öffnen von Text-Schlössern vereint; je nach Erfordernis verwendet man den einen oder anderen Schlüssel (Helfferich & Kruse, 2007; Kruse, 2011; Kruse, Biesel & Schmieder, 2011). Durch die mikrosprachliche Feinanalyse, die zusammen mit der Beschreibung der thematischen Aspekte den Kern des Verfahrens darstellt, wird zudem Offenheit durch Verlangsamung gefördert im Sinne von Clifford Geertz‘ Frage „What the hell is going on?“ (Olson, 1991).

Die objektive Hermeneutik (Oevermann, Allert, Konau & Krambeck, 1979) stellt mit der gedankenexperimentellen Konstruktion und Explikation von Lesarten einen weiteren Ansatz zur Verfügung, der Offenheit fördert, indem er darauf zielt, „vor dem Hintergrund anderer Möglichkeiten gerade das Spezifische an einer Sequenz erkennen zu können und sich dabei nicht vorschnell durch das eigene Vorverständnis leiten zu lassen“ (Przyborski & Wohrab-Sahr, 2008, 250). Eine zentrale Rolle bei der Auswertung spielte außerdem eine Analysegruppe von mindestens zwei, in der Regel drei oder mehr in qualitativen Analysemethoden geschulten Teilnehmenden, sodass aus subjektiven Deutungen intersubjektiv geteilte werden konnten.

Ergebnisse

Liang

Biographische Daten

Liang wird Anfang der 1980er Jahre in Taiwan als erstes Kind einer deutschen Mutter und eines taiwanesischen Vaters geboren. Drei Jahre später wird seine Schwester geboren und seine Mutter beginnt, ihm Deutsch beizubringen. Während seiner Grundschulzeit bekommt er seine erste Spielkonsole. Für ein Jahr zieht er dann mit Mutter und Schwester nach Deutschland, wo sie bei den Großeltern wohnen und er die vierte Klasse besucht. Zurück in Taiwan, besucht er ein deutsches Gymnasium. Mit seiner Mutter und Schwester zieht er im Alter von 15 Jahren wieder nach Deutschland. Sein Vater, der kein Deutsch spricht, bleibt in Taiwan zurück. Im gleichen Jahr beginnt Liang u.a. *Starcraft* (ein rundenbasiertes Strategiespiel) zu spielen, Alkohol, Zigaretten und Marihuana zu konsumieren sowie auf Partys zu gehen. Die elfte und zwölfte Klasse muss er wiederholen. Er schränkt dann seinen Drogenkonsum ein und macht an einem anderen Gymnasium sein Abitur. In dieser Zeit hört er auf *Starcraft* zu spielen, beginnt dafür aber mit dem Action-Rollenspiel *Diablo II*. Auch zieht er mit seiner Mutter und Schwester um, bleibt jedoch wegen des zum Spielen benötigten Internetanschlusses noch ein paar Tage allein in der alten Wohnung.

Nach dem Abitur nimmt er ein Elektrotechnik-Studium auf und beginnt, für eine Übersetzungsagentur zu arbeiten. Diesen Nebenjob behält er bei, auch nachdem er das Studium nach ca. drei Semestern wegen mangelnder Leistungen abbricht und anschließend Informatik in einer nahegelegenen Großstadt studiert. Dort zieht er in ein Studentenwohnheim und fängt an, intensiv das Echtzeit-Strategiespiel *Dota (Defence of the Ancients)* zu spielen. Unglücklich verliebt, erkennt er, dass er sich verändern muss: Liang hört für fünf Monate auf zu spielen, zu rauchen und zu kiffen. Die Semesterklausuren hat er diesmal alle bestanden, teils sogar mit guten Noten, er macht auch wieder mehr Sport. Gleichzeitig hat er zwei bis drei Termine bei einem Psychiater, ohne aber die vorgeschlagene Therapie wahrzunehmen. Nach fünf Monaten der Spielabstinenz beginnt er wieder zu spielen und spielt zunehmend mehr. Zeitgleich zieht er aus dem Studentenwohnheim aus und in eine WG ein, die er bald wieder verlässt, um eine neue WG zu gründen, u.a. mit einer Frau, in die er sich verliebt hat. Während er den Umzug vorbereitet und die neue Wohnung renoviert, hört er mit Computerspielen auf. Stattdessen treibt er wieder regelmäßig Sport. Zum Interviewzeitpunkt wohnt er seit einem halben Jahr in dieser neuen Vierer-WG und ist weiterhin Single.

Interviewanalyse

Einige Aspekte aus Liangs Biographie, vor deren Hintergrund seine spätere Computerspielabhängigkeit gedeutet werden kann, sollen zunächst ausführlicher vorgestellt werden. Wie aus den biographischen Daten ersichtlich wird, ist Liangs Leben das eines (unfreiwilligen) Nomaden: Innerhalb einer recht kurzen Zeitspanne in seiner Kindheit und Jugend erlebt er viele Umzüge und Wechsel des institutionellen und damit des sozialen Umfelds. Aus seiner Art des Berichtens über diese Wechsel wird deutlich, dass sie nicht von ihm gewollt waren, sondern als unvermeidlich hingenommen und als belastend erlebt wurden. Interessanterweise wird die Familie, die

ihm möglicherweise Rückhalt bieten könnte, im Interview recht lange Zeit, beinahe zehn Minuten lang, nicht thematisiert, obwohl Liang eine Reihe anderer sozialer Beziehungen anspricht. In seinen späteren Erzählungen über die Familie wird keine stabilisierende Funktion erkennbar: Der Vater ist wegen seiner Berufstätigkeit weitgehend absent, die präsente Mutter wird als schwierige Persönlichkeit beschrieben. Letzteres rechtfertigt Liang bereits als Kind damit, dass seine Mutter fernab der Heimat lebe:

Also meiner Mutter gings auch in Taiwan .. nich besonders gut. /Mhm./ (2) Die letzten Jahre also hatte d- hatte sie Heimweh, (...) deswegen äh war ich auch .. total einverstanden mit der Entscheidung, dass wir nach Deutschland ziehen. /Mhm./ Es war äh (2) eigentlich keine Frage mehr.⁴ (Z. 155-163)

Der Umzug nach Deutschland im Alter von 15 Jahren bringt jedoch keine Verbesserung; zurück in der Heimat erscheint die Mutter „überfordert“ (Z. 151). Gemeinsam mit ihr verbrachte Zeit wird auch nicht als schöne Zeit erlebt; jedenfalls schildert er im Zusammenhang mit seiner Mutter nur einerseits Erlebnisse, die einen fremdbestimmten, zwanghaften Charakter haben, sei es der sonntägliche Kirchgang in eine deutsche Kirche oder das Deutschlernen: „*Sie hat es uns fast eingepprägelt, will ich schon sagen. /Ja./ Weil das war oft mit Ärger verbunden.*“ (Z. 248f.) Die Mutter übt wohl tatsächlich körperliche Gewalt aus – „*sie griff auch schon mal zur Hand*“, wie Liang sagt, wenn er und seine Schwester „*unartig waren*“ (Z. 279-281). Andererseits schildert er ein seiner Meinung nach unangemessenes Verwöhnen:

Meine Eltern waren früher sehr nett zu uns /Mhm./ Sie waren (1) vielleicht auch zu nett. (1) (...) Und (1) ähm sie haben wirklich .. m- m- ich denke, überdurchschnittlich viel getan ähm /Mhm./ im Haushalt. Auch .. was wir Kinder hätten schon selber machen können. Zum Beispiel /Mhm./ vielleicht .. uns selber ankleiden, (...) (2) selber essen schneiden mit /Ja ja./ Messer und Gabel und essen äh /Mhm./ Viel- vielleicht warn se ham se uns n bisschen verwöhnt. (Z. 337-349)

Was Liang und seiner Schwester folglich Selbstwirksamkeitserfahrungen geben könnte (selbst anziehen, selbst Essen schneiden), wird ihnen von der Mutter abgenommen. Das materielle bzw. physische Wohlergehen der Kinder scheint zudem die Hauptsorge der Mutter zu sein; emotionale Nähe ist im gesamten Interview nicht erkennbar. Die geringe Emotionalität in der Eltern-Kind-Beziehung findet sich auch in der Paarbeziehung der Eltern wieder:

Sie haben sich eigentlich, also es liegt mehr an meinem Vater ne, /Mhm./ dass sie sich vor uns nie umarmt haben oder geküsst haben. /Mhm./ Das (2) ham

4 Die Interviews wurden aufgenommen und gemäß der folgenden Regeln transkribiert: Betonungen werden durch Unterstreichung markiert. Pausen werden entsprechend ihrer Länge durch einen oder mehrere Punkte für Pausen unter einer Sekunde sowie durch die Pausenzeit in Klammern für mindestens einsekündige Pausen wiedergegeben. Außerdem werden in Klammern weitere Informationen gegeben, etwa Hinweise zu paraverbalen Bestandteilen der Kommunikation wie Lachen oder Husten. Wörter zwischen zwei Schrägstrichen wie „/Mhm./“ stellen Einwüfe der je anderen Person dar.

wir eigentlich nie gesehen. Und s- jedes Mal, wenn wir uns am Flughafen verabschieden, (...) [ist] die Verabschiedung (...) auch sehr .. nüchtern. (schmunzelt) /Ja./ Das ist aber unter Taiwanesen allgemein bekannt. Also /Ja./ Taiwanesen zeigen in der Familie wenig .. L- Liebe und solche Emotionen. /Ja mhm./ Sie sind (1) sehr .. diskrete Menschen eigentlich. (Z. 570-580)

Liang entschuldigt das für ihn schädliche Verhalten seiner Eltern, z.B. die physische wie emotionale Absenz des Vaters, jedoch, indem er es v.a. über kulturelle sowie sozialisatorische Prägungen und Differenzen erklärt – unter denen auch seine Mutter leidet, was sie ihren Kindern nicht verschweigt: „Ja wärt wärt ihr Kinder nicht dagesen, hätten wir, hätt ich mich schon längst von ihm getrennt.“ (Z. 597f.). Dies verursacht Schuldgefühle bei Liang – „das ist natürlich .. auch nicht gut, so was den Kindern zu sagen. /Mhm./ Das sitzt, (1) da be-.. fühlt man sich schuldig, ne.“ (Z. 599f.). Er fühlt sich entsprechend für das Wohlergehen der Mutter mitverantwortlich, was sich z.B. daran zeigt, dass sich Liang entschließt, mit der Mutter nach Deutschland zu kommen (s. Zitat oben, Z. 155-163).

Diese familiale Konstellation macht es für Liang schwer, die eigene Identität zu definieren. Ihm fehlt, so seine Selbstdiagnose, gerade nach dem Umzug nach Deutschland im Alter von 15 Jahren ein Orientierungspunkt, den ihm der Vater geben könnte, wäre er nicht absent:

Das war vielleicht alles .. zu radikal dieser Schritt, /Mhm./ also diese Veränderung. Und .. grad in der Pubertät oder in dem Alter braucht man eigentlich .. so eine Art männliches .. Vorbild. /Mhm./ So was wie n Idol oder eine starke Vaterfigur (...). In dessen (...) Fußstapfen man .. treten kann, weil äh ich ja gar keinen kenne der unter denselben .. unter derselben Vergangenheit, unter un- unselben Umständen .. gelebt hat. /Mhm./ Keinen .. Halbtaiwanese, keiner .. der alleine mit der Mutter lebt und äh der Vater kein Deutsch kann /Mhm./ und äh eigentlich konnte mich keiner verstehen. (Z. 171-184)

Die für Liang relevanten Aspekte bezüglich der Identitätsfrage, seine kulturelle Besonderheit (als Halbtaiwanese/Halbdeutscher, vgl. auch das Zitat unten Z. 62-69) und die familiale Besonderheit (ohne Vater bei der Mutter leben) erscheinen hier nicht als positive Identitätsmarker, sondern führen dazu, dass Liang alleine und unverstanden bleibt. Seine Identitätssuche findet also unter besonders schwierigen Umständen statt und – um vorzugreifen: Auch zum Zeitpunkt des Interviews ist er noch auf der Suche.⁵ In dieser problematischen Situation – ständigen Neuanfängen, einem instabilen, unwirtlichen Elternhaus und der Suche nach seiner Identität – beschreibt Liang eine Suche nach Stabilität in Beziehungen zu Gleichaltrigen. Positive Erlebnisse in seiner ersten Schule in Taiwan geben ihm Hoffnung auf Stabilität und Anerkennung durch dieses institutionelle Umfeld:

Wir hatten eine .. sehr gute Gemeinschaft an ner deutschen Schule (2) /Mhm./ mit anderen .. halbtaiwanesischen, halbtaiwanesisch halbdeutschen Kindern

5 Zumindest eine biographische Konstante gibt es jedoch: das Computerspielen, das ihn seit seiner ersten Spielkonsole im Grundschulalter begleitet (Z. 53-56).

wie ich. (1) Oder ganz Deutschen oder ganz Taiwanesischen. .. Und .. die Gemeinschaft war .. ziemlich eng, enger dadurch dass wir halt ne kleinere Klasse waren und .. die Schule auch allgemein (2) kleiner war. (2) Und äh ähm da hatt ich .. sehr gute Beziehung. (2) Und (1) habe sehr viel Zeit mit Freunden verbracht. (Z. 62-69)

Erstens erlebt er dort die sozialen Beziehungen als sehr positiv. Allerdings sind nicht die (von Rahmenbedingungen unabhängigen) individuellen Beziehungen zu Mitschülern bzw. Mitschülerinnen entscheidend, mit denen man sich gut versteht. Vielmehr kommt den Rahmenbedingungen bzw. Strukturen (den kleinen Klassen) eine zentrale Bedeutung bei der Erklärung des Gelingens sozialer Beziehungen zu. Zweitens fühlt sich Liang an dieser Schule wohl, weil hier das, was er später als Stigma erleben wird, seine Bikulturalität bzw. Binationalität, verbreitet und akzeptiert ist. Drittens kann Liang in der Schule einen weiteren für ihn wichtigen Identitätsbereich abdecken, nämlich Leistung, wie an anderer Stelle deutlich wird. Die Schule stellt somit in verschiedener Hinsicht einen Ermöglichungsraum dar.

Nach dem Umzug nach Deutschland sinken nicht nur die Schulleistungen. Auch an stabilen sozialen Beziehungen mangelt es ihm. Statt einer starken Klassengemeinschaft gibt es „nur .. Gruppen und Cliques“ (Z. 118), zu denen man als Neuer und Fremder wohl nur schwerlich Zugang findet. Wahrscheinlich auch deswegen präferiert er eine stark strukturell bzw. institutionell geprägte Form der Kollektivität. Auch die Schule kann nun also, nach der Familie, nicht mehr Liangs Bedürfnissen entgegenkommen – was nun? Liang spielt ab der gymnasialen Oberstufe *Diablo II*, ein Action-Rollenspiel:

Das Spiel war einfach .. genial. /Mhm./ Und (4) es (1) ja bringt, man kann in dem Spiel viel er- erleben. (...) Man brauch- man wird dadurch da sehr gefordert. /Mhm./ Und, (2) es .. hat ein Erfolgs- (1) gefühle vermittelt. /Mhm mhm./ (2) Und (1) ein einfach .. zum Nachdenken gebracht auch /Mhm./ und (2) man konnte .. also ich hab ja auch andere Freunde gehabt, die das gespielt haben /Ja./ und man hat etwas, man hatte ein Projekt. /Ja./ Was einem (1) so n Lebenssinn gegeben hat, /Mhm./ sag ich mal. (Z. 761-769)

Das Spiel fällt dabei auf fruchtbaren Boden und ist als neuer Ermöglichungsraum für Liang zu sehen, ähnlich wie in Taiwan die Schule, indem es soziale Kontakte, Abenteuer und etwas Eigenes zu ermöglichen und damit Lebenssinn zu geben scheint. Hier erfährt Liang zum ersten Mal selbstbestimmte Leistung, was vor dem Hintergrund voriger Fremdbestimmtheit, z.B. beim Deutschlernen, als besonders positiv erlebt wird. Diese virtuelle Kompensation von realweltlichen Defiziten ist ein erster Erklärungsansatz für Liangs Computerspielabhängigkeit, wenngleich auch ein untergeordneter, wie im Folgenden deutlich wird.

Während des Studiums beginnt er dann, das Echtzeit-Strategiespiel *DotA* zu spielen, bei dem das Soziale als Spielfaktor in den Mittelpunkt rückt, weil „man bei dem Spiel (1) mehr zusammen arbeiten muss mit den anderen. Das heißt, das .. Verhältnis war intensiver als bei Starcraft oder Diablo II.“ (Z. 891-893) Wie in der Klassengemeinschaft in Taiwan, die Liang in Deutschland nicht wiederfindet, ist in *DotA* das

Soziale in der (Spiel-)Struktur angelegt. Dieses Soziale, ohne das Leistung im Spiel nicht möglich ist, beschreibt er noch genauer:

Bei DOTA is man unbedingt auf .. die anderen vier /Ja./ angewiesen, weil (1) man kann nicht vier gegen fünf gewinnen. /Ja./ Man muss wirklich .. es muss wirklich jeder dabei sein /Mhm./ und am richtigen Moment zum richtigen Ort da sein (...). Weil, in einer Schlacht sind meistens .. alle fünf .. des anderen Teams beteiligt. (...) Man muss wirklich .. gut zusammen arbeiten. /Ja./ Damit man .. Erfolg hat im Spiel. /Mhm mhm./ Das äh hab ich bei anderen Spielen noch nicht erlebt. (Z. 904-921)

Die Auswirkungen des Kontakts zu den Mitspielenden beschreibt er als „emotionales Auf und Ab“ (Z. 922): Man lobt sich (Z. 923) und wird „fertig gemacht“, wenn man etwas „vergeigt“ (Z. 932 f.). Der Fokus liegt hier also auf der Leistung, nicht auf der Person. Er ist hier als Person austauschbar, es kommt auf die Rolle an, die er spielt. Liang geht hinsichtlich der Entpersonalisierung sogar noch einen Schritt weiter: Mit seinen Mitspielenden kommuniziert er nicht mündlich per *Teamspeak* oder *Skype*, sondern schriftlich – er tippt (Z. 930 f.). Außerdem spielt er im Modus „offenes Spiel ohne festen Clan“, d.h. er hat immer wieder andere Mitspielende. Das Soziale tritt also in den Hintergrund, die Leistung in den Vordergrund. Liang hatte somit die Wahl zwischen beliebig-anonymen und kontinuierlichen Sozialbeziehungen und wählt die anonymen; er entscheidet sich gegen feste soziale Strukturen, sondern – wie im realen Leben – für wiederkehrende Neuanfänge, die über das Soziale hinausreichen:

Es gibt hundert verschiedene Charaktere. Das heißt, /Mhm./ das Spiel ist .. sehr vielfältig. /Mhm./ Wenn zehn Leute mitspielen hat man /Ja./ sozusagen jede Runde k- praktisch komplett (1) neue .. Zusammensetzung /Mhm./ Und, (2) es ist .. eigentlich f- .. fast ausgeschlossen, dass man ein Spiel mit denselben Charakteren jemals wieder spielen wird. /Ja./ Das heißt jedes Spiel ist eigentlich (...) was komplett Neues. (...) /Mhm./ Und, (2) man will nach jeder Runde (1) besser werden. (...) Hättsde, Mensch hättsde .. das besser gemacht, /Mhm ja./ hätten wir jetzt gewonnen. Und, nächstes Mal machs ich besser. Also sp- /Mhm./ fängt man gleich wieder ne neue Runde an. /Ja./ (Z. 845-863)

Liang erschafft sich also nicht wie viele andere Befragte, z.B. Angelika und Joshua (s.u.), einen Avatar, der die realweltlichen Probleme nicht hat, nämlich soziale Isolation bzw. ständige Neuanfänge mit immer anderen Freunden oder Bekannten, die Suche nach einer Identität bzw. Identitätsbrüche und Leistungsversagen bzw. Versagensängste. Seine virtuellen Charaktere haben die gleichen Probleme zu meistern wie er im realen Leben.

Eine weitere Funktion, die nach Liangs Aussagen das Computerspielen für ihn hat, ist noch hinzuzufügen: Oben wurde schon beschrieben, dass Liang in seine Mitbewohnerin verliebt ist – unglücklich, denn er muss mitansehen, wie sie andere Männer einlädt. Weiterhin ist er aber fixiert auf sie, er bezeichnet sich als „abhängig von ihr“ (Z. 2071 f.) – und sucht eine Ablenkung davon, so dass er sogar in Erwägung zieht, das Spiel doch wieder zu installieren:

Ich war jetzt ähm .. eine Woche in Urlaub (...), da hab ich gemerkt .. es gib auch .. andere tolle Frauen außer sie /Mhm./ .. und äh (2) es hat mir insofern geholfen, weil ich einfach mit den Gedanken nicht mehr bei ihr war. /Ja./ Und ich dachte wenn ich jetzte wieder anfangen zu spielen bin ich mit den Gedanken auch nicht mehr bei ihr. (Z. 2060-2070)

Wie er vom Spielen loskommen kann, wie also seine Zukunft ohne Spiel aussehen kann, das weiß Liang (noch?) nicht. Er beschreibt, dass er einen Ersatz für das Spielen brauche, welches selbst wiederum seiner Einschätzung nach ein Ersatz für realweltliche Bedürfnisbefriedigung sei (s. auch Zitat unten Z. 1234-1251):

Ich hab das Gefühl .. ähm auch, (2) dass ich .. ständig Ersatz suche, von dem Spielen, /Mhm./ dass ich irgendwie anders, .. dass ich überlege, wie ich jetzt glücklich werden kann, weil ähm irgendwie .. den richtigen Ersatz hab ich noch nicht gefunden. Weil beim Spielen konnte ich alles andere vergessen. /Ja./ Und .. obwohl ich eigentlich so krankhaft gelebt habe, ne, /Ja./ war ich eigentlich immer zufrieden und glücklich. (Z. 1877-1883)

Rückblickend erkennt er, dass das Spielen keine faktischen Alternativen bzw. Lösungen, sondern nur Scheinlösungen bietet und sein reales Leben stark eingeschränkt war:

Es wird alles einem vorgegaukelt. Es ist nicht so .. richtiger Erfolg eigentlich. Es sind auch keine richtige .. äh .. richtige Kommunikation mit den Menschen. Kein Zusammenleben, wirklich. Aber es wird .. /Ja./ einem imitiert oder irgendwie .. /Ja. Mhm./ Mir ist es gelungen doch darauf reinzufallen. (lacht) (...) Also wenn ich heute nachdenke, also so Momente wo ich .. ähm gemerkt habe, dass ich wirklich .. dass es wirklich nicht mehr normal ist. Dass ich schon von einer Krankheit auch spreche ist, zum Beispiel, wenn man .. wenn man .. zum Beispiel auf Hygiene verzichtet weil man sich sagt, äh ich bin sowieso in meinem Zimmer den ganzen Tag und werd äh keine Leute sehen, /Mhm./ dann dusch ich mich heute nicht. Wozu auch. /Mhm./ Kann ich ne halbe Stunde länger schla- äh spielen oder so. /Ja./ Manchmal war ich auch schon .. zu bequem einkaufen zu gehen .. /Mhm./ Deswegen hab ich dann mal zwei Tage nix gegessen oder so. (Z. 1234-1251)

Nun will er stattdessen Dinge nachholen, die er durch sein intensives Computerspielen im Vergleich zur hier angesprochenen Normalbiographie verlernt bzw. verpasst habe:

Und jetzt bin ich ständig damit beschäftigt .. nicht .. bei dem Gedanken zu landen, .. bei dem schlechten Gewissen, dass ich (...) jetzt drei Jahre .. vergeudet habe. Sozusagen. (...) Stell dir vor, du .. würdest drei Jahre deines Lebens verloren haben, irgendwie. (...) Andere Leute in deinem Alter sind schon fast fertig mit dem Studium .. /Mhm./ haben schon geheiratet, haben Kinder, haben Haus. Keine Ahnung. /Mhm mhm./ Und du .. äh hast es eigentlich in den letzten Jahren nicht wirklich weit gebracht. (Z. 1887-1904)

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass wir mit Liang einen ehemaligen Spieler kennengelernt haben, bei dem sich Unbeständigkeit im realen Leben, bedingt durch einige biographische Umbrüche und eine fehlende stabilisierende Funktion der Familie, mit Unbeständigkeit im Spiel verbinden. Was ihm im realen Leben fehlt (Stabilität und Kontinuität insgesamt, stabile soziale Beziehungen, Anerkennung und Erfolg bei selbstbestimmten Leistungen), ersetzt er nur bedingt durch das Spiel. Vielmehr reproduziert er im Spiel (trotz anderer Möglichkeiten) die problematischen Konstellationen, mit denen er im realen Leben zu kämpfen hat, und spielt sie immer wieder durch: die stetigen Neuanfänge, die instabilen sozialen Beziehungen und die Leistungsfixierung. Außerdem zeigt sich bei Liang noch ein zweites zentrales Spielmotiv, welches er selbst thematisiert: das der Ablenkung von realweltlichen Sorgen durch ein fesselndes, actionreiches Spiel. Liang ist also kaum bei sich selbst, er ist immer auf der Suche nach Ersatz (für den Ersatz), wie er es selbst formulierte. Die Identitätssuche ist bis heute noch nicht abgeschlossen.

Johanna

Biographische Daten

Johanna ist zum Interviewzeitpunkt Anfang zwanzig. Sie wurde noch kurz vor der Wende in einem ostdeutschen Bundesland geboren. Ihr Vater ist unter der Woche auf Montage und kehrt jeweils am Wochenende zur Familie heim. Der Zeitpunkt, zu dem ihre Mutter wieder in die Vollzeit-Berufstätigkeit als Verwaltungsangestellte einsteigt, wird nicht genau genannt, liegt aber jedenfalls vor Johannas Schuleintritt im Alter von sechs Jahren. Als Johanna sieben Jahre alt ist, legt sich die Familie den ersten PC zu, einen eigenen Fernseher bekommt Johanna mit fünf Jahren in ihr Zimmer, eine eigene Spielkonsole mit sieben. Sie beginnt, Spiele wie *Tetris* und *Super Mario* zu spielen. Nachmittage und Schulferien verbringt Johanna wegen der Berufstätigkeit der Eltern entweder bei den Großeltern oder alleine zu Hause. Mit ca. 14 Jahren spielt sie eine kurze Zeit „Ballerspiele“, bis die Eltern dies unterbinden. Johanna wechselt ihre Computerspielvorlieben und steigt auf *Anno 1602* und *Die Sims* um und kommt mit einem fünf Jahre älteren Freund zusammen. Er ist arbeitslos und verbringt sehr viel Zeit vor dem PC. Johannas Schulnoten werden schlechter, sie muss die elfte Klasse wiederholen und wechselt dabei die Schule. Es folgt die Trennung von ihrem Freund und eine exzessive Computerspielphase, auf welche die Eltern mit drastischen Kontrollmaßnahmen (Computerzimmer abschließen) reagieren. Nach dem Abitur geht Johanna für ein Jahr nach Irland, wo sie als *Au-pair* in einer fünfköpfigen Gastfamilie mit zwei berufstätigen Eltern arbeitet. Sie leistet etwa das Doppelte der zulässigen Arbeitszeit in Haushalt und Kinderbetreuung und spielt zusätzlich ca. acht Stunden täglich *Die Sims*. Nach ihrer Selbsteinschätzung ist sie zu dieser Zeit computerspielabhängig. Anschließend beginnt sie ein Lehramtsstudium in B-Stadt (deutsche Großstadt). Zu diesem Zeitpunkt bekommt sie ihren ersten eigenen Laptop. Sie verbringt viel Zeit in sozialen Netzwerken im Internet und spielt dort auch das Facebook-Game *Farmville*. Das Spiel *Die Sims* hat sie in Irland zurückgelassen. Nachdem sie zunächst vom Wohnort der Eltern nach B-Stadt gependelt war, zieht sie kurz vor dem Interview in eine WG in B-Stadt um. Sie kommt mit ihrem neuen Freund zusammen.

Interviewanalyse

Aus den längeren Passagen, in denen Johanna über ihre Kindheit berichtet, haben wir eine Reihe von Charakteristika herausarbeiten und zu zentralen Motiven verdichten können. Zunächst zu den Verhältnissen in Johannas Herkunftsfamilie: Unter der Woche sieht Johanna ihren Vater nicht, und während seiner Anwesenheitszeiten, also am Wochenende, ist das Verhältnis angespannt, da er die Erziehung durch die Mutter als ungenügend betrachtet und durch strenge Sanktionen kompensieren zu müssen glaubt:

Da Papa nur am Wochenende zu Hause gewesen ist, .. ähm .. der hat immer gesagt, „ich muss jetzt die ganze .. Woche .. die hier verkorkst wurde, .. in einer an einem Wochenende ausbügeln.“ .. Und es gab sehr viel Mecker. Und Ärger und .. Stubenarrest (Z. 511-515) (...) Und wenn ich was nicht richtig gemacht hatte, gab's Fernsehverbot. (...) Oder Computerverbot. (Z. 908-910)

Über die Mutter, die zeitlich präsenter ist als der Vater, erfahren wir im Interview weniger. Wegen ihrer Berufstätigkeit ist Johanna als jüngeres Kind in den Ferien oft bei den Großeltern. Später, als älteres Mädchen, verbringt sie die Ferienwochen zu Hause und berichtet, wie sie ihre Tage verbrachte:

Bin aufgestanden morgens (...) .. Hab mich an den Computer gesetzt und .. wenn meine Mama abends nach Hause gekommen ist, um vier oder um fünf .. dann hab ich erst gemerkt, „oh. .. Der Tag ist vorbei. .. Und ich hab nix geschafft zu Hause. /Hmhm./ Ich hab nichts für die Schule machen können. .. Ich hab äh nicht das gemacht, was Mama mir auf so 'nem kleinen Zettelchen geschrieben hat.“ (...) Es ist der Müll rausbringen oder es ist einfach nur Geschirrspüler ausräumen. (1) Und man sitzt dann da vor'm Computer und sagt, „nein. .. Mach ich später. .. Möcht ich jetzt nicht machen.. Das ist viel interessanter, was ich hier gerade mache am Computer.“ (Z. 170-187)

Auffällig ist eine Präsenz von Bildschirmmedien bei einer gleichzeitigen häufigen Absenz der Eltern. Diese hinterlassen in Form von „Zettelchen“, wie die Mutter, oder in Form von angedrohten Sanktionen, wie der Vater, klare externe Leistungsanforderungen, denen sie sich auch in deren Abwesenheit verpflichtet fühlt, mit denen sie sich jedoch innerlich nicht verbindet.

.. die Chance Fernsehen zu gucken (...) wenn die vorbei ist, .. dann wird halt /Hmhm./ was anderes gemacht (...) Du musst dich um die Schule kümmern. /Hmhm./ Du musst dich um den Hund kümmern, (...) Zum /Hmhm./ Sport gehen musst du auch. .. Und ähm .. die [ihre Eltern, d.A.] wollten mir einfach nur die Zeit geben, .. dass ich da mich (überlegend) ne Stunde oder zwei Stunden /Hmhm./ ausruhen kann. (Z. 895-905)

Johanna verwendet in diesem Interviewausschnitt dreimal hintereinander das Modalverb „müssen“ für die realweltlichen Tätigkeiten. Demgegenüber verwendet sie für das Fernsehen die Wörter „Chance“ und „können“. Fernsehen scheint für sie einen Entspannungs- und Ermöglichungsraum außerhalb der Pflichten des realen Lebens darzustellen. Wenn sie am Computer spielt, muss sie nicht an die Verpflichtungen

denken, wie sie in einer Art kindlichem Selbstgespräch (s.o. „mach ich später“) beschreibt. Zusätzlich erfüllen Bildschirmmedien die Funktion, während der Abwesenheiten der Eltern Langeweile zu vertreiben. Wenn die Eltern am Sonntagmorgen noch ausschließen, habe sie regelmäßig ferngesehen, berichtet Johanna.

Interessant ist, dass Johanna gegen die strenge Erziehung durch die Eltern nicht rebelliert, sondern sie im Gegenteil noch in Schutz nimmt:

Aber (1) gut, es lag auch ein bisschen an mir. /Hmhm./ Ich hab halt nicht das gemacht, was ich sollte. (...) Das liegt aber auch, denke ich mal, an .. der Kindheit meines Papas. Und mein Opa hat auch .. ne ziemlich strenge Hand geführt hat. .. /Ja./ Und die hat er eben nun auf mich übertragen. (Z. 519-527)

Die erste Liebesbeziehung, von der Johanna berichtet, ist die mit einem fünf Jahre älteren arbeitslosen Mann. Sie schildert als einen wichtigen Trennungsgrund, dass dem Freund sein Computer wichtiger gewesen sei als alles andere, auch als der Kontakt mit „Leuten, die einem wichtig sind“, womit sie vermutlich vor allem sich selbst meint.

*.. wirklich .. g- gute Erinnerungen hab ich nicht an ihn. /Hmhm. Hmhm./ Also, er war wirklich sehr .. verpocht auf seinen Computer. /Hmhm./ Sein Ein und Alles. Und .. darf man nicht anfassen. (...) Und das hat mich einfach nur ge-
nervt. (...) Rumgespiele ohne Sinn. ..Und nichts mit anderen Leuten machen, die einem wichtig sind. (Z. 629-645)*

Als Außenstehende kritisierte sie also die Eingenommenheit vom Computer, von dem sie in Bezug auf das eigene spätere Spielverhalten immer wieder sagt, sie habe das bei sich selbst „nicht gemerkt“. Der Vergleich mit anderen Suchterkrankungen wird von ihr verwendet, um das, was sie im Rückblick als Verdrängung wertet, zu begründen: „Also, ich hab's am Anfang natürlich auch nicht gemerkt. .. Wie /Hmhm./ jeder Süchtige dann sagt ‚ich bin nicht abhängig.‘“ (Z. 162-164).

Der Aufbruch nach Irland nach ihrem Abitur bedeutet für Johanna erstmals eine längere Abwesenheit von den Eltern. Als Beweggründe für die *Au-pair*-Entscheidung gibt Johanna an, sie habe neben der Verbesserung ihrer Fremdsprachenkenntnisse etwas „über .. Familien. Und .. Familienzusammenhalt. (...) Und .. Kinderbetreuung“ (Z. 962-964) lernen wollen, sie möchte also möglicherweise gerade im Unterschied zu ihrer eigenen Familie normales Familienleben kennenlernen. Die *Au-pair*-Zeit kann zudem als „Fluchtversuch“ gedeutet werden, als Bestrebung, sich von einem Elternhaus abzugrenzen, in dem die Eltern als abwesend und zugleich dominierend erlebt werden.

Jedoch beschreibt Johanna die Startbedingungen in Irland als schwierig, weil in der Familie beide Eltern berufstätig sind. Die Familie hat einen älteren Sohn, der ein Internat besucht, sowie zwei jüngere Kinder von fünf und sieben Jahren. Die Mutter ist unter der Woche zu den Wachzeiten der Kinder nicht anwesend, der Vater „kam nach Hause von seinem Bürojob. ‚Oh. (stöhnend) Ich bin so fertig.‘ Hat sich auf's Sofa gelümmelt.“ (Z. 983-985). Auf die Bitte hin, ihren Tagesablauf in der Gastfamilie zu beschreiben, gibt sie an, von sieben Uhr früh bis am Vormittag gearbeitet, dann bis drei Uhr am Computer gespielt zu haben.

[Ich habe dann, d.A.] die Kinder abgeholt. Mit denen Hausaufgaben gemacht.. Essen gemacht. Den Haushalt geschmissen. (1) Und von diesen (1) 30 Stunden. 25, 30 Stunden, die ich eigentlich arbeiten darf. ..waren's dann vielleicht doch achtzig. (Z. 992-999) Und das war einfach zu viel des Guten. /Hmhm./ Deswegen auch wenn die Kinder in der Schule waren, .. hab ich mich einfach vor den Computer gesetzt. .. Gesagt, „jetzt ist meine Zeit.“ (...) Ich hatte fertig, was ich fertig haben musste. (Z. 1053-1057) (...) und wenn die Kinder im Bett waren, ging's weiter. .. Bis nachts .. um eins, um zwei. (Z. 1190-1191)

Insgesamt ergibt sich bei etwa vier Stunden am Vormittag und fünf Stunden am Abend eine tägliche Computerspielzeit von ca. neun Stunden. Parallelen in den Schilderungen des Alltags in Irland und des Alltags in ihrer Herkunftsfamilie sind augenfällig: Wenn das „Muss“ – die Haushaltspflichten – erledigt ist, dann darf Johanna sich vor dem Bildschirm Zeit für sich nehmen.⁶ Alternativen für die Gestaltung dessen, was Johanna „meine Zeit“ nennt, hat sie zu Hause nicht gelernt und nun im Ausland nicht zur Verfügung. Die Hoffnung, etwas über andere Möglichkeiten des Zusammenlebens zu lernen, erfüllt sich nicht. Der Aufbruch nach Irland endet also nicht in anderen Verhältnissen, sondern in der Wiederholung des Bekannten.

Die mit dem Computerspiel *Sims* verbrachte Zeit lässt sich als zweiter, diesmal als virtueller Fluchtversuch verstehen. Über ihr Spielverhalten erzählt Johanna Folgendes:

Ähm die Sims ist ein Rollenspiel. /Hmhm./ Man schlüpft in eine Person. /Hmhm./ .. Und .. führt diese Person durch den Alltag. /Hmhm./ Ähm zu Anfang .. kauft man sich ein Grundstück. .. /Hmhm./ Hat ein bisschen Startgeld und muss dann eben .. ein Haus bauen. /Hmhm./ .. Gucken, dass die Person zur Arbeit geht. .. Geld verdient. /Hmhm./ (...) Und morgens zusehen, dass die Person ähm .. ganz normale Dinge .. bewältigt wie sich duschen oder /Hmhm./ was essen. Oder .. mit anderen Leuten kommunizieren. /Hmhm./ Eigentlich das, was man selber im Alltag auch macht. /Hmhm./ .. Allerdings .. ähm .. gibt es so diverse .. Befehle, wo man eben .. ein bisschen mehr Geld kriegt oder /Hmhm./ .. diese ganzen (1) äh .. Bedürfnisse wieder auffrischt. /Hmhm./ Ohne irgendwas richtig machen zu müssen. (1) Und .. man kann sich das Haus nach seinen (atmet ein) .. ähm.. Wünschen gestalten. Die Person nach seinen Wünschen gestalten. Den Alltag... Was in diesem Haus .. für Gegenstände sind. .. Und äh .. das .. ist sicherlich dieser Reiz an dem Spiel, /Hmhm./ dass man einfach eine Person .. steuert. /Hmhm./ Durch den Alltag steuert. .. Und gar nicht merkt, .. „oh. .. Eigentlich müsste ich das ja in meinem .. richtigen Leben haben.“ (Z. 1205-1232)

Das Spielverhalten müsste, um als Ausgleich zu fungieren, Freiheit von den Zwängen des Alltags im Haushalt bieten. Stattdessen schildert Johanna auch hier einen durch-

⁶ Damit ergibt sich eine Ähnlichkeit zu Schilderungen von anderen weiblichen Befragten im Sample bezüglich der Aufrechterhaltung von „Funktionsfähigkeit“ im Alltag, so z.B. bei der *World-of-Warcraft*-Abhängigen Angelika, die den wöchentlichen Hausputz stets rasant und pünktlich während der Serverwartung am Mittwoch erledigt, da sie in dieser Zeit ohnehin nicht spielen kann.

strukturierten vorgegebenen Spiel-Alltag. Man „muss“ ein Haus kaufen, arbeiten, duschen, kommunizieren. Es gibt allerdings auch im Spiel die Möglichkeit, es gibt „so diverse Befehle“ (s.u. Erläuterung zum *Cheat*), mit denen man diese Zwänge umgehen kann. Wir können hier von einer dritten Wiederholung desselben Musters sprechen: Nicht nur Johanna als Kind in ihrer Herkunftsfamilie, nicht nur Johanna als *Au-pair* in der Gastfamilie, sondern sogar der virtuelle Charakter, den Johanna in *Sims* steuert, verhält sich nach dem beschriebenen Muster von Abwechslung zwischen dem, was sein muss, also der Pflicht der Alltagszwänge, und der anders gearteten „Kür“ der schnellen Bedürfnisbefriedigung ohne große eigene Aktivität. Etwas Vorwissen zum Spiel ist nötig, um zu begreifen, was bei einem virtuellen Charakter überhaupt „Bedürfnisbefriedigung ohne Eigenaktivität“ bedeuten könnte: Üblicherweise muss der bzw. die Spielende zum Erwerb von Spielwährung seinen virtuellen Charakter zur virtuellen Arbeit schicken. Das dauert eine bestimmte (reale) Zeit, und er bzw. sie bekommt dann virtuelles Geld. Ebenso wird reale Zeit z.B. für das virtuelle Schlafen oder das virtuelle Fernsehen benötigt, nach dem der *Sims*-Charakter dann wieder, wie anhand seiner Werte auf den Bedürfnisleisten zu erkennen, erholt und guter Laune ist. Johanna beschreibt in der obigen Passage einen *Cheat*, eine Art virtuelle Abkürzung, mit der man schneller zum Spielerfolg kommen kann, durch den man auf Knopfdruck – z.B. indem man in *Sims 2* im *Cheat*-Fenster (STRG+SHIFT+C) *maxMotives* eintippt – sofort „die Bedürfnisse wieder auffrischt“. Nicht nur für sich selbst, sondern auch für ihren *Sims*-Charakter will Johanna zwischenzeitlich Erholung haben, will etwas erreichen, „ohne irgendetwas richtig machen zu müssen“.

Im Gegensatz zu der Fremdbestimmtheit, die Johanna im Alltag in der irischen Familie erlebt, wird auf der Inhaltsebene der Sprache bei Johannas Erzählungen über *Sims* zunächst immer wieder eine erlebte Selbstbestimmtheit und Selbstwirksamkeit deutlich (s.o. zweimal „steuert“, zweimal „nach seinen Wünschen gestalten“). Für die Gestaltung des virtuellen Charakters beschreibt dies Johanna noch genauer:

... da konnte man auch .. den Körperbau verändern. (Klacken) .. Das ganze Gesicht verändern. Die Haare /Hmhm./ und .. äh (1) ja, Kleidung, wie gesagt. (1) Und äh man konnte sich die Person so schaffen, .. wie man sie gerne hätte. /Hmhm./ Wie man selber aussieht oder wie man gerne aussehen möchte. /Hmhm./ (1) Ah man lebt also in einer Traumwelt. Mit einer /Hmhm./ Traum-person, (atmet ein) .. die ähm das schafft, was man vielleicht im im (überlegend) .. realen Leben nicht schaffen könnte. (Z. 1286-1295)

Demgegenüber fällt aber auf der Ebene der *Agency*⁷ auf, dass in den gesamten obigen Textpassagen zu den *Sims* nur ein einziges Mal das Wort „ich“ verwendet wird, nämlich als Johanna in der ersten der beiden Passagen wieder den Bezug zum realen Leben herstellt („Eigentlich müsste ich das ja in meinem .. richtigen Leben haben“). Ansonsten dominiert „man“, die Schilderung ist durchgängig in kollektiver oder anonymer *Agency*. Dies ist insofern interessant, als vermutlich auf einer unbewussten Ebene die Spielhandlung von Johanna doch nicht als subjektive Handlungsmächtigkeit

7 In der *Agency*-Analyse wird die sprachliche Konstruktion subjektiver Handlungs- und Wirkmächtigkeit untersucht. Es wird davon ausgegangen, dass ein- und derselbe Sachverhalt unterschiedlich sprachlich konstruiert werden kann (z.B. „ich frage“, „es wird gefragt“, „man fragt sich“) und dass diese konkrete Versprachlichung etwas zu bedeuten hat (Bethmann, Helfferich, Hoffmann & Niermann, 2012).

keit erlebt wird. Eine einzige explizite Äußerung Johannas weist ebenfalls in diese Richtung, wenn sie sagt: „*man ist einfach in eine /Hmhm./ andere Rolle geschlüpft und .. ja, hat das gemacht, was (überlegend) .. der (lachend) .. das Spiel von einem wollte.*“ (Z. 1151-1153)

Wenn Johanna schildert, wie sie ihren Charakter (virtuelles Selbst) im Spiel so gestaltet, wie sie gerne wäre (ideales Selbst), liegt ein Bezug zur Theorie der *Actual-Ideal Self-Discrepancy* (Higgins, 1987) nahe, auf die unten in der Diskussion noch eingegangen wird.

Wie kann es nun unter diesen Umständen zu einer Beendigung des Spielverhaltens kommen? Johanna trennt sich von den *Sims*-Spielen, indem sie diese bei der Rückreise nicht nach Deutschland mitnimmt, sondern sie in Irland bei der Gastfamilie liegen lässt. Sie traut sich einen kontrollierten Konsum nicht zu: „*Man muss wirklich, wenn man davon wegkommen will, die Finger davon lassen und nicht sagen, heute kann ich mal .. und .. dann ist man sofort wieder drin.*“ (Z. 1335-1337). Bei Johanna liegt die Beendigung des Spielverhaltens erst wenige Monate zurück. Damit ist es nicht möglich, zu beurteilen, inwiefern diese Entscheidung von Dauer sein wird, gerade auch weil sie nach ihrer Rückkehr für einen Zeitraum von wenigen Wochen auf *Farmville*, ein *Facebook* bzw. *Casual Game* umsteigt, von dem sie sich erst kurz vor dem Interview wieder abgemeldet habe. Über ihre *Sims*-Spielphase sagt Johanna im Rückblick:

Und (leicht überlegend) so im Nachhinein denk ich, „oh Gott. (Rumpeln) .. Was hab ich da überhaupt gemacht? Das ist totaler Blödsinn.“ (Z. 267-269)

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sich aus der Analyse des Interviews mit Johanna als zentrales Motiv eine Abgrenzungsproblematik ergibt, die es ihr schwer macht, eigene Wünsche und Bedürfnisse gegenüber externen Anforderungen zu verteidigen. Dem Computerspielen bzw. allgemeiner der Bildschirmmediennutzung kommt entsprechend eine Ablenkungsfunktion zu, die diese Abgrenzung erleichtert, zugleich aber der Entstehung und Festigung eigener Interessen im realen Leben entgegensteht. Es erstaunt, dass sich im Interview mit Johanna als einer jungen weiblichen Gesprächspartnerin keine Hinweise auf eine Nutzung von Computerspielen als virtuellem Ersatz für Sozialkontakte finden, sondern allenfalls eine kompensatorische Funktion im Sinne des Erzielens von virtuellen Erfolgserlebnissen bei einem erlebten Mangel an Anerkennung für realweltliche Leistungen. Auffällig ist bei Johanna das beschriebene Motiv der Wiederholung einer aus ihrer Herkunftsfamilie bekannten Problematik der externen Leistungsanforderungen und der Flucht in schnelle Bedürfnisbefriedigung, ohne „irgendwas etwas richtig machen zu müssen“.

Eduardo

Biographische Daten

Eduardo, zum Zeitpunkt des Interviews ein Mittvierziger, wird in Chile als jüngster Sohn eines Universitätsprofessors und einer Versicherungsangestellten geboren, die nach der Geburt der Kinder ihre Berufstätigkeit aufgibt. Er hat vier ältere Schwestern und besucht gemeinsam mit ihnen eine deutsche Schule. Seinem Vater wird wegen der politischen Ansichten die Lehrerlaubnis entzogen, so dass er im Ausland unterrichtet, wo er bei einem Unfall mit ungeklärter Ursache zu Tode kommt. Im Fami-

lienalltag spielt Fernsehen eine geringe Rolle, es wird von der Mutter zeitlich stark begrenzt. An der Schule wird Eduardo über einen längeren Zeitraum von einem Angestellten sexuell belästigt. Leistungsmäßig hat er keinerlei Probleme, wird aber nach eigenen Angaben die gesamte Schulzeit über von den Mitschülern gemobbt. Erst im Studium der Informatik, während dessen er sich politisch gegen die Diktatur engagiert, kauft er sich den ersten eigenen Computer. Als Mittzwanziger kommt er nach Deutschland und lebt zunächst von Gelegenheitsjobs (Gebäudereinigung, Straßenkunst, technische Dienstleistungen). Da sein Abschluss nicht anerkannt wird, schließt er ein zusätzliches technisches Studium in Deutschland an. Seit seiner Ankunft in Deutschland spielt er exzessiv Computerspiele, nach eigenen Angaben ist er seit 1999 computerspielabhängig und spielt vor allem das rundenbasierte Strategiespiel *Civilization*. Insgesamt sechsmal beendet er bis heute sein Spielverhalten, deinstalliert das Spiel bzw. verschenkt mehrere Male seinen Computer. Mit Frauen hat er als Endzwanziger die ersten Beziehungen, die er als eher flüchtige sexuelle Begegnungen beschreibt. Wegen seiner Beziehungsschwierigkeiten und der Diagnose „Depression“ ist Eduardo längere Zeit in psychotherapeutischer, teilweise auch medikamentöser Behandlung. Nach einer mehrjährigen Phase in einem festen Beruf im technischen Bereich, an dessen Verlust sein Spielverhalten wesentlichen Anteil hatte, ist er seit mehreren Jahren wieder Gelegenheitsarbeiter. Eduardo lebt seit einigen Jahren mit seiner zum Zeitpunkt des Interviews hochschwangeren Partnerin zusammen, die einen halbwüchsigen Sohn in die Beziehung mitgebracht hat. Er besucht zwei Selbsthilfegruppen, eine für Glücksspielende, eine für Computerspielende.

Interviewanalyse

Eduardo gibt bereits vor dem ersten Gesprächsstimulus eine klare Positionierung an, indem er bei der Vorstellung der Studie zu „Interviews mit ehemaligen Computerspielabhängigen“ die Interviewerin unterbricht:

Ehemalig computerspielabhängig gibt's nicht. (1) Es kann man ist /Ja./ nicht ehemalig süchtig. (1) Das gibt's nicht. (...) weil es da sehr viele Gemeinsamkeiten gibt (...) mit den Alkoholabhängigen (1), dass man (1) süchtig ist und süchtig bleibt und und dass man diese Realität einfach akzeptieren muss, ja. (Z. 106-123)

Eduardo thematisiert im Verlauf des Interviews auch die Suchtprobleme bei seinen Angehörigen im weiteren Familienkreis und deutet sein Computerspielverhalten als lebenslang bestehende Suchterkrankung, die zum Teil durch diese Veranlagung erklärt wird. Für diese Problematik, die bei ihm bereits vor mehr als zehn Jahren einsetzte, gab es damals kein Verständnis:

Ich hab's Leuten in meiner Umgebung gesagt, dass das äh .. nicht in Ordnung ist, dass ich ne Therapie brauche. /Hmhm./ Und ahm (1) dass ähm (1) ich mich da nicht kontrollieren kann, ja. /Hmhm./ Und (1) alle haben nur darüber .. alle fanden das ganz lustig. (Z. 298-302)

Dass Computerspielabhängigkeit inzwischen mehr und mehr als Problematik bekannt und als Suchterkrankung ernstgenommen wird, wird von Eduardo mehrfach betont

und begrüßt. Dabei kann diese Betonung der „süchtigen Persönlichkeit“ auch als Versuch angesehen werden, die eigenen Schwächen zu entschuldigen bzw. die Flucht aus schwierigen Situationen nicht als persönliche Schwäche, sondern als unvermeidliche Eigenschaft eines „Süchtigen“ zu erklären. Als vielseitig hochbegabtes Kind hat Eduardo hohe Ansprüche an sich. Gleichzeitig erlebt er, dass sein Vater wegen seiner politischen Ansichten Chile verlassen muss, und sieht eine Ursache für das jahrelange Mobbing, dem er sich in der Schule ausgesetzt sieht, in der politischen Haltung seiner Familie.

Ich wurde sehr gehänselt, weil ich äh (1) äh bekanntermaßen ersten.. äh links war sozusagen. /Ja./ Äh also, ich war nicht links, aber .. äh im Vergleich halt zu den anderen, ja. /Ja./ (atmet ein) Ähm also, ich war gegen die re- Militärregierung /Hmhm./ einfach. Und zweitens ist es ja so, dass ich äh auf der deutschen Schule, sagen wir mal, das Schönheitsbild auf der deutschen Schule war .. das nordgermanische .. Bild,(...) Und ich war (1) genau das Gegenteil. Ich sah eher wie ein Indianer aus. (Z. 563-573)

Von der sexuellen Belästigung durch einen Angestellten der Schule erzählte Eduardo damals niemandem und begründet dies wiederum damit, dass er fürchtete, das Hän-seln würde sich dann noch verschlimmern, und „meine Familie war in einer komplizierten Lage, also durfte eben auch .. meine Familie nichts davon erfahren“ (Z.688-690).

Eduardo wählt als Studienfach Informatik und erlebt Sicherheit und Erfolge im Umgang mit einem technischen Gerät, das er programmieren kann, dessen Reaktionen planbar und beherrschbar sind (s.u. Zitat Z. 1307-1310). Als Anzeichen für die große Bedeutung bis hin zu einem Beziehungersatz, die sein Computer für ihn zu haben scheint, deuten wir die Wortwahl, mit der er seinen Umzug nach Deutschland beschreibt:

Dann kam ich.. nach Deutschland (langgezogen) Anfang der neunziger Jahre /Hmhm./ Und ich kam mit meinem Computer her. (Z. 206-208)

Eine Personifizierung des Computers, der von Eduardo im Gegensatz zu anderen, online am Spiel teilnehmenden menschlichen Gegnern als „würdiger“ Gegner bezeichnet wird, zeigt sich auch in der folgenden Aussage:

Ich finde nicht oft einen würdigen (überlegend) äh Spielpartner, ja. (atmet ein) Und deswegen spiele ich einfach oft gegen den Computer. (Z. 1293-1296)

Ein Motiv, dass sich durch das Interview mit Eduardo hindurch zieht, ist seine sehr hohe Einschätzung seines persönlichen Potenzials, unter dessen fehlender Ausschöpfung bzw. Verwirklichung er leidet.

ich galt schon in meiner Jugend als .. sehr begabt, ja. Äh, .. also, künstlerisch, äh wie auch intellektuell. (1) Ähm ja, vor allem die beiden Sachen. Eigentlich /Hmhm./ stehen mir alle Möglichkeiten offen im Leben, ja. /Hmhm./ (atmet ein)

Ähm .. und dieses Problem [Computerspielabhängigkeit, d.A.] lässt mich nicht voran .. kommen. (Z. 494-501)

Ein Motiv für sein Computerspielverhalten ist damit auch das zumindest virtuelle Verwirklichen großer Pläne, das zwischen dem wiederholten Scheitern im Realis und den großen Möglichkeiten im Potentialis vermitteln hilft.

Eine wichtige Funktion des Computerspielens ist für Eduardo die Möglichkeit, sich von realweltlichen Problemen, vor allem von Beziehungsproblemen abzulenken. Die Unsicherheit und der Kontrollverlust, der mit dem Umgang mit lebendigen Menschen einhergeht, führt in Konfliktsituationen mit Menschen, die ihm nahe stehen, immer wieder zu Rückfällen als Flucht in eine kontrollierbare, planbare Welt:

wenn ich persönliche Probleme mit einer anderen Person kriege, besonders mit meiner .. Lebensgefährtin. Dass mich das ständig beschäftigt. ..ja. Und dass ich dann nicht aufhören kann, darüber nachzudenken. /Ja./ Deshalb äh.. schaffe ich so irgendwas zur Ablenkung. „Was gibt es?“ wahrscheinlich Computerspiel. (atmet ein) Das Problem ist, was anderes lenkt mich oft nicht ab, ja. (Z. 433-441)

Die Dramatik der Lage, in der Eduardo sich während der schlimmsten Phase seiner Computerspielabhängigkeit befand, schildert Eduardo sehr offen.

Einmal war es ja wirklich so, dass ich äh drei Wochen lang .. die Jalousien nicht aufgemacht habe. Nicht aus dem Haus gegangen bin. Ich bin nicht auf's Klo gegangen. Ich bin nicht (atmet ein) (1) ich hab nicht gegessen. Ich hab äh .. nicht getrunken. Ich fühlte mich unwohl. Ich hab weiter Computer gespielt, /Hmhm./ ja. Äh irgendwann mal .. musste ich wirklich auf's Klo. Es ging nicht mehr. Ich bin auf dem Weg von der Tür .. bis zur Toilette halt .. äh umgefallen. (1) Und ähm (.. ja. Weiß ich wie ich äh .. vielleicht lag ich da ne halbe Stunde lang. Ich weiß es nicht. (...) also, ich bin aufgestanden. Also, ich (1) ja, ich hatte mir in die Hose gemacht, ist ja /Ja./ klar. (Z. 370-388)

Die Auswirkungen des Spielverhaltens beurteilt Eduardo auch außerhalb solcher Extremsituationen als negativ:

...wenn ich ich fff äh meine Spielphasen hab, dann muss ich oft bei der in der Bibliothek schon mal .. 30 Euro zahlen, weil ich irgendwelche Bücher nicht zurückgegeben hab. (...) ich geh mit Scham dahin. /Ja./ Ich hab (...).. Kunden vernachlässigt und so weiter. (Z. 2494-2500)

Eduardo gibt selbst auf die Frage, wie er sich erkläre, dass seine Spielzeiten mehr und mehr zugenommen hätten, eine Antwort, in der er direkt die Ausübung von politischer Macht als etwas bezeichnet, was das Spiel für ihn attraktiv gemacht habe. Es liegt nahe, dass er dabei auf eine Verbindung zu der erlebten politischen Ohnmacht in seinem Heimatland anspielt, auch wenn er diesen Zusammenhang nicht explizit erwähnt.

dieses Civilisation zum Beispiel da fühlt man auf einmal Macht, /Hmhm./ ja. N- dann hat man auch für mich, das war auch wichtig, die politische Macht, gell. /Ja./ (atmet ein) Da ist man der (überlegend) Führer einer ganzen Zivilisation. (Z. 1307-1310)

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass bei Eduardo das Motiv der Ablenkung nicht nur aus der Analyse des Interviews deutlich wird, sondern es wird, wie oben beschrieben, von ihm selbst als zentrale Funktion des Computerspielens, auch als Auslöser für seinen jüngsten Rückfall thematisiert (Z. 433-441). Eine kompensatorische Funktion im Bereich des Soziallebens ist dagegen ähnlich wie bei Johanna kaum zu beschreiben, obgleich er ein Online-Spiel spielt, in dem soziale Interaktion möglich wäre. Als einen Ersatz für soziale Beziehungen kann man eher Eduardos Interaktion mit dem Computer selbst deuten, den er als Gegner ansieht, den zu besiegen eine größere Herausforderung darstelle als ein Antreten gegen menschliche Mitspielende, unter denen er „*keine würdigen Gegner*“ zu finden meint. Für die Unzufriedenheit, die aus dem starken Kontrast zwischen Eduardos sehr hohen Erwartungen an sich selbst und ihrer realen Unerfülltheit entsteht, bietet das Computerspielen Linderung. Die Wiederaufnahme des Motivs „Macht/Ohnmacht“, das Eduardo unter der Diktatur in seinem Heimatland und zusätzlich als Opfer sexueller Belästigung während der Schulzeit aus der Seite des Ohnmächtigen erlebt hat, wiederholt er immer wieder im Computerspiel von der Seite des Mächtigen aus.

Diskussion

Was meinen die Spielenden zu finden, was suchen sie im Spiel, warum spielen sie? Und können die Spielermotive der so ganz unterschiedlichen Interviewten in gemeinsame Kategorien eingeordnet werden? Zur Beantwortung dieser Frage zogen wir zusätzlich zu den Interviews mit Liang, Johanna und Eduardo auch Ergebnisse aus weiteren Fällen hinzu.

Weder gehen wir ausschließlich davon aus, dass ein Computerspiel wie ein Erreger von außen ein besonders empfängliches bzw. gefährdetes Opfer befällt – der oder die Spielende sucht sich auch ein Stück weit „Selbstmedikation“. Noch behandeln wir, wie erwähnt, diese subjektive Sinnhaftigkeit des Spielhandelns gemäß der Tradition der *Game Studies* als einzige Interpretationsebene unter Ausblendung des (realweltlichen) biographischen Kontexts. Für diesen über Pathologisierung versus Entproblematisierung hinausgehenden Mittelweg spricht deutlich der nicht nur in den drei geschilderten Fällen beschriebene sehr hohe subjektive Leidensdruck, oftmals verbunden mit dem Gefühl, die Kontrolle über das eigene Leben an ein Computerspiel abgeben zu haben, sowie die z.T. wiederholten vergeblichen Ausstiegsversuche. Die Interviewten bezeichneten sich selbst bereits im Screening-Fragebogen (s. Methodik) als „computerspielabhängig“ und erzielten auch auf der eingesetzten Abhängigkeitsskala Werte, die teils weit oberhalb der Grenzen zur Sucht lagen.

Wie wir gesehen haben, finden sich bei der Analyse der Schilderungen von ehemaligen Computerspielabhängigen viele verschiedene subjektiv sinnhafte Erklärungen des Spielverhaltens. Im Folgenden möchten wir drei voneinander abgrenzbare Funktionsbereiche beschreiben, die sich wechselseitig innerhalb einer Spieler-Spiel-Passung keineswegs ausschließen; vielmehr haben wir oben in den Falldarstellungen

gesehen, dass sich verschiedene Spiel motive in je unterschiedlicher Bedeutsamkeit miteinander verbinden lassen, sodass für den bzw. die Spieler/in verschiedene (unbewusst) erhoffte Funktionen mit dem Spielen einhergehen können.

Die ersten beiden angestrebten Funktionen (pointiert ausgedrückt: „Vitamine“ und „Betäubung“) wurden in Literatur zum Computerspielen schon häufiger behandelt (z.B. Fritz & Wittig, 2009) und finden sich auch in den subjektiven Selbstdeutungen der vorgestellten Spielenden wieder. Es handelt sich also um naheliegende Deutungen von Spielverhalten und Abhängigkeit, wie sie auch in der Untersuchung von Motiven bei anderen Suchterkrankungen beschrieben werden (vgl. Dollinger & Schmidt-Semisch, 2007). Deswegen überrascht es nicht, dass sich diese Motive auch in vielen anderen Fällen der von uns untersuchten Spielerbiographien fanden. Damit unterscheiden sich die beiden ersten Funktionen deutlich von der unten beschriebenen dritten Funktion, dem *Re-Enactment*.

„Vitamine“

Die Spielenden meinen, im Spiel etwas zu finden, was ihnen im realen Leben fehlt. Wir verwenden den Begriff „Vitamin“, um die Rolle zu beschreiben, die die Gabe von Vitaminen z.B. bei dramatischen Mangelerscheinungen wie Skorbut haben kann. Das Computerspiel wird für die (Schein-?)Befriedigung echter Bedürfnisse eingesetzt. Gerade unter den computerspielabhängigen Frauen, nicht jedoch bei Johanna, nimmt hierbei der Sozialkontakt in der Gilde, also der Spielgemeinschaft eines Online-Rollenspiels, eine Art Ersatzfunktion ein. Es handelt sich dabei um Personen, die sich z.B. aufgrund belastender Kindheitserlebnisse in einem schwierigen Dilemma zwischen ihrem Wunsch nach Nähe und ihrer gleichzeitigen Furcht vor menschlichem Kontakt befinden (vgl. Bleckmann, Eckert & Jukschat, 2012). Zusätzlich findet sich in diesen Fällen wie auch bei der Mehrzahl der männlichen Interviewpartner die Funktionalisierung des Spiels als Lieferant von Anerkennung für Leistungen in Situationen, in denen im realen Leben Versagensängste oder manifeste Leistungskrisen dominieren (Jukschat, 2011). Dabei kommt dem Spielmotiv „Vitamine“ bei denjenigen Befragten ein besonderes Gewicht zu, die während der Abhängigkeit in einer Online-Rollenspielwelt unterwegs waren. Eine besonders bedeutsame und zugleich fragwürdige „Vitamin“-Funktion scheinen diese Spiele bei der Identitätsentwicklung von Jugendlichen zu haben, wobei sich die Wissenschaftler je nach Lager sicher sind, dass diese Art von „Vitamin“ sich entweder real gesundend auswirke oder dass sich die reale Problemkonstellation dadurch verschlimmerte. Dies lässt sich besonders deutlich an der Debatte um die Funktion bei der Identitätsfindung von Jugendlichen illustrieren: Der Vorschlag, dass das *Actual-Ideal Self-Discrepancy*-Modell (kurz: AISD, Higgins, 1987) bei Computerspielenden neben dem realen Selbst und dem idealen Selbst noch durch eine dritte Größe, namentlich das virtuelle Selbst⁸, ergänzt werden solle, das in der Regel in seinen Eigenschaften zwischen den beiden anderen liegt, hat sich durchgesetzt. Auf der einen Seite wird diese Reduktion der *Self-Discrepancy* durch die Vermittlung über ein virtuelles Selbst vor allem in ihren positiven Wirkmöglichkeiten dargestellt, also als hilfreich, ja therapeutisch wertvoll angesehen (Bessiere, Seay & Kiesler, 2007, 535): „players whose characters display de-

8 Wie z.B. Johannes Spielfigur bei den *Sims* als „Traumperson, .. die ähm das schafft, was man vielleicht nicht im .. realen Leben nicht schaffen könnte“ (1293-1295).

sirable qualities could imagine themselves as different and reduce their ideal-actual self discrepancies, with positive consequences for their psychological health". Dagegen spricht ganz direkt, dass gerade die Funktion des Eskapismus, der Flucht in eine Welt, in der die als belastend hoch erlebte *Self-Discrepancy* vorübergehend verringert werden kann, mit einem hohen Risiko für Computerspielabhängigkeit verknüpft ist (Li, Liao & Khoo, 2011).

Und was meinen die Spielenden? Die subjektive Einschätzung, wie erfolgreich das Spiel als „Vitamin“, als Kompensation realweltlicher Mängel wirkt, wandelt sich bei den Interviewten im Verlauf ihres Spielverhaltens: Während des Höhepunkts der Abhängigkeitsphase wird eher von einer erfolgreichen Kompensation ausgegangen, nach deren Beendigung herrschen deutlich kritischere Einschätzungen vor, wie es oben für Liang geschildert wurde (Z. 1232-1251). In ähnlicher Weise bewertet die 30-jährige Angelika rückblickend ihre zweijährige ‚vollberufliche‘ *World-of-Warcraft*-Spielphase:

Das ist das Wichtige echt, (...) dass die Gemeinschaft, die man da erlebt, dass die gar nicht wirklich ist. /Mhm./ Ne, dass solche Gemeinschaft .. wenns so'n Boss liegt nicht mit der Gemeinschaft, abends am Lagerfeuer zu vergleichen ist. /Mhm./ Also es sind .. keine bleibenden Erlebnisse. (Angelika, Z. 1476-1482)

„Betäubung“

Wir verwenden den Begriff „Betäubungsmittel“, um eine zweite Funktion von exzessivem Computerspielen zu beschreiben, nämlich Schmerzen aushaltbar zu machen, indem das Schmerzerlebnis in den Hintergrund tritt. So wäre auch dem Trinken von Alkoholabhängigen in diesem Sinne eine „Betäubungsmittelfunktion“ zuzuordnen, da es zum einen unempfindlich macht und zum anderen von als schmerzhaft empfundenen Situationen ablenkt. Computerspielende können sich in ähnlicher Weise durch das Spiel von schwierigen Bedingungen oder Entscheidungen im realen Leben ablenken (Eskapismus). Das Spiel wird dabei als so absorbierend und aufregend erlebt, dass selbst extreme Belastungen und Versagen in den Hintergrund treten. Diese Funktion nimmt bei Eduardo (vgl. Z. 433-441) wie auch bei Liang (vgl. Zitat oben Z. 2060-2070) eine bedeutsame Rolle ein. Sowohl die Schnelligkeit als auch die optischen und akustischen Rückmeldungen durch die Programmstruktur und die Online-Mitspielenden als auch die Spannung bei zufallsgenerierten Spielereignissen scheinen hier eine Rolle zu spielen. Auch hier zeigt sich eine Phasendynamik der zunächst vorherrschenden subjektiven Einschätzung des Gelingens von Betäubung, die durch eine rückblickend kritische Einschätzung abgelöst wird, wie bei dem 28-jährigen ehemaligen Informatikstudenten Joshua deutlich wird:

Dieses ehm .. dass der Kopf sich da weiter keine Gedanken drum macht. Dass man das abschaltet. Man nimmt das zwar noch am Rande irgendwo wahr, aber dadurch, dass so viele andere Dinge grade in dem Spiel passieren, die einen davon ablenken. (Joshua, Z. 2713-2716)

Im Nachhinein äh hatte ich eben kein Glück an der Uni, oder was heißt kein Glück? Es hat einfach nicht sein sollen, wo ich einfach auch für mich erkannt

habe, dass im Nachhinein ich eigentlich mich schon mit dem Spiel geflüchtet habe vor der /Mhm./ Entscheidung mein Studium abzubrechen. Und erst jetzt im Nachhinein sagen kann, das hätte ich damals schon machen müssen. Wo ich in das Spiel gegangen bin. (...) Sowas sieht man halt vieles erst im im Rückblick. (Joshua, Z. 716-730)

„*Virtuelles Re-Enactment*“

Unter „virtuellem *Re-Enactment*“ verstehen wir das wiederholte Aufgreifen realer biographischer Problemkonstellationen im Computerspiel. Wir sehen in diesem Verhalten eine Nähe zu den in der Tradition der Psychoanalyse untersuchten zwanghaften Wiederholungsphänomenen, die ursprünglich als Mittel zur Bewältigung früher Opfererfahrungen gedeutet wurden (Freud 1920). Die aktuellere Traumaforschung bezeichnet mit *Re-Enactment* ein zwanghaftes Wiederholen und Durchspielen der traumatisierenden Szenen, welches von den Betroffenen meist nicht bewusst in Zusammenhang mit früheren Lebensereignissen gebracht wird. Dabei wird die Vernachlässigung einer systematischen Untersuchung des bereits seit Jahrzehnten bekannten und beschriebenen Phänomens bedauert, und es erfolgt eine Abgrenzung von der ursprünglichen Deutung von Freud: „Freud thought that the aim of repetition was to gain mastery, but clinical experience has shown that this rarely happens; instead, repetition causes further suffering for the victims or for people in their surroundings. (...) Some traumatized people remain preoccupied with the trauma at the expense of other life experiences and continue to re-create it in some form for themselves or for others. (...) Others identify with the aggressor and do to others what was done to them.“ (van der Kolk, 1989). Als Beispiele für ein solches reales *Re-Enactment* nennt van der Kolk z.B. Studien zu Kriegsveteranen, die sich als Söldner verdingen, und zu Inzestopfern, die zu Prostituierten werden.

Es gibt auch therapeutische Ansätze, die sich gerade des begleiteten Nachspielens problematischer Szenen nach einer ursprünglich von Moreno (1946) entwickelten Methode bedienen. Handlungs- und erlebnisorientierte Methoden wie das Psychodrama arbeiten mit einer Re-Inszenierung psychosozialer Problemstellungen im Rahmen von schauspielerischen Darstellungen (vgl. Ahrens 2011). Einen ähnlichen Ansatz beschreibt Chan (2010) für die Gruppentherapie bei Alkoholabhängigkeit.⁹ Der Wiederholungszwang wird als Ausdruck einer nicht bearbeiteten Problemlage gedeutet und die Therapie zielt darauf ab, das *Re-Enactment* zu reduzieren. Gemeinsam ist diesen Ansätzen weiterhin, dass das *Re-Enactment* in einem geschützten, von geschulten Therapeuten intensiv begleiteten Rahmen stattfindet, um Veränderungen statt Verfestigungen der festgefahrenen Verhaltensmuster erzielen zu können. Als eine der Äußerungsmöglichkeiten von Kindheitstraumata beschreibt Terr (1991) das traumatische Spiel, bei dem es ebenfalls zu einer Re-Inszenierung in automatisierten Verhaltensmustern kommt.

⁹ Womöglich verbindet sich für die Spielenden unbewusst auch mit dem virtuellen *Re-Enactment* entsprechend die Hoffnung, dass in dem „geschützten“ virtuellen Raum spielerisch Lösungsansätze aufgefunden und Veränderungsmöglichkeiten eingeübt werden könnten, die dann im realen Leben zum Einsatz gebracht werden. Diese Hypothese weist eine Nähe zu der für die Vitamin-Funktion postulierten o.g., aber bisher nicht empirisch belegten Theorie der Reduktion von *self-discrepancy* durch eine vermittelnde virtuelle Identität auf.

Während also *Re-Enactment* auf der Ebene von realen Wiederholungen stattfinden kann, weist die Als-Ob-Handlung des virtuellen *Re-Enactments* im Computerspiel eine Nähe zum traumatischen Spiel bzw. therapeutischen *Re-Enactment* (Theaterspiel) auf. Das virtuelle *Re-Enactment* wäre also als ein in virtuelle Spielwelten verlagertes zwanghaftes Nachspielen problematischer, mitunter gar traumatischer Erfahrungen zu deuten.

In Bezug auf die drei vorgestellten Fälle lässt sich sagen, dass im virtuellen *Re-Enactment* die genannten Problemkonstellationen zwar immer und immer wieder durchgespielt werden. Dies läuft aber gerade nicht auf eine Lösung hinaus, sondern verschärft die bestehende realweltliche Problemlage. Während Eduardo, Opfer der chilenischen Diktatur, im Computerspiel selbst als ‚Diktator‘, also in der Täterrolle auftritt, begeben sich Johanna und Liang im Spiel in Situationen, die auch ihrer Rolle in der realweltlichen Problemkonstellation entsprechen. Die Funktion des virtuellen *Re-Enactments* wird nur von Eduardo im Ansatz explizit thematisiert (s.o. Z. 1307-1310), nicht aber von Johanna und Liang. Warum sollte eine Person darüber berichten wollen, dass sie sich in unangenehme und ausweglos erscheinende real erlebte Problemkonstellationen immer wieder hineinbegibt? Erst aus dem Vergleich der Fallstrukturhypothesen bzw. zentralen Motive mit den Merkmalen des Computerspiels ergab sich eine solche Passung. Virtuelles *Re-Enactment* kann also nicht auf der Ebene der Selbstdeutung der Betroffenen beschrieben werden, was die Notwendigkeit einer in der Erhebung biographischer und in der Auswertung rekonstruktiven Forschung zur Beschreibung dieses Phänomens unterstreicht, das sowohl bei Anwendung standardisierter Verfahren als auch bei reiner qualitativ-inhaltsanalytischer Auswertung sicherlich im Dunkeln geblieben wäre.¹⁰ Ebenso wichtig für das Herausarbeiten dieses dritten Motivs war es, auf spezielle, zunächst „sperrige“ Fälle zu fokussieren. So konnten wir diese – wie gesagt für uns überraschende – Spielfunktion erstmals beschreiben.¹¹ Sie ließ sich zunächst in den drei dargestellten Fällen und somit bei ganz unterschiedlichen Spieler-Spiel-Passungen mit einer bereits in den äußeren Merkmalen gegebenen hohen Variabilität auf Seiten der Spieler (jung versus alt, männlich versus weiblich) und Spiele (Online- versus Offline-, Simulationsspiel versus Strategiespiel) beschreiben. Wir fanden das Motiv des virtuellen *Re-Enactments*, einmal für diese Funktion sensibilisiert, mit geringerer Bedeutsamkeit für die Entstehung oder Aufrechterhaltung der Abhängigkeit aber auch bei weiteren Interviewpartnern.

Allround-Deckel und Spezialdeckel

Haben nun bestimmte Merkmale eines Computerspiels ein generell erhöhtes Abhängigkeitspotenzial zur Folge? Oder führen individuelle Spieler-Spiel-Passungen nach einer Art Topf-Deckel-Prinzip zu einer starken Spielbindung, wie es sich für Liang,

10 Interessant ist aber, dass bei quantitativen Studien zu Komorbiditäten bei Computerspielabhängigen neben Depressionen auch hohe Werte für Zwanghaftigkeit (*obsessive-compulsive behaviour*) erreicht werden (vgl. te Wildt 2012).

11 Für die Biographie einer stationär wegen Computerspielabhängigkeit in Behandlung befindlichen Jugendlichen wird von Bilke und Hellenschmidt (2010) zwar unter der Überschrift „der besondere Fall“ eine in der Tat besondere Form der virtuellen Wiederholung realer problematischer Familiendynamiken beschrieben, bei der jedoch die Betroffenen auch online in derselben Gilde miteinander interagieren, so dass es anders als bei Liang, Johanna oder Eduardo nicht klar als virtuelles *Re-Enactment* bezeichnet werden kann.

Johanna und Eduardo beschreiben ließ? Was zunächst als Widerspruch erscheinen mag, kann u.E. in einem integrierenden Modell zusammengefasst werden, wenn wir diese Fragen differenzierend nach den drei oben genannten Motiven der Selbstmedikation zu beantworten versuchen.

Bei den beiden ersten Motiven, namentlich denen, die wir pointiert als „Vitamine“ und „Betäubungsmittel“ bezeichnet haben, erwarten wir eher überindividuelle, generalisierbare Wirkungen. So können z.B. die Ersatzfunktionen eines Online-Rollenspiels eher universell als Scheinbefriedigung der verbreiteten menschlichen Bedürfnisse nach sozialer Eingebundenheit und Anerkennung für Leistungen wirksam werden. Die entsprechenden Spielstrukturen von Online-Rollenspielen, die zu einer Erhöhung der Spielzeiten führen, wurden bereits als Risikofaktoren bei der Entstehung einer Abhängigkeit beschrieben (Plöger-Werner, 2011). Auch Glücksspielelemente im Spiel, die durch zufällig vergebene Belohnungen in Form eines intermittierenden Verstärkerplans Verhaltensmuster stabilisieren, zählen zum Bereich der überindividuell wirksamen suchterzeugenden Mechanismen (Rehbein, Mößle, Zenses & Jukschat, 2010). Für die Funktion der Betäubung dürften die eine hohe Spielabsorption begünstigenden Glücksspielelemente sowie allgemeiner auch grelle Lichteffekte und Geräusche bedeutsam sein. In diesem Sinne könnte das Onlinerollenspiel (MMORPG¹²) *World of Warcraft* – 43% der ehemals Computerspielabhängigen im Ausgangssample waren *WoW*-Spielende – wegen der Erfüllung sämtlicher genannten Kriterien für eine überindividuelle Erhöhung des Abhängigkeitspotenzials als eine Art „Universaldeckel“ bezeichnet werden.

Demgegenüber muss ein Spiel, das sich zum virtuellen *Re-Enactment* biographischer Problemkonstellationen eignen soll, wesentlich stärker individuell auf die Person zugeschnitten sein. Hier würde sich demnach der bzw. die Spielende ein Spiel suchen, das wie ein Deckel zum Topf seiner bzw. ihrer individuellen Lebenslagen und Lebensfragen passt, wie es an drei ausführlichen Beispielen dargestellt werden konnte. Am meisten überrascht dabei wohl Johannas Abhängigkeit von dem verbreiteten Simulationsspiel *Sims*. Tausende spielen *Sims* – sie werden nicht abhängig. Von einem generell hohen Abhängigkeitsrisiko kann also nicht die Rede sein, dennoch hat Johanna es sogar in der Offline-Version suchartig gespielt und damit der Ausbeutung durch ihre Gastfamilie eine verblüffend ähnlich geartete virtuelle Selbstaussbeutung hinzugefügt.

Fazit

Um zu verstehen, wie in den geschilderten besonderen Fällen das Computerspielen zur Sucht werden konnte, war die Darstellung der gesamten Biographie sowie der Computerspielgeschichte aus Sichtweise der Betroffenen und deren Interpretation mithilfe rekonstruktiver Herangehensweisen nötig. Daraus ergibt sich die Forderung, die aktuell die Forschungslandschaft dominierenden medizinisch-psychologischen Ansätze zur Erforschung von Computerspielabhängigkeit stärker als bisher durch qualitativ-rekonstruktive sozialwissenschaftliche Studien zu ergänzen. Dieses Defizit kann durch die qualitative *Game Studies*-Tradition nicht aufgefüllt werden, da sich hier eine unkritische, einseitige Fokussierung auf positive Aspekte unter Ausblendung

12 Massively Multiplayer Online Role-Playing Game.

möglicher negativer Folgen von Computerspielnutzung eingebürgert hat.¹³ Dabei wird jedoch nicht berücksichtigt, dass subjektive Sinnhaftigkeit des Spielverhaltens – neben dem Spaß am Spielen eine Hauptmotivation – nicht gleichzusetzen ist mit positiven Auswirkungen auf den realen Lebensverlauf des bzw. der Spielenden. Das Motiv der „Selbstmedikation“ wird so zwar von der *Game Studies*-Forschung teilweise noch richtig identifiziert, aber grundlegend missverstanden: Für alle drei beschriebenen und sich in den einzelnen Spielerbiographien überlappenden „Selbstmedikationsformen“ bedeutet der Versuch der funktionellen Computerspielnutzung eben nicht gleichzeitig dessen Erfolg. In den drei ausführlichen Falldarstellungen dürfte deutlich geworden sein, dass das Computerspielverhalten erstens aus einer Außenperspektive nach der Norm des gelingenden Lebens problemverschärfend gewirkt hat (Liang scheiterte im Studium, Eduardo verlor seine Anstellung und fiel in Ohnmacht, Johanna wurde durch die Doppelbelastung am Aufbau eines realen Lebens in Irland gehindert). Zweitens ist der Versuch der Selbstmedikation durch Computerspiele auch aus der Sicht der Betroffenen gescheitert (vgl. Liang Z. 1234 ff. sowie 1887 ff., Johanna Z. 267 ff. und Eduardo Z. 2494 ff.). Diese Bezüge zum und Wirkungen auf das reale Leben – schlimmstenfalls in Form einer Abhängigkeit – werden von den *Game Studies* konsequenterweise ausgeblendet zugunsten einer Fokussierung auf das *In-Game*-Erleben.

Nach den hier vorgelegten Erkenntnissen ist aber ein komplexes Wechselspiel aller drei Bereiche des klassischen Suchtdreiecks (vgl. Kielholz & Ladewig, 1972) aus Suchtmittel, Persönlichkeit und Umfeld für die Entstehung einer Computerspielabhängigkeit verantwortlich, ähnlich dem Zusammenspiel dieser drei Bereiche, wie es in der sozialwissenschaftlichen Suchtforschung bei der Entstehung und Aufrechterhaltung für andere Süchte beschrieben werden konnte. Bei einer „Topf-Deckel-Passung“ zwischen Spiel und Spieler/in, die dem Spieler bzw. der Spielerin das *Re-Enactment* bestimmter biographischer Problemkonstellationen erlaubt, können auch vermeintlich ungefährliche Spieletitel wie *Sims* Offline zum Suchtspiel werden. Dieses Erkenntnis ist für die Vorbeugung und Therapie sowie Bewältigung von Computerspielabhängigkeit bedeutsam. Es ist demnach zwar richtig, vor dem hohen Abhängigkeitsrisiko ganz bestimmter Spielegenres wie der MMORPGs als „Universal-Deckel“ zu warnen (Rehbein, Mößle, Zenses & Jukschat, 2010). Dabei darf aber für Spiele, die nicht als typische Suchtspiele identifiziert werden, nicht vorschnell eine Entwarnung gegeben werden.

Noch eine Abschlussbemerkung zum Beitrag des „Setting“ bei der Entstehung von Computerspielabhängigkeit. In der Medizinsoziologie ist immer wieder die Frage behandelt worden, inwieweit bestimmte verbreitete Krankheitsbilder auch durch das über die unmittelbaren Sozialkontakte hinausgehende „weitere Umfeld“ beeinflusst werden, inwieweit sie gar als Ausdruck gesellschaftlicher Fehlentwicklungen angesehen werden können, wie es für Hysterie, Depressionen, verschiedene Suchterkrankungen oder sogar Selbstmord geschildert wurde (Alexander, 2008; Durkheim, 1983; Lohmann, 1978). Was sagt es dementsprechend über unsere Gesellschaft aus, dass die „neuen virtuellen Süchte“ als Gesellschaftskrankheiten gerade heute auftreten? Aktu-

¹³ In besonderem Maße besorgniserregend ist dabei ein Trend, den Spitzer (2012) kritisiert, nämlich dass Herstellerfirmen sich bei der Finanzierung solcher Forschung engagieren, um anschließend die vermeintlich positiven Wirkungen von Computerspielen für die Vermarktung ihrer Produkte zu nutzen.

elle Gesellschaftsdiagnosen sprechen unter anderem von nicht-erfüllbarem Leistungsdruck und konstatieren gleichzeitig einen Mangel an Anerkennung für als befriedigend erlebte Tätigkeiten, ein Defizit an bedeutsamen zwischenmenschlichen Begegnungen und einen Mangel an subjektiver Planungs- und Handlungsmächtigkeit des individualisierten Individuums in unserer komplexen und unsicher gewordenen (Arbeits-) Gesellschaft (vgl. z.B. Bauman 2008; Beck & Beck-Gernsheim 1994; Sennett 1998). Diese Motive lassen sich auch bei den Befragten finden. An anderer Stelle ist herausgearbeitet worden, inwieweit andererseits gerade durch Computerspiel(-Abhängigkeit) die Art von Subjekten generiert werden könnte, die als Humankapital für diese Leistungsgesellschaft geeignet erscheinen (Bleckmann, Jukschat & Kruse, 2012).

LITERATUR

- Ahrens, Ullrich (2011): Psychodramatische Re-Inszenierungen: Von Zwang und Gewalt in der Psychiatrie, in: Zeitschrift für Semiotik, Band 33, Heft 1-2.
- Alexander, Bruce (2008): *The Globalization of Addiction. A Study in the Poverty of the Spirit.* USA: Oxford University Press.
- American Psychiatric Association (2012): American Psychiatric Association Board of Trustees Approves DSM-5. From <http://www.psych.org/advocacy--newsroom/newsroom/news-releases>, retrieved 26.08.2013.
- Bauman, Zygmunt 2008: *Flüchtige Zeiten. Leben in der Ungewissheit*, Hamburg.
- Beck, Ulrich und Elisabeth Beck-Gernsheim (1994): *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*, Frankfurt a.M.
- Bessiere, Katherine, A. Fleming Seay and Sara Kiesler (2007): The ideal elf: Identity exploration in World of Warcraft, in: *CyberPsychology and Behavior*, 10, 530-535.
- Bethmann, Stephanie, Cornelia Helfferich, Heiko Hoffmann und Debora Niermann (2012): *Agency. Qualitative Rekonstruktionen und gesellschaftstheoretische Bezüge von Handlungsmächtigkeit*, Weinheim und Basel.
- Bilke, Oliver und Tobias Hellenschmidt (2010): Virtuelle Inszenierung paranoider Interaktionsmuster. Folie à deux in World of Warcraft, in: *Familiendynamik*, 35, 165-167.
- Bleckmann, Paula, Judith Eckert and Nadine Jukschat (2012): Futile search for a better life? Two biographical case studies on women with depression and video game dependency, in: *Advances in Dual Diagnosis*, 5, 137-146.
- Bleckmann, Paula, Nadine Jukschat und Jan Kruse (2012): Der virtuelle Geist des Kapitalismus – oder: warum exzessives Computerspielverhalten Arbeit ist, in: *ZQF – Zeitschrift für Qualitative Forschung* 1-2/2012, 235-261.
- Chan, James (2010): *Therapeutic Enactment and Addiction: Investigating the Process of Recovery*, Saarbrücken.
- Corneliussen, Hilde G. and Jill Walker Rettberg (2008): *Digital Culture, Play, and Identity. A World of Warcraft Reader*, Cambridge, Mass.
- Cover, Rob (2006): Gaming Addiction: Discourse, Identity, Time and Play in the Production of the Gamer Addiction Myth, in: *game studies – the international journal of computer game research*, 61.
- Dollinger, Bernd und Henning Schmidt-Semisch (2007): *Sozialwissenschaftliche Suchtforschung*, Wiesbaden.
- Durkheim, Emile (1983): *Der Selbstmord*, Frankfurt a.M.
- Freud, Sigmund (1920): *Jenseits des Lustprinzips*. Erstdruck Leipzig, Wien und Zürich.
- Fritz, Jürgen und Tanja Wittig (2009): Suche, Sog, Sucht: Was Online-Gaming problematisch machen kann in: Dominik Batthyany und Alfred Pritz (Hg.): *Rausch ohne Drogen – Substanzungebundene Süchte*, Wien, 309-323.

- Gentile, Douglas (2009): Pathological Video-Game Use Among Youth Ages 8 to 18: A National Study, in: *Psychological Science*, 205, 594-602.
- Hahn, André und Matthias Jerusalem (2001): Internetsucht: Validierung eines Instruments und explorative Hinweise auf personale Bedingungen, in: Axel Theobald, Marcus Dreyer und Thomas Starsetzki (Hg.): *Handbuch zur Online-Marktforschung: Theoretische Grundlagen und praktische Erfahrungen*, Wiesbaden, 213-233.
- Helfferrich, Cornelia und Jan Kruse (2007): Hermeneutisches Fremdverstehen als eine sensibilisierende Praxeologie für sozialarbeiterische Beratungskontexte. Oder: Vom „professionellen Blick“ zum „hermeneutischen Ohr“, in: Ingrid Miethe, Wolfram Fischer, Cornelia Giebeler, Martina Goblirsch und Gerhard Riemann (Hg.): *Rekonstruktion und Intervention. Interdisziplinäre Beiträge zur rekonstruktiven Sozialarbeitsforschung*, Leverkusen, 175-188.
- Higgins, E. Tory (1987): Self-discrepancy: A theory relating self and affect, in: *Psychological Review*, 94, 319-340.
- Jukschat, Nadine (2013): Extending the Study of Videogame Dependency: Social Meaningfulness of “Addictive” Gaming and Self-Analyses of Dependency, in: *RESET – Recherches en sciences sociales sur Internet* 1(2), 73-102.
- Kielholz, Paul und Dieter Ladewig (1972): *Die Drogenabhängigkeit des modernen Menschen*, München.
- Kruse, Jan (2011): *Reader „Einführung in die Qualitative Interviewforschung“*, Freiburg.
- Kruse, Jan, Kay Biesel und Christian Schmieder (2011): *Metaphernanalyse. Ein rekonstruktiver Ansatz*, Wiesbaden.
- Larkin, Michael und Mark Griffiths (2002): Experiences of Addiction and Recovery: The Case for Subjective Accounts, in: *Addiction Research and Theory*, 10, 281-311.
- Li, Dongdong, Albert Liao and Angeline Khoo (2011): Examining the Influence of Actual-Ideal Self-Discrepancies, Depression, and Escapism, on Pathological Gaming Among Massively Multiplayer Online Adolescent Gamers, in: *Cyberpsychology, Behavior and Social Networking*, 14, 535-539.
- Lohmann, Hans 1978: *Krankheit oder Entfremdung? Psychische Probleme in der Überfluggesellschaft*, Stuttgart.
- Lucius-Hoene, Gabriele und Arnulf Deppermann (2002): *Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*, Wiesbaden.
- Mehroof, Mewash and Mark D. Griffiths (2010): Online Gaming Addiction: The Role of Sensation Seeking, Self-Control, Neuroticism, Aggression, State Anxiety, and Trait Anxiety, in: *Cyberpsychology, Behavior, and Social Networking*, 13, 313-316.
- Moreno, Jacob Levy (1946): Psychodrama and Group Psychotherapy, in: *Sociometry*, 92, 249-253.
- Morgenroth, Christine 2010): *Die dritte Chance: Therapie und Gesundung von jugendlichen Drogenabhängigen*, Wiesbaden.
- Oevermann, Ulrich, Tilman Allert, Elisabeth Konau und Jürgen Krambeck (1979): Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften, in: Hans-Georg Soeffner (Hg.): *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*, Stuttgart, 352-434.
- Olson, Gary A. 1991: The Social Scientist as Author: Clifford Geertz on Ethnography and Social Construction, in: *Journal of Advanced Composition*, 11, 245-268.
- Peng, Wei and Ming Liu (2010): Online Gaming Dependency: A Preliminary Study in China, in: *Cyberpsychology, Behavior and Social Networking*, 13, 329-333.
- Plöger-Werner, Magdalena (2011): „A never ending Story“ – wie Onlinerspiele Suchtverhalten begünstigen. Eine spielstrukturelle Merkmalsanalyse der Onlinerspiele „Metin2“ und „World of Warcraft“. Implikationen für den Jugendmedienschutz, Master Thesis, Leuphana-Universität Lüneburg.

- Przyborski, Aglaja und Monika Wohlrab-Sahr (2008): *Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch*, München.
- Rehbein, Florian, Matthias Kleimann and Thomas Mößle (2010): Prevalence and Risk Factors of Video Game Dependency in Adolescence: Results of a German Nationwide Survey, in: *Cyberpsychology, Behavior, and Social Networking*, 13, 269-277.
- Rehbein, Florian, Thomas Mößle, Eva-Maria Zenses und Nadine Jukschat (2010): Zum Suchtpotential von Computerspielen. Onlinerollenspiele wie „World of Warcraft“ bergen ein erhöhtes Abhängigkeitsrisiko und erfordern Konsequenzen in den Bereichen Jugendmedienschutz und Prävention, in: *Jugendmedienschutz-Report*, 6, 8-12.
- Rumpf, Hans-Jürgen, Christian Meyer, Anja Kreuzer und Ulrich John (2011): Prävalenz der Internetabhängigkeit (PINTA), Bericht an das Bundesministerium für Gesundheit.
- Schmidt, Jan-Hinrik, Marius Drosselmeier, Wiebke Rohde und Jürgen Fritz (2011): Problematische Nutzung und Abhängigkeit von Computerspielen, in: Jürgen Fritz, Claudia Lampert, Jan-Hinrik Schmidt und Tanja Witting (Hg.): *Kompetenzen und exzessive Nutzung bei Computerspielern: Gefordert, gefördert, gefährdet*, Berlin, 201-251.
- Sennett, Richard 1998: *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*, Berlin.
- Spitzer, Manfred 2012: *Digitale Demenz. Wie wir uns und unsere Kinder um den Verstand bringen*, München.
- te Wildt, Bert und Andrija Vukicevic (2012): Komorbidität bei Internet- und Computerspielabhängigkeit, in: Christoph Möller (Hg.): *Internet- und Computerspielabhängigkeit. Ein Praxishandbuch für Therapeuten, Pädagogen und Eltern*, Stuttgart, 115-128.
- Terr, Lenore C. (1991): Childhood traumas: An outline and overview, in: *American Journal of Psychiatry*, 27, 96-104.
- van der Kolk, Bessel A. (1989): The Compulsion to Repeat the Trauma. Re-Enactment, Revictimization, and Masochism, in: *Psychiatric Clinics of North America*, 12, 389-411.

Biographie und vorzeitige Vertragslösung

Erkenntnisse über die Entwicklungsgeschichte der Betroffenen

Sebastian Klaus

Zusammenfassung

Die Berufsausbildung gilt in Deutschland als Instanz der Sozialisation, Persönlichkeitsentwicklung und Statuszuweisung. Regelmäßig kommt es innerhalb des Berufsbildungssystems zu dem Phänomen, dass die Jugendlichen und jungen Erwachsenen ihr Ausbildungsverhältnis vorzeitig ohne Titelerwerb beenden (müssen). Eine Begrenzung auf spezifische Milieus oder Randbereiche der Gesellschaft herrscht nicht vor.

In der zugrunde liegenden Untersuchung wurde das Phänomen der vorzeitigen Vertragslösung erstmals aus biographieanalytischer Perspektive betrachtet. Dadurch war es möglich, das Ereignis des beruflichen Scheiterns in den Kontext der vorberuflichen Sozialisation und der Wechselwirkungen mit anderen relevanten Lebensbereichen zu setzen. Darüber hinaus konnte ein expliziter Fokus auf die berufliche und biographische Neuorientierung nach der vorzeitigen Vertragslösung gesetzt und das Phänomen in seinen längerfristigen Auswirkungen auf die Biographien der Betroffenen beleuchtet werden. Auf Basis der theoriebildenden Kraft und der prozessualen Orientierung der Biographieanalyse, wurde, begründet auf der Datenbasis, ein generalisierungsfähiger Prozess vorgefunden und ausgearbeitet, der die Entwicklungsgeschichte der Personen mit vorzeitiger Vertragslösung dokumentiert.

Dieser Beitrag stellt den Forschungsstand, die empirische Erhebung und die Ergebnisse vor. Die Ergebnisse werden dargestellt in einem theoretischen Gerüst des vorgefundenen generalisierungsfähigen Prozesses, strukturiert in relevante Teilprozesse und deren Variationen.

1. Einleitung

Im Dualen System und in weiteren außerakademischen Ausbildungsformen Deutschlands finden vorzeitige Vertragslösungen ohne Titelerwerb auf einem nominell hohen Niveau statt. Das Phänomen erwirkt nicht nur einen erheblichen Schaden für die Ausbildungsbetriebe und determiniert die berufsbiographischen Entwicklungsmöglichkeiten der Betroffenen, sondern stellt inzwischen ein Problem dar, welches die gesamte Gesellschaft durchdringt und betrifft.

Die vorzeitige Vertragslösung ohne Titelerwerb in der Berufsausbildung gewann in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts zunehmend an Bedeutung im öffentlichen und wissenschaftlichen Diskurs. Seit dieser Zeit ist in unterschiedlichsten Studien mit unterschiedlichen methodischen Zugangswegen und Ausrichtungen das Phänomen näher

untersucht worden. Methodisch orientiert waren die Untersuchungen zumeist an der quantitativen Sozialforschung (vgl. Grieger 1981; Weiss 1982; Hunger/Jenewein/Sanftleber 2002; Bohlinger 2003; Deuer 2006; Stadler/Schmid 2006; Beinke 2011) oder folgten einem deskriptiv-typologisch ausgelegten Forschungsvorgehen (vgl. Glöß/Kühn 1984; Hensge 1987; Reiser 1992), wobei auch die Kombination dieser beiden Forschungsansätze in Form einer Triangulation (vgl. Denzin 1978, 340) vorzufinden ist (vgl. Brüggemann 1975; Seus 1993; Fassmann 1997; Mariak/Kluge 1998; Huth 2000; Dornmayr/Henkel/Schneeberger/Wieser 2006). Einige wenige Untersuchungsansätze arbeiteten zudem mit einem Längsschnittverfahren (vgl. Gellhandt/Kohlmeyer/Theisen 1995; Dietz/Matt/Schumann/Seus 1997). Diese eher qualitativ orientierten Studien sind jedoch ausschließlich im 20. Jahrhundert vorgenommen worden. Seit Beginn des 21. Jahrhunderts scheint der Trend eher in Richtung quantitativer Erhebung und Auswertung von Daten bezüglich der vorzeitigen Vertragslösung zu gehen.

Neben der methodischen und methodologischen Ausrichtung bestimmt auch immer der gesetzte Fokus über das Forschungsdesign. Dominant war bislang die Suche nach Gründen, Motiven und der Verantwortung für die vorzeitige Vertragslösung. Eine Konzentration erfolgte ebenso auf eine spezifische (biographische) Zeitspanne. Dadurch kam es zu einer vornehmlich singulären und phasischen Betrachtung der Zeit der Partizipation an der gescheiterten Berufsausbildung bis hin zum Ereignis des Scheiterns. Des Weiteren wurde in einigen Untersuchungen eine Einschränkung auf eine bestimmte Personengruppe wie sozial Benachteiligte oder Hauptschüler (vgl. Reiser 1992; Fassmann 2000; Fischer 2002; Dornmayr/Henkel/Schlögl/Schneeberger/Wieser 2006), favorisiert. Dementsprechend sind die Erkenntnisse der jeweiligen Studien auf einen spezifischen Ausschnitt des Phänomens beschränkt.

Der vorliegende Beitrag zeigt Ergebnisse, die sich von diesem Trend und der Einschränkung des Fokus lösen, indem die Thematik der vorzeitigen Vertragslösung erstmals einer biographieanalytischen und theoriebildenden Perspektive unterliegt. Diese Differenz zu anderen Studien offenbart sich in folgenden Aspekten: Zum Ersten wird die scheidende Berufsausbildung nicht mehr selektiv phasisch betrachtet, sondern in einen gesamtbiographischen Verlauf gesetzt. Die Prozesse, Mechanismen und Wechselwirkungen werden im Zusammenhang mit den (berufs-)biographischen Verläufen aufgedeckt und in einen Bezug zur Lebensgestaltung und -führung der Betroffenen gebracht. Zum Zweiten geht mit der offenen Datenerhebung und -auswertung unter dem Aspekt der gesamtgesellschaftlichen Dimension des Phänomens eine Ablösung von der Fokussierung der Benachteiligung bzw. deren Reproduktion einher; (vorab) bestimmte Randgruppen stehen nicht im Vordergrund, sondern differente Werdegänge von Personen aus allen Milieus werden einbezogen. Zum Dritten wird über die gesamtbiographische Betrachtung eine Distanzierung von der situativen Verantwortung möglich. Die generalisierungsfähigen Prozesse, Mechanismen und Wechselwirkungen verweisen nachdrücklich auf Zusammenhänge, die sowohl andere (außerberufliche) soziale Beziehungsgeflechte als auch die Relevanz anderer biographischer Zeiten in den Kontext der vorzeitigen Vertragslösung bringen. Zum Vierten erfolgt eine Loslösung von der Fixierung auf die Gründe und Motive für die vorzeitige Vertragslösung. Über die prozessuale Betrachtungsweise des Phänomens ist deutlich zutage getreten, dass nicht die Gründe ausschlaggebend für das Scheitern in der Berufsausbildung sind. Sie übernehmen vielmehr die Funktion einer Rechtfertigung,

einer möglichen Ratifizierung vor den Signifikanten Anderen in der Berufsausbildung, der Familie und im Freundeskreis.

2. Die vorzeitige Vertragslösung in der Berufsausbildung - Forschungsstand

Die vorzeitige Vertragslösung ist in der Literatur häufig unter der Bezeichnung „Ausbildungsabbruch“ zu finden. Dennoch muss eine prägnante Abtrennung vorgenommen werden. Während die vorzeitige Vertragslösung in der Berufsausbildung jedwede Arten und Versionen der ohne Abschluss beendeten Ausbildungsverträge im Dualen System und in allen weiteren außerakademischen Berufsausbildungsformen Deutschlands implementiert, beschränkt sich der Ausbildungsabbruch auf einen spezifischen Fokus bzw. eine weiter eingeschränkte Personengruppe. Hinzu kommt, dass die Zentrierung nicht immer eindeutig ist. Einerseits kann es sich ausschließlich um die Vertragslösungen handeln, die nicht von betrieblicher Seite durchgeführt wurden. Andererseits wird der Begriff ausschließlich auf die Betroffenen angewandt, deren Ausbildungsverhältnisse ersatzlos abgebrochen wurden, wobei diese Personengruppe beispielsweise bei Grieger (1981) wiederum als „echte Abbrecher“ kategorisiert wird. In einigen Untersuchungen wurde zudem die Bezeichnung „Ausbildungsabbruch“ genutzt, ohne dass eine weitere Einschränkung vorgenommen wurde (vgl. Weiss 1982; Hensge 1987; Reiser 1992; Vock 2000; Stadler/Schmid 2006). Unumgänglich ist es daher, in der Ergründung des Forschungsstandes zur vorzeitigen Vertragslösung, die Erkenntnisse bezüglich des Ausbildungsabbruchs einzubeziehen. Gleichzeitig muss darauf verwiesen werden, dass die zugrunde liegende Untersuchung mit dem Begriff „vorzeitige Vertragslösung in der Berufsausbildung ohne Titelerwerb“ arbeitet.

Die vorberufliche Sozialisation wurde in der Betrachtung der vorzeitigen Vertragslösung bisher weitestgehend vernachlässigt. Es gibt zwar Verweise darauf, dass ein starker Zusammenhang mit der vorzeitigen Vertragslösung besteht (vgl. Weiss 1982, 69 f.), die Untersuchungen, die die Sozialisation im Elternhaus aufgreifen, gehen aber nur selten über das Erkennen von Problemen in der Kindheit und Jugend hinaus (vgl. Quante-Brandt 1997, 17, 21; Fassmann 2000, 118; Wieser/Schlögl 2006, 92, 97). Weiterführende Erkenntnisse über die Zusammenhänge mit einer vorzeitigen Vertragslösung wurden bislang in den Kontext des Kompetenzerwerbs, der Art der Zuneigung, der Größe und Zusammensetzung der (Kern-)Familie gebracht (vgl. Graf 1958, 75 f.; Grieger 1981, 3, 17 f., 27 f.; Dornmayr 2006 44). Von weit größerem Interesse zeigt sich die Ausbildungsberufswahl in den vorangegangenen Untersuchungen. Ein direkter Zusammenhang zwischen der vorzeitigen Vertragslösung und der mangelnden Berufswahlreife der Betroffenen bzw. der unzureichenden Beratung konnte ebenso erkannt, festgehalten und beschrieben werden (vgl. Bending/Toth 1985, 87; Dietz/Matt/Schumann/Seus 1997, 128) wie das Problem der wenig fundierten und sehr spät ausgeprägten beruflichen Pläne bzw. Entwürfe (vgl. Graf 1958, 55; Weiss 1982, 99; Gellhard/Kohlmeyer/Theisen 1995, 109; Hunger/Jenewein/Sanftleber 2002, 32). Des Weiteren wurde die Notwendigkeit der Anpassung an die Möglichkeitsstrukturen angerissen (vgl. Dietz/Matt/Schumann/Seus 1997, 121; Deuer 2006, 52; Stadler/Schmid 2006, 95).

Das Zentrum der Forschung ist in der singulären und phasischen Betrachtung der Zeit der Partizipation an der scheiternden Berufsausbildung bis hin zum Ereignis der

vorzeitigen Vertragslösung zu finden. In diesem Bereich sind bis dato die meisten und umfangreichsten Erkenntnisse vorhanden, die partiell in einen Zusammenhang mit der vorberuflichen Sozialisation und der Ausbildungsberufswahl gesetzt werden können. Dies offenbart sich beispielsweise an der aufgedeckten fehlenden Konfliktbewältigungskompetenz der Betroffenen (vgl. Gellhard/Kohlmeyer/Theisen 1995, 112; Kohlmeyer 1997, 68; Bohlinger 2003, 232; Stadler/Schmid 2006, 7; Deuer 2006, 130), die einen deutlichen Verweis auf die Sozialisation im Elternhaus und in der Schule erwirkt. Weitestgehend abgelöst von der Implementierung der biographischen Ereignisse vor der beginnenden Berufsausbildung ist die Erkenntnis, dass die Identifikation mit der und die Integration in die Berufsausbildung einen wesentlichen Faktor für das erfolgreiche Absolvieren darstellt (vgl. Weiss 1982, 274; Bendig/Toth 1985, 70f.; Hensge 1987, 105; Seus 1993, 233; Gellhard/Kohlmeyer/Theisen 1995, 110; Dietz/Matt/Schumann/Seus 1997, 183; Deuer 2006, 116). In diesen Kontext werden dabei nicht nur die individuelle Anpassungsleistung der Betroffenen an den Ausbildungsbetrieb (vgl. Bendig/Toth 1985, 82 f.) oder die Probleme der Alltagsorganisation durch den Wechsel von der Schule in den Beruf (vgl. Glöß/Kühne 1984, 176; Gellhard/Kohlmeyer/Theisen 1995, 117) thematisiert. Als ausschlaggebende Faktoren für die Identifikation und Integration gelten ebenso die Wechselwirkungen zwischen und die Probleme in den anderen Lebensbereichen wie etwa Familie oder Freundeskreis (vgl. Graf 1958, 69; Brüggemann 1975, 54). Zentral an diesen Aspekten sind einerseits die noch vorhandene Relevanzsetzung des Freundeskreises, der die Identifikation mit den Personen in der Berufsausbildung unterminiert (vgl. Weiss 1982, 78; Friebel/Piontek 1985, 110; Wieser/Schlögl 2006, 101) und andererseits die Probleme (vornehmlich in der Familie), die den Prozess der Identifikation verhindern (vgl. Grieger 1981, 3; Weiss 1982, 247; Hensge 1987, 88; Seus 1993, 262; Quante-Brandt 1997, 14; Gronwald/Quante-Brandt/Schröder 1997, 35; Kohlmeyer 1997, 69).

Das Gros der vorangegangenen Untersuchungen widmet sich im Kontrast dazu der Sammlung von Gründen und Motiven für die vorzeitige Vertragslösung (vgl. Grieger 1981, 10; Weiss 1982, 237, 275; Glöß/Kühne 1984, 165f.; Hensge 1987, 69; Reiser 1992, 10; Seus 1993, 233; Gellhard/Kohlmeyer/Theisen 1995, 66; Dietz/Matt/Schumann/Seus 1997, 165; Huth 2000, 44; Hunger/Jenewein/Sanftleber 2002, 38; Stadler/Schmid 2006, 51, 60). Unterteilt in berufliche, schulische, persönliche und berufswahlbezogene Gründe, die partiell auch weiter in Unterkategorien differenziert werden, sollen sie auf statische Weise die Ursachen für die vorzeitige Vertragslösung aufzeigen. Deutlich wird in der Aufteilung, dass die Probleme im Ausbildungsbetrieb am häufigsten vorkommen und zumeist als ausschlaggebend für die Umsetzung der Entscheidung zur vorzeitigen Vertragslösung gesehen werden. Zudem herrscht ein Konsens darüber, dass es immer eine Kombination von Gründen gibt, die sich in einem (fallspezifischen) Prozess anhäufen. Innerhalb dieses Prozesses kommt es zu einer Anreicherung von Problemlagen, die nicht bearbeitet werden (vgl. Brüggemann 1975, 5; Glöß/Kühne 1984, 171; Hensge 1987, 65 f.; Seus 1993, 253; Gellhard/Kohlmeyer/Theisen 1995, 108-116; Vock 2000, 38f.; Stadler/Schmid 2006, 19, 63). Eine tiefere Analyse und genaue Beschreibung dieses Prozesses liegt bislang aber nicht vor. Lediglich einzelne spezifische Phänomene wurden ergründet und festgehalten. Ein stärkerer Fokus wurde stattdessen auf das Ende des Prozesses, die Umsetzung der vorzeitigen Vertragslösung, gesetzt. Dazu ist bekannt, dass die Auflösung des Ausbil-

dungsvertrages ohne Titelerwerb zu einer Identitätskrise führt, die von gefühltem und ausgeübtem Stigma begleitet wird (vgl. Grieger 1981, 6; Hensge 1987, 87; Wieser/Schlögl 2006, 98; Deuer 2006, 9; Stadler/Schmid 2006, 79), herausgefordert durch die Deutung der Situation als Missmanagement des Lebenslaufs (vgl. Dietz/Matt/Schumann/Seus 1997, 39).

Zur beruflichen und biographischen Neuorientierung nach der vorzeitigen Vertragslösung liegen in den vorangegangenen Untersuchungen nur wenige Erkenntnisse vor. Zumeist schließen die Studien mit dem Ereignis der vorzeitigen Vertragslösung ab oder beziehen nur wenige Monate danach mit ein. In Bezug zur beruflichen Neuorientierung konnte bislang nur eine prozessuale Variante erkannt werden. Sie lehnt sich an das von Goffman beschriebene Abkühlen-Lassen (Goffman 1962) an und veranschaulicht das Einnehmen eines niedrigeren Ersatzstatus bei der Suche nach einer erneuten Berufsausbildung (vgl. Seus 1993, 234; Dietz/Matt/Schumann/Seus 1997, 23; Mariak/Kluge 1998, 266). Festgehalten ist dieser Prozess in anderen Untersuchungen ohne Verweis auf Goffman als Degradationsszenario (vgl. Grieger 1981, 6). Darüber hinaus wurde die Zeit nach der vorzeitigen Vertragslösung nur differenziert in die nachträgliche Einschätzung des Ereignisses als befreiend oder resignierend (vgl. Quante-Brandt 1997, 43) bzw. eine Unterscheidung getroffen, welche sich auf die beruflichen Werdegänge bezieht. Differenziert wurde dabei in Abbrüche nach unten, nach oben und horizontale Abbrüche, wobei sich der größte Anteil der Betroffenen horizontal weiterentwickelt und die Entscheidung zur vorzeitigen Vertragslösung nachträglich als Korrektur der Berufswahl gedeutet wird (vgl. Weiss 1982, 284; Hensge 1987, 82; Gellhard/Kohlmeyer/Theisen 1995, 12; Feß 1995, 29; Fassmann 1997, 29 f.; Hunger/Jenewein/Sanftleber 2002, 101; Deuer 2006, 12 f.).

3. Ziel der Untersuchung

Alle bisherigen Untersuchungen des Phänomens der vorzeitigen Vertragslösung ohne Titelerwerb vernachlässigten weitestgehend die Kontextualisierung der Situation des Scheiterns und der Zeit der Partizipation an der scheiternden Berufsausbildung. Somit unterlag das Phänomen stets einem selektiven und situativen Fokus. Ziel der hier präsentierten Untersuchung war es, die Zusammenhänge zwischen biographischen Verläufen bzw. Gestaltungsmöglichkeiten und dem Scheitern in der Berufsausbildung aufzudecken und in einer prozessual orientierten Theorie, entsprechend der *grounded theory* (Glaser/Strauß 1967) festzuhalten. Untersuchungsleitend war somit der „Blick hinter die Kulissen“, der nicht die Suche nach Gründen und Motiven forcierte, sondern einerseits die Entstehung, Grundlagen und Bedingungen im Verlauf und andererseits die Auswirkungen auf die biographischen Entwicklungs- und Gestaltungsmöglichkeiten fokussierte. Das Kerninteresse bezog sich folglich auf generalisierungsfähige Prozesse, Mechanismen und Wechselwirkungen in den Lebensverläufen von Personen, die eine vorzeitige Vertragslösung erfahren haben. Gründend darauf, bot sich eine biographieanalytische Vorgehensweise an, da ein Einsatz der Biographieforschung immer dann viel versprechend ist, wenn die Prozesshaftigkeit der sozialen Erscheinungen von Interesse sind (vgl. Jakob 1997, 446; Fuchs-Heinritz 1998, 7; Glinka 1998, 39).

Um das Spektrum der Aussagen nicht zu beschränken, erfolgte keine Untersuchung von spezifischen Randgruppen der Gesellschaft. Vielmehr galt der ausdrückli-

che Vorsatz, Einblicke in so viel als möglich differente Biographien zu erhalten. Nur über die Unabhängigkeit vom Zeitpunkt der vorzeitigen Vertragslösung, von der vordergründigen Verantwortung für das Ereignis, vom Alter, Geschlecht, von der Milieuzugehörigkeit und der beruflichen Entwicklung der Betroffenen nach der vorzeitigen Vertragslösung war es möglich, die Erklärungskraft der Aussagen nicht zu beschneiden. Lediglich eine Beschränkung auf das gewählte Forschungsfeld musste in Kauf genommen werden, um die Generalisierungsfähigkeit für das Feld zu erhöhen.

Mithilfe dieser Untersuchung soll folglich eine neue Perspektive auf das Phänomen der vorzeitigen Vertragslösung in den wissenschaftlichen Diskurs eingebracht werden, die sich ablöst von der situativen und selektiven Betrachtung des Phänomens, der Suche nach Verantwortung, Gründen und Motiven und ebenso von der Fokussierung auf spezifische Randgruppen der Gesellschaft. Sie basiert auf der Analyse von (Re-)Konstruktionen biographischer Verläufe, die als Akteursperspektive auf die soziale Wirklichkeit zu fassen sind (vgl. Glinka 1998, 35; Lucius-Hoene/Deppmann 2004, 19f., 41; Küsters 2006, 181 f.). Am Ende der Untersuchung entstand eine Theorie, die auf den analytischen Abstraktionen der Wahrnehmungen und Deutungen der Betroffenen fußt und aufzeigt, welche generalisierungsfähigen Prozesse, Mechanismen und Wechselwirkungen es gibt, in welchen Variationen sie anzutreffen sind und wie sie sich gestalten.

4. Forschungsvorgehen und methodischer Zugang

Ausgerichtet war die Untersuchung an der auf Daten begründeten Theoriebildung im Sinne der *grounded theory* (Glaser/Strauß 1967). In einem ausgewählten Forschungsfeld und auf mehrere Erhebungswellen verteilt, wurden zwischen September 2008 und November 2010 dafür 30 autobiographisch-narrative Interviews (Schütze 1976; Schütze 1977, Schütze 1983) erhoben, die nachfolgend einer Biographieanalyse (ebenda) zugeführt wurden. In Anlehnung an die *grounded theory* erfolgte eine Verzahnung von Datenerhebung und -auswertung im Forschungsprozess (vgl. Strauß 1994, 52; Kelle 1994, 296; Glaser/Strauß 1998, 52; Krotz 2005, 167).

4.1 Datenerhebung

4.1.1 Datenerhebungsmethode

Zur Erhebung des Datenmaterials wurde in der zugrunde liegenden Untersuchung das autobiographisch-narrative Interview genutzt. Es gilt als Prototyp der qualitativen Sozialforschung (vgl. Lamnek 1989, 70; Froschauer/Lueger 2003, 34), basiert auf der sozialisierten narrativen und autobiographischen Kompetenz (vgl. Schütze 1984, 82; Lamnek 1989, 72; Glinka 1998, 35; Küsters 2006, 22; Goblirsch 2007, 55) und bürgt für hohe Authentizität (vgl. Küsters 2006, 180).

Da die soziale Wirklichkeit im Interview, ebenso wie in einer Alltagssituation, durch kommunikative Interaktion hergestellt wird (vgl. Glinka 1998, 42; Küsters 2006, 18; Goblirsch 2007, 56), bietet das autobiographisch-narrative Interview die Möglichkeit, die Perspektive der Handelnden auf die soziale Wirklichkeit möglichst alltagsnah und unverfälscht zu erfassen (vgl. Jakob 1997, 445; Küsters 2006, 20, 181). In Form einer Biographie dokumentiert es die selbstgestaltete (Re-)Konstruktion der Erfahrungen und Erlebnisse. Vor allem die narrativen Anteile eines autobiographisch-

narrativen Interviews sind für den Blick auf die prozessuale Entwicklung relevant. Mit einem besonderen Fokus auf das „Wie“ (vgl. Schütze 1983, 284; Schütze 1984, 78; Jakob 1997, 447; Froschauer/Lueger 2003, 36; Detka 2005, 359; Küsters 2006, 73) werden über das Erzählen der Verlauf (auch in seiner Reihenfolge), die Einbindung weiterer Personen bzw. die Verortung in kollektiven Verflechtungen und die Orte der Handlung erkennbar. Die Narration lockt somit die Prozesse der Identitätsentwicklung hervor (vgl. Schütze 1983, 286; Jakob 1997, 445) und zeigt gleichzeitig die Verortung des Individuums in der gesellschaftlichen Struktur über die Biographie (vgl. Küsters 2006, 181).

4.1.2 Das Sample

Erhoben wurden 30 autobiographisch-narrative Interviews in drei Erhebungswellen, beschränkt auf das fokussierte Forschungsfeld Magdeburg als Stadt und Region.

Die Informantengewinnung¹ gestaltete sich nahezu ausschließlich auf formalem Weg. Dies erwirkte nicht nur einen höheren Arbeitsaufwand, sondern erbrachte die Problemlage, dass die Informanten bereits vorab damit vertraut waren, dass die vorzeitige Vertragslösung einen Forschungsschwerpunkt darstellt. Um einer thematischen Fokussierung im Interview entgegenzuwirken, wurde im Erzählstimulus (vgl. Kallmeyer/Schütze 1977, 161; Schütze 1983, 285; Jakob 1997, 449; Fuchs-Heinritz 1998, 11; Glinka 1998, 132; Flick 2000, 148; Lucius-Hoene/Deppmann 2004, 296; Küsters 2006, 44f.) mehrfach darauf verwiesen, dass die Lebensgeschichte von Interesse ist. Bei dem Gros der Interviews konnte so eine ausführliche Stegreiferzählung (vgl. Fuchs-Heinritz 1998, 11; Flick 2000, 148; Küsters 2006, 25) hervorgehoben werden, der sich ein immanenter und ein exmanenter Nachfrageteil (vgl. Riemann 1987, 49 f.; Jakob 1997, 450 f.; Fuchs-Heinritz 1998, 11; Lucius-Hoene/Deppmann 2004, 296; Küsters 2006, 61 ff.) anschloss. Erst im Nachfrageteil wurden spezifische Fragen bezüglich der vorzeitigen Vertragslösung an die Interviewten gerichtet.

Die Verteilung der Informanten stellt sich folgendermaßen dar: Insgesamt stehen 18 junge Frauen 12 männlichen Informanten gegenüber, obwohl in den statistischen Verläufen des Forschungsfeldes nominell mehr junge Männer in den betreffenden Jahren ihre Berufsausbildung vorzeitig ohne Titelerwerb gelöst haben. Ein Grund für das Phänomen könnte darin liegen, dass die Frauen eher bereit und in der Lage sind, über die eigenen, auch vermeintlich negativen, Erfahrungen zu erzählen. In den Geburtsjahren der Informanten ist eine deutliche Häufung vorzufinden. In der gesamten Spannweite von 1977 bis 1990 wurden 18 Personen zwischen 1984 und 1986 geboren. Eine gleichmäßige Verteilung zeigt sich an der Zahl der erfahrenen vorzeitigen Vertragslösungen. Nur wenige haben mehr als zwei vorzuweisen und die Hälfte der Informanten nur eine. Stärker variiert wiederum der berufliche Status während des Interviews. Sechs Personen waren ohne jedwedes Beschäftigungsverhältnis, zwei gingen nebenberuflichen Tätigkeiten nach. Von einem Ausstieg aus dem Ausbildungssystem ist aber nur temporär zu sprechen. Alle bereiteten sich auf eine weitere Berufsausbildung oder ein Studium vor. Elf Informanten befanden sich zur Zeit des Interviews bereits in einer neuerlichen Berufsausbildung und gingen partiell beruflichen Nebentätigkeiten nach oder absolvierten parallel ein Fernstudium. Vier Personen sind einer institutionalisierten Vorbereitung auf ein Studium oder anderen Weiterqua-

1 Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird auf die weibliche Form verzichtet.

lifikationsmaßnahmen zuzuordnen, drei partizipierten bereits an einem Studium und strebten keine weitere außerakademische Berufsausbildung an. Diesen 18 Informanten ist eins gemein: Sie zentrierten in ihrer biographischen Planung den Titelerwerb in der jeweils avisierten Ausbildung. Die vier Personen, die während des Interviews eine Vollzeitbeschäftigung ausübten, strebten ebenso einen weiteren Titelerwerb an. Ohne eine konkrete Perspektive auf einen Ausbildungsplatz oder eine institutionalisierte Weiterqualifikation verweilten sie aber weiter in ihrer beruflichen Position. In der Kombination des beruflichen Status und der erfahrenen vorzeitigen Vertragslösungen offenbart sich bei den Informanten eine interessante Verteilung. In der Gruppe der Personen ohne jedwedes Beschäftigungsverhältnis häufen sich die Fälle mit mehreren vorzeitigen Vertragslösungen, während diejenigen, die sich zur Zeit des Interviews bereits in einer neuerlichen Berufsausbildung oder einem Studium befanden, in der Regel nur eine vorzeitige Vertragslösung vorzuweisen hatten. Nur in der Gruppe der Personen, die einer Vollzeitbeschäftigung oder einer nebenberuflichen Tätigkeit nachgingen, offenbarte sich ein ausgewogenes Bild.

4.2 Datenauswertung

Unmittelbar nach der Erhebung wurde jedes autobiographisch-narrative Interview im Ganzen transkribiert, um es der biographieanalytischen Untersuchung des entsprechenden Einzelfalls zugänglich zu machen. Gewählt wurde diese Form der Datenauswertung auf der Basis des Forschungsinteresses. Nur im Zuge der tiefgehenden Analyse des im Interview (re-)konstruierten biographischen Verlaufs ist es möglich, die (prozessualen) Zusammenhänge zwischen der vorzeitigen Vertragslösung und der gesamten Biographie zu erfassen. Zwar entsprechen die (Re-)Konstruktionen der Informanten nicht exakt der sozialen Wirklichkeit, doch kommen sie dieser am nächsten (vgl. Schütze 1983, 285; Lamnek 1989, 71; Jakob 1997, 449; Lucius-Hoene/Deppmann 2004, 77).

Nach der Einzelfallanalyse der entsprechenden Transkripte, in der im Zuge der analytischen Abstraktionen die (prozessualen) Kernaussagen in einem Kategorienset festgehalten wurden, kam es bereits nach der ersten Erhebungs- und Auswertungswelle zur kontrastiven Gegenüberstellung der einzelnen Erkenntnisse. Mit zunehmender Einbindung weiterer Einzelfallanalysen über den minimalen und maximalen Vergleich (vgl. Schütze 1983, 287f.; Jakob 1997, 455) konnten fallübergreifende Kernaussagen gebildet, verdichtet, gesättigt und in analytischer Abstraktion zu einer Theorie formuliert werden, die entsprechend der *grounded theory* prozessual orientiert und ausgelegt ist (vgl. Schütze 1983, 288; Strauß 1994, 29f.; Kelle 1994, 283; Jakob 1997, 446; Glinka 1998, 3; Küsters 2006, 39).

5. Ergebnisse

Die Untersuchung konzentrierte sich auf die Suche nach generalisierungsfähigen, fallübergreifenden Prozessen, die in den Biographien der Personen mit vorzeitiger Vertragslösung auftreten. Dabei kristallisierten sich vier Prozesse heraus, die im zeitlichen Verlauf unterschiedlichen Etappen bzw. Phasen der (berufs-)biographischen Entwicklung der Betroffenen zuzuordnen sind und in einem direkten Zusammenhang mit der scheiternden Berufsausbildung stehen. Des Weiteren zeigten sich in der Analyse des Datenmaterials zwei generalisierungsfähige Prozesse, die auf den gesamtbio-

graphischen Werdegang der Betroffenen abzielen und Wechselwirkungen zwischen dem biographischen Verlauf und der vorzeitigen Vertragslösung aufdecken.

5.1 Der Ausbildungsberufswahlprozess

Der erste zentrale (Teil-)Prozess, der in direktem Bezug zur scheiternden Berufsausbildung steht, ist der der Ausbildungsberufswahl. Hierbei handelt es sich um eine Phase bzw. Etappe, die bei der beginnenden Berufsbiographie durchlaufen werden muss. Erkannt werden konnten drei Varianten eines fallübergreifenden Verlaufs. Die erste ist gekennzeichnet von der fehlenden beruflichen Planung bis zum Ende der Schullaufbahn. Die Betroffenen treffen in diesem Fall eine kurzfristige Wahl, orientiert an den sich ihnen bietenden Möglichkeitsstrukturen. In der zweiten Variante setzt die berufliche Orientierungsphase ebenfalls sehr spät ein. In der Regel im letzten halben Jahr des schulischen Ablaufmusters beginnen die Betroffenen, ausgerichtet an ihren Interessen und beruflichen Vorstellungen, einen berufsbiographischen Plan bzw. Entwurf auszuprägen, der keineswegs fundiert und ausgearbeitet ist. Vielmehr treibt sie die zeitliche Not dazu, eine Entscheidung zu treffen. Grundlage der Entscheidung für einen Ausbildungsplatz ist bei den ersten beiden Varianten somit die angestrebte und von den Betroffenen erwartete Integration in das Berufsleben. Die Wahl des Ausbildungsplatzes entspricht dadurch nicht einer zielgerichteten, fundierten und ausgearbeiteten Umsetzung der beruflichen Vorstellungen. In der dritten Version besitzen die Betroffenen bereits sehr früh eine exakte Vorstellung von ihrem zukünftigen Beruf. In den letzten Jahren ihrer Schullaufbahn fokussieren sie das schulische Ablaufmuster, um die Durchführungsmöglichkeiten der avisierten Berufsausbildung zu verbessern. In der Regel wird ihnen die Umsetzung aufgrund differenter Konstellationen verwehrt. Die Betroffenen sind gezwungen, kurzfristig vor dem Ende der Schulzeit eine Neuplanung vorzunehmen, die zumeist in Anlehnung an den ursprünglichen Wunschberuf praktiziert wird. Allen gemein ist, dass die Entscheidung für einen Ausbildungsplatz einer Bearbeitungsstrategie einer drohenden Leerlaufphase entspricht und nicht die Umsetzung eines begründeten und fundierten berufsbiographischen Entwurfs bzw. Plans ist.

Begleitet wird dieses Phänomen von einer starken Orientierung an den Ablaufmustern des Familienzyklus (vgl. Schütze 1981, 67 f.) und/oder der Ausbildungs- und Berufskarriere (vgl. ebenda, 68 f.). Diese starke und starre Orientierung ist entweder selbstevident im Elternhaus sozialisiert oder wirkt fremdbestimmend bzw. -initiiierend während der Suche nach einem Ausbildungsplatz. Vor allem innerhalb der Kernfamilien ist häufig die Fremdbestimmung bzw. -initiiierung anzutreffen. Dies geschieht jedoch nicht nur indirekt über die Orientierung an den Ablaufmustern, sondern ebenfalls bei der Wahl des Ausbildungsplatzes selbst. In Form von vorgegebenen Erwartungsfahrplänen, die die Eltern an ihre Kinder richten, wird die Etablierung einer stringenten Berufsbiographie auf einem vorgegebenen Weg erwartet. Die Bestrebungen der Einhaltung der an die Betroffenen gerichteten Erwartungsfahrpläne beruht auf mehreren Aspekten: Einerseits ist die Erfüllung der Erwartungen oft relevanter als die Umsetzung der eigenen Interessen und Vorstellungen. Andererseits haben die Betroffenen auf Basis der späten Suche nach einem (alternativen) Ausbildungsberuf nur wenig Zeit, einen zu den Interessen und Vorstellungen passenden Ausbildungsberuf zu finden. Sie akzeptieren dementsprechend eher die Vorgaben und Erwartungen, als sich der ausgiebigen Entwicklung und Fundierung eines berufsbiographischen Ent-

wurfs zu widmen. Hinzu kommt, dass im Zuge der handlungsleitenden und orientierungsstiftenden Funktion der Ablaufmuster für die Betroffenen ebenso wie für die Mitglieder der Kernfamilie die Vermeidung einer beruflichen Leerlaufphase von höherer Relevanz ist als die Integration in ein allumfassend passendes Ausbildungsverhältnis.

5.2 Das Aufkeimen und die Zunahme der Neigung zur vorzeitigen Vertragslösung

Bezüglich der Zeit der Partizipation an der scheiternden Berufsausbildung konnte ebenso ein fallübergreifender Prozess gefunden werden. Er beinhaltet vier zentrale Schlüsselsituationen: 1. das Entdecken der fehlenden Passung, 2. die Initiation des Abwägens, 3. die Entscheidung zur vorzeitigen Vertragslösung und 4. die Umsetzung. Die ersten beiden Schlüsselsituationen können im fließenden Prozess mehrfach auftreten und sich abwechseln.

Das Entdecken der fehlenden Passung vollzieht sich auf Basis von Problemlagen in allen zu dieser Zeit dominanten Lebensbereichen. Es sind sozusagen die betrieblichen, berufsschulischen und persönlichen Gründe, die genannt werden und auf denen der Prozess nachträglich rationalisiert wird. Zentral an dieser Schlüsselsituation ist, dass die Problemlagen gleichzeitig die Faktoren sind, auf deren Basis sich Verlaufskurvenpotential (vgl. Schütze 1981, 98; Schütze 1995, 129) anhäuft. Für die Betroffenen ist es in dieser frühen Phase des Prozesses noch nicht brisant, führt aber dazu, dass immer mehr Identifikationspunkte im Kontext der Berufsausbildung an Relevanz verlieren. Während des prozessualen Verlaufs lässt dementsprechend nicht nur die Identifikation mit unterschiedlichen Aspekten der Berufsausbildung nach, sondern es wird auch die Zugehörigkeit zu und Teilhabe an Personen(-gruppen) zugunsten anderer Lebensbereiche immer geringer. Durch die Notwendigkeit der Partizipation an der Berufsausbildung und die zeitliche Expansion des an Relevanz verlierenden Lebensbereichs müssen die Betroffenen verstärkt biographische Arbeit leisten, was eine Überforderung im Changieren der Lebensbereiche in sich birgt.

Im Zuge der Erkenntnis des zunehmenden Verlustes der Handlungsfähigkeit innerhalb der Berufsausbildung wird die zweite Schlüsselsituation eingeleitet. Das Abwägen über die Fortführung und die Möglichkeiten der weiteren Partizipation an der Berufsausbildung, um den Titelerwerb noch gewährleisten zu können, stellt selbst eine Bearbeitung der Situation dar bzw. löst diese aus. Sie widmet sich der Suche nach individuellen Problemlagen, die als Ursache für die Überforderung im Alltag empfunden werden. Dafür greifen die Betroffenen auf Signifikante Andere in der Berufsausbildung oder im Freundeskreis zurück. Nur sehr selten wird in der Familie nach Beratenden gesucht, da die Wahl des Ausbildungsplatzes bereits als familiäre Fremdinitiierung bzw. -bestimmung wahrgenommen wird. Die Beratung und Bearbeitung greift aber nur situativ, und die Betroffenen werden bei der Bearbeitung von Problemlagen in der Berufsausbildung individualisiert. Basis dafür ist, dass die Personen(-kreise) entweder die Situation unterschätzen und die Dringlichkeit der nötigen Bearbeitung nicht erkennen, oder die Betroffenen haben in der Berufsausbildung bereits eine stigmatische und marginale Position (siehe 5.5) eingenommen. Im prozessualen Verlauf nach der versuchten Bearbeitung kommt es erneut zu einer Dramatisierung der Problemlagen, und sie dehnen sich auf andere Aspekte der Berufsausbildung oder andere Lebensbereiche aus. Die Betroffenen erfahren eine weiterführende Überforderung im Alltag und im Changieren der Lebensbereiche, was die Handlungs-

unfähigkeit wiederum verstärkt und weiteres Verlaufskurvenpotential anhäufen lässt. Auf der Suche nach Stabilität ziehen sie sich immer mehr in andere Lebensbereiche zurück oder konzentrieren sich auf die Bearbeitung der dort auftretenden Problemlagen. Zum Teil sind sie aber nicht mehr in der Lage, diese zu vollziehen. Vor allem dann, wenn schwere familiäre Probleme vorliegen und in der Berufsausbildung der Prozess des Scheiterns weit fortgeschritten ist, kann eine Verlaufskurve (vgl. Schütze 1981, 89; Schütze 1982, 580) bei den Betroffenen ausbrechen, wobei das herausgehobene Ereignis (als erste Etappe einer Verlaufskurve) im Zuge der Zerstörung der letzten stabilisierenden Faktoren in dem Lebensbereich der stärkeren Emotionalität und Kollektivität (Familie bzw. Freundeskreis) eintritt.

Ausgelöst durch den Verlust der letzten positiven Assoziationen mit der Berufsausbildung, wird die Entscheidung zur vorzeitigen Vertragslösung mit und ohne ausgebrochene Verlaufskurve initiiert. Die Betroffenen sehen keine Möglichkeit mehr, den Prozess und die Situation, in die sie geraten sind, so zu bearbeiten, dass eine weitere Durchführung der Berufsausbildung bis zum Titelerwerb gewährleistet werden kann. Vielmehr ist die Entscheidung zur vorzeitigen Vertragslösung selbst als Bearbeitungsstrategie des zunehmenden Verlaufskurvenpotentials bzw. der Verlaufskurve und der nachlassenden Handlungsfähigkeit zu sehen. Nachdem die Entscheidung getroffen wurde, gehen die Betroffenen in die Phase des Ausharrens über. Sie begeben sich auf die Suche nach einer beruflichen Alternative oder zentrieren zunehmend andere Lebensbereiche zur Rückerlangung von Stabilität bzw. zur Bearbeitung der dort aufgetretenen Probleme. Bereits zu diesem Zeitpunkt haben sie mit der Berufsausbildung abgeschlossen, und Beratungen bzw. Bearbeitungsversuche akzeptieren sie nur noch bezüglich dieser Aspekte. In dieser Phase verharren die Betroffenen so lange, bis sich eine passende Situation für die Umsetzung der getroffenen Entscheidung bietet.

In der Regel greifen sie zur Einleitung der vierten Schlüsselsituation auf eine Eskalation zurück. Diese offenbart ihnen nicht etwa, dass sie die Berufsausbildung nicht mehr zu Ende führen könnten. Vielmehr handelt es sich hierbei um eine strategische Entscheidung. Eine Eskalation ist für die Signifikanten Anderen und weitere relevante Interaktionspartner in der Berufsausbildung selbstevidenter, nachvollziehbar und ein deutliches Symbol der Problemlagen. Nachdem diese, für die Betroffenen oft sehr schwierige, Situation ausgestanden ist, wird der Prozess des Ausharrens bis zur Ausgliederung aus dem Ausbildungsbetrieb fortgeführt.

5.3 Der Prozess der Umgestaltung der (biographischen) Identität

Auf Basis dessen, dass der Beruf konstitutiv für den Alltag und die Biographie ist, nötigt die vorzeitige Vertragslösung die Betroffenen dazu, ihre (biographische) Identität in einem (relativ kurz angelegten) Prozess zu verändern. Somit wird durch die vorzeitige Vertragslösung nicht nur eine Identitätskrise eingeleitet, sondern sie ist verantwortlich für den Zerfall eines Identitätskonzepts. Unter Identitätskonzept wird hier eine Vorstellung von Identität und Biographie verstanden, die die Biographieträger von sich für ihre aktuelle Situation und Zukunft haben. Es richtet sich aus an (berufs-)biographischen Plänen und Entwürfen, basiert auf der geleisteten biographischen Arbeit und der aktuellen Identitätskonstellation, die alle für die entsprechenden Individuen relevanten Lebensbereiche in ihrer Gewichtung und Relevanzsetzung implementiert. Das Identitätskonzept stützt sich somit auf die biographische Selbst-

sicht, die über Interaktion mit den Repräsentanten der entsprechenden Lebensbereiche in ihrer Gewichtung und Relevanzsetzung konstruiert, erfahren und anerkannt wird. Im Zuge der vorzeitigen Vertragslösung kommt es über die Ausgliederung des Lebensbereichs Beruf zu einem unausweichlichen Zerfall des Identitätskonzepts, da es in seiner Gänze nicht mehr prozessierbar wird. Einher gehen damit ebenso der Zerfall der gesamtbiographischen Stringenz, die Zerstörung der Identitätskonstellation in ihrer Stabilität und Sicherheit, des Alltags, der geleisteten biographischen Arbeit und der biographischen Pläne und Entwürfe. Da das Identitätskonzept auf alle Lebensbereiche in ihrer Kombination und Gewichtung hin angelegt ist, wird der Zerfall auch in allen Lebensbereichen Auswirkungen entfalten und nicht nur auf den Beruf beschränkt bleiben.

Für die Signifikanten Anderen ist der Zerfall eines Identitätskonzepts über die vorzeitige Vertragslösung gleichbedeutend mit einem Bruch im Erwartungsfahrplan. Vornehmlich in der Familie wurde den Betroffenen für die Einhaltung dieser Fahrpläne Anerkennung verliehen, die partiell über die Konstruktion von Konkurrenzen noch verstärkt wurde. Mit der vorzeitigen Vertragslösung ist diesen Erwartungsfahrplänen jedoch nicht mehr nachzukommen. Hierüber offenbart sich den Wächtern der Einhaltung der Fahrpläne ein nicht zu reparierender Bruch mit den an die Betroffenen gesetzten Erwartungen, der als Symbol des Scheiterns (in der beruflichen Stringenz) zu sehen ist. Das Scheitern selbst wird dementsprechend nicht über die vorzeitige Vertragslösung hergeleitet, sondern basiert auf der Definition durch die Signifikanten Anderen, die diese Einschätzung wiederum über den Entzug der Anerkennung demonstrieren. Abhängig ist die Wirkungsmächtigkeit des Entzugs der Anerkennung vom (emotionalen) Beziehungsstatus und der Relevanz der Akteure.

Um den Betroffenen den Bruch mit den Erwartungen und den darüber herausgeforderten Entzug der Anerkennung zu demonstrieren und diesen zu manifestieren, greifen die Akteure häufig auf Akte der Stigmatisierung zurück. Für sie ist es ein legitimes Mittel, welches kanonisch untermauert ist, insofern die Akteure, hergeleitet über die handlungsleitende und orientierungsstiftende Funktion der Ablaufmuster, die berufliche Stringenz als oberstes Gebot der Lebensführung sehen. Die kulturinhärente Komponente des Stigmas des Scheiterns wird den Betroffenen zusätzlich im Kontakt zu Institutionen des sozialen Sicherungssystems und der beruflichen (Re-)Integration oder durch die Wirkungsmächtigkeit in weiteren Lebensbereichen demonstriert. Häufig bleibt den Betroffenen nichts anderes übrig, als die Berechtigung des kanonischen Stigmas zu akzeptieren. Der Entzug der Anerkennung wird dann als legitim angesehen und das Scheitern in die Selbstsicht transformiert. Je mehr Lebensbereiche von dem Entzug der Anerkennung betroffen sind, desto mehr werden die Betroffenen in der Fallensituation individualisiert und marginalisiert, was wiederum Verlaufskurvenpotential anhäufen lässt oder zu einem Ausbruch einer Verlaufskurve führt.

Durch den Zerfall des Identitätskonzepts und den Entzug der Anerkennung in differenten Lebensbereichen wird die Notwendigkeit der Neuordnung bzw. Modifikation der Identitätskonstellation herausgefordert, da eine weitere unveränderte Lebensführung und -gestaltung unter diesen Voraussetzungen nicht mehr möglich ist. Dabei kommt es zu einer Suche nach neuen Bezugsgruppen innerhalb eines Lebensbereichs, und/oder die Gewichtung und Relevanzsetzung der Lebensbereiche innerhalb der Identitätskonstellation unterliegt einer strikten Veränderung. Grundlegend für diesen Prozess ist die Suche nach neuen Signifikanten Anderen, die orientierungsstiftend

wirken sollen. Mit den neuen Bezugspersonen verbinden die Betroffenen eine deutliche Differenz zum zerfallenen Identitätskonzept und die Befreiung aus den vorher auf sie wirkenden Erwartungsfahrplänen. Diese Veränderung der Identitätskonstellation kann durch den Ausbruch einer Verlaufskurve auch verzögert oder gestört werden. Erst nachdem eine neue stabile Identitätskonstellation, die den Betroffenen Sicherheit verleiht, etabliert wurde, wird es ihnen möglich, die berufliche und biographische Neuorientierung anzustoßen.

5.4 Die berufliche und biographische Neuorientierung

Der Prozess der beruflichen und biographischen Neuorientierung vollzieht sich in drei grundlegenden Etappen und ist ausgerichtet auf die Restrukturierung der Biographie. Damit eng verbunden sind die Erarbeitung der biographischen und beruflichen Stringenz, die Wiedererlangung der Anerkennung aus allen Lebensbereichen, die Abwendung des (kanonischen) Stigmas des Scheiterns und die Etablierung einer Selbständigkeit und Unabhängigkeit. Von Etappe zu Etappe erfolgt im Prozess eine zunehmende Fokussierung bzw. Zentrierung des Lebensbereichs Beruf.

Die erste Etappe ist gekennzeichnet durch die Ausprägung einer neuen biographischen Basisposition und -disposition (vgl. Bourdieu 2005, 188 f.). Die Betroffenen sind dabei auf der Suche nach Identifikationspunkten in allen Lebensbereichen und testen, orientiert an den neuen Signifikanten Anderen, ihnen bis dato fremde Lebensstile. Vor allem vollzieht sich dies innerhalb eines Anregungsmilieus oder einer sozialen Welt, während der Beruf weitestgehend vernachlässigt wird. Sie gehen zwar beruflichen Nebentätigkeiten nach oder befinden sich in einer kurzfristig gefundenen Berufsausbildung, doch wirkt der Lebensbereich Beruf noch wenig sinn- und identitätsstiftend. Vielmehr erhalten sie darüber die Struktur des Alltags aufrecht, fördern ihre (finanzielle) Selbständigkeit und Unabhängigkeit, bereichern ihren Erfahrungsschatz über das Setzen neuer positiver oder negativer Identifikationspunkte im Beruf und verringern die Wirkungsmächtigkeit des Stigmas. Einher geht damit auch eine Emanzipation vom Elternhaus als symbolischer Neubeginn und als Befreiung aus den dort wirkenden Erwartungsfahrplänen. Auf Basis der neuen biographischen Basisposition und -disposition, begleitet von den neu gesetzten Identifikationspunkten, erarbeiten die Betroffenen erstmals wieder berufliche Pläne und Entwürfe im Kontext der Passung zum Lebensstil und zu den neuen Interessen und Orientierungen.

In der zweiten Etappe, der Kreierung eines neuen Identitätskonzepts, erfährt der Beruf eine höhere Relevanzsetzung. Die Stabilität und Sicherheit der neuen Identitätskonstellation, die während der Ausprägung der neuen Basisposition und -disposition getestet und forciert wurde, kann nun, häufig im Zuge eines biographischen Handlungsschemas (vgl. Schütze 1981, 70-88) oder Wandlungsprozesses (vgl. Schütze 1984, 92; Schütze 1989, 31), in ein zukunftsfähiges Identitätskonzept, in das alle Lebensbereiche implementiert sind, transformiert werden. Im Zuge dessen achten die Betroffenen penibel darauf, dass die peripheren Lebensbereiche, die Zugehörigkeit, Stabilität und Sicherheit, die ihnen der zentrierte bietet, nicht gefährden. Überaus relevant ist dementsprechend die Passung der Lebensbereiche in den Handlungs-, Deutungs- und Orientierungsmustern der Repräsentanten, wobei das Übereinbringen der Lebensbereiche als Gralsweg zu sehen ist. Um dies zu gewährleisten, muss der Beruf eine sinn- und identitätsstiftende Funktion erfüllen, die nicht nur von den Betroffenen selbst so zu deuten ist, sondern auch vor den Signifikanten Anderen beste-

hen muss. Sie wird von den Betroffenen dementsprechend bei der Hereinnahme des Berufs in das Identitätskonzept konstruiert und von den relevanten Bezugspersonen ratifiziert. Dies bedeutet jedoch nicht, dass das gewählte Berufsbild oder -feld von den Signifikanten Anderen mitbestimmt wird. Vielmehr ist bei der Berufswahl nach der vorzeitigen Vertragslösung eine deutlich eigenständigere und bewusstere Wahl vorzufinden. Ebenso verhält es sich bei der Kreierung des Identitätskonzepts selbst. Berater und Identifikationsvorbilder sind durchaus vorzufinden und unterstützen die Betroffenen darüber hinaus bei der Kreierung oder wirken initiiierend, doch eine Mitgestaltung oder -bestimmung wird strikt ausgeschlossen. Die Betroffenen sind im Kontrast zur ersten Ausbildungsberufswahl darauf bedacht, ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu erhalten und eine Fremdbestimmung kategorisch auszuschließen.

Nachdem das Identitätskonzept selbstbestimmt und von den Signifikanten Anderen akzeptiert kreiert wurde, erfolgt die Etappe der Etablierung. In dieser Phase muss es sich bewähren und die Umsetzungsfähigkeit erfolgreich getestet werden. Ist dies nicht der Fall, beginnt der Prozess von neuem. Ist die Etablierung von Erfolg gekrönt, kann das Identitätskonzept weiter prozessiert, vorangetrieben und fundiert werden. Einher geht damit die Erarbeitung von Idealen und pragmatischen Plänen. Die Ideale werden zu Leitlinien und Folien der Entwicklung und Umsetzung des Identitätskonzepts und sind langfristig angelegt. Sie dienen als prüfendes Regularium der Sicherstellung der Einhaltung der (berufs-)biographischen Stringenz. Die pragmatischen Pläne sind hingegen ausgerichtet an den sich bietenden Möglichkeitsstrukturen und Rahmenbedingungen der Umsetzung. Dementsprechend sind sie kurzfristig auf einzelne berufliche oder biographische Zyklen angelegt und werden nach dem Erreichen von Zwischenetappen neu formuliert.

Es gelingt jedoch nicht allen Betroffenen, noch während der Zeit des Ausharrens in der scheiternden Berufsausbildung oder nach wenigen Wochen bzw. Monaten eines beruflichen *time off* in diesen Prozess einzutreten. Sie sind längerfristig in der Verlaufskurvendynamik verfangen und versuchen, diese zu bearbeiten, zentrieren den Freundeskreis als Anregungsmilieu oder soziale Welt bei der Neuordnung der Identitätskonstellation und ihnen misslingt das Einbeziehen anderer Lebensbereiche, oder sie erfahren stetig Ablehnung auf Versuche der beruflichen Reintegration im Wunschberuf und verwehren sich über die Fokussierung des avisierten Berufsbilds einer grundlegenden Neuordnung der Identitätskonstellation. Doch auch sie steigen nicht grundsätzlich aus dem Ausbildungssystem aus. Vielmehr expandiert sich (ungewollt) die Fallensituation und sie treten zu einem späteren Zeitpunkt in den vorgefundenen fallübergreifenden Prozess ein.

5.5 Die Wiederholung von Marginalität und Stigma im biographischen Verlauf

In der Untersuchung konnte festgestellt werden, dass es bei nahezu allen Betroffenen zu einer Erfahrung von Marginalität (Stonequist 1961) und/oder Stigma (Goffman 1990) in der Kindheit und/oder Jugend kam, die sich im biographischen Verlauf wiederholte. Zumeist geschah diese Wiederholung innerhalb der Berufsausbildung, die ohne Titelerwerb vorzeitig beendet wurde. Dies soll keineswegs bedeuten, dass alle Personen, die durch frühe Erfahrungen von Stigma und/oder Marginalität eine biographische Verletzungsdisposition ausprägten, eine vorzeitige Vertragslösung erfahren werden. Eine derartige Aussage kann auf Basis der fehlenden Vergleichsgruppen nicht getroffen werden.

Gleichwohl muss festgehalten werden, dass eine Erfahrung von Stigma und/oder Marginalität nicht mit einer prekären Herkunftsfamilie oder der Verortung in einem finanzschwachen bzw. bildungsfernen Milieu in Verbindung gebracht werden darf. Von den 30 interviewten Personen empfinden nur 13 ihre Kindheit und Jugend als problematisch und ordnen sich diesen Kategorien zu und stehen den übrigen 17 gegenüber, die die Verhältnisse in ihrer Herkunftsfamilie als behütet und intakt formulierten und keinen finanziellen Problemen ausgesetzt waren. Die Differenz der beiden Gruppen ist lediglich in den ausschlaggebenden Faktoren für die Marginalität und das Stigma zu finden.

Die Personen aus prekäreren Herkunftsfamilien erfahren Marginalität und/oder Stigma innerhalb der Schule und/oder der Familie, wobei diese Aspekte und Lebensbereiche stets in Wechselwirkung miteinander stehen. In der Regel ist die Entstehung der Marginalität und des Stigmas in der Familie zu finden. Werden beispielsweise die Kinder innerhalb des Familienkreises von den Eltern und/oder Geschwistern stigmatisiert, ziehen sie sich sowohl in der Familie als auch in der Schule häufig in eine (freiwillige) Marginalität zurück. Die Basis dieser Stigmaakte ist mannigfaltig. Sie treten in der Regel zusammen mit verlaufskurvendynamischen Problemlagen auf, die entweder ein Familienmitglied betreffen oder in kollektiver Weise vorzufinden sind.

Bei den Personen mit intakter Herkunftsfamilie basieren die Erfahrungen von Marginalität und/oder Stigma in der Familie auf anderen Aspekten. Vor allem sind es die hohen Erwartungen, die die Eltern an ihre Kinder im Zusammenhang mit dem schulischen Ablaufmuster richten. Sie konstruieren starre Erwartungsfahrpläne, die, trotz Bestreben, von den Kindern nicht eingehalten werden können. Der Bruch mit diesem Erwartungsfahrplan führt bereits in der Schullaufbahn zu einem innerfamiliären Entzug der Anerkennung, häufig verstärkt durch eine zusätzliche Konstruktion von Konkurrenz unter den Geschwistern. Das Resultat sind Akte der Stigmatisierung, die zur Symbolisierung des Scheiterns in den Erwartungsfahrplänen genutzt werden und das Gefühl einer marginalen Position in der Familie (und teilweise auch in der Schule) erzeugen. Die Erfahrungen von Marginalität und/oder Stigma in der Schule basieren auf der misslungenen Identifikation mit und Integration in den Klassenverband. Grundlage dafür sind häufige Wohnungs- bzw. Wohnortwechsel der Kernfamilie. Dieser Aspekt könnte jedoch feldspezifisch sein, da sich dies häufig im Zuge des kollektivhistorischen Ereignisses „Wiedervereinigung“ abspielte.

Grundlegend ist aber deutlich zu Tage getreten, dass nicht die Familiengröße, die Emotionalität innerhalb der Familie, die Sozialisation der Relevanz von Beruf, die Verortung im sozialen Raum (vgl. Bourdieu 1991, 9 ff.) usw. generalisierungsfähig für die Personen mit vorzeitiger Vertragslösung sind, sondern die in der Kindheit und/oder Jugend gesammelten Erfahrungen mit Stigma und/oder Marginalität in der Schule und/oder der Familie. Diese Erfahrungen führen zu einer Störung der Primär- und Sekundärsozialisation und manifestieren sich durch das damit einhergehend angehäufte Verlaufskurvenpotential zu einer biographischen Verletzungsdisposition.

Eine nachlassende Identifikation und Zugehörigkeit mit bzw. zu einer Gemeinschaft oder von Anbeginn ausbleibende Identifikation und verwehrt Integration mit der bzw. in die Gemeinschaft schafft für die Betroffenen das Potential, erneut im biographischen Verlauf Marginalität und/oder Stigma (nicht auf den Beruf beschränkt) zu erfahren. Dies führt wiederum zu einer abnehmenden Relevanz des Lebensbereichs für die Betroffenen und endet in der Regel mit einer Ausgliederung aus

der Gemeinschaft oder einer temporären Irrelevanz des gesamten Lebensbereichs. Ein Exempel, an dem dieser Prozess der Wiederholung von Marginalität und/oder Stigma im biographischen Verlauf zu beobachten ist, zeigt sich in der Zeit der Partizipation an der scheiternden Berufsausbildung.

Einerseits wird den interviewten Personen bereits zu Beginn der Berufsausbildung die Integration durch die etablierten Personen(-gruppen) verwehrt, und/oder die Betroffenen können sich – zumindest mit dem Ausbildungsplatz oder den dort vorhandenen Personen(-gruppen) – nicht identifizieren. Andererseits gelingt den interviewten Personen zu Beginn die Identifikation und Integration, aber im Verlauf der Berufsausbildung kommt es aufgrund von Problemlagen in der Berufsausbildung oder anderen Lebensbereichen zu einer nachlassenden Identifikation und/oder Zugehörigkeit. Beide Varianten befördern die Betroffenen in eine (teilweise freiwillig eingenommene) marginale und/oder stigmafähige Position. Diese Position ist wiederum ausschlaggebend für die nachlassende Zuschreibung einer sinn- und identitätsstiftenden Funktion zur Berufsausbildung – oder zumindest zum Ausbildungsplatz – und die sich immer mehr anhäufenden Problemlagen erwirken eine Überforderung, die wiederum die Berufsausbildung noch weiter vernachlässigen lässt. Dieser Prozess der fortschreitenden Distanzierung vom Ausbildungsplatz wird begleitet von einer zunehmenden Marginalität und schafft weiterführendes Stigmapotential. Der Lebensbereich der Berufsausbildung wird für die Betroffenen dadurch immer prekärer, bis sie schlussendlich keine andere Möglichkeit mehr sehen, als aus der dort vorhandenen Gemeinschaft auszutreten und/oder diesen Lebensbereich vorerst aus ihrer Identitätskonstellation auszugliedern. Die Erfahrungen der Marginalität und des Stigmas in der Berufsausbildung sind für die Betroffenen insofern dramatisch, als dass es sich um eine Wiederholung handelt und die biographische Verletzungsdisposition reaktiviert und verstärkt wird. Ab dem Ereignis der vorzeitigen Vertragslösung setzen die Betroffenen noch stärker den Fokus auf eine Vermeidung der Wiederholung einer derartigen Situation, die für sie von da an mit einem unausweichlichen Scheitern in Verbindung steht.

5.6 Die Störung der (berufs-)biographischen Stringenz durch die vorzeitige Vertragslösung

Innerhalb der Untersuchung ist neben der Wiederholung von Marginalität und Stigma ein weiterer Prozess zu Tage getreten, der den gesamtbiographischen Verlauf betrifft und in einem Zusammenspiel mit der vorzeitigen Vertragslösung exemplarisch zum Vorschein tritt. Es handelt sich hierbei um die Störung der (berufs-)biographischen Stringenz, die, vornehmlich auf Basis der Ablaufmuster des Familienzyklus und der Ausbildungs- und Berufskarriere, in kanonischer und kulturinhärenter Weise als Erwartungsfahrplan der (berufs-)biographischen Werdegänge auf die Betroffenen wirkt und deren Einhaltung von allen Mitgliedern des Kulturkreises stillschweigend vorausgesetzt und erwartet wird.

In ihrer Kindheit zentrieren die Betroffenen vornehmlich die Familie. Abgelöst wird dies (entsprechend den kulturinhärenten Erwartungen) in der Adoleszenz von einem Freundeskreis in Form eines Anregungsmilieus oder einer sozialen Welt. Ab der beginnenden Berufsausbildung gelingt ihnen wiederum der erwartete Übergang zur Zentrierung des Lebensbereichs Beruf, teilweise begleitet von Problemen im Changieren der Lebensbereiche und in der Umgestaltung des Alltags. Eine grundle-

gende Störung des selbstevident erwarteten Prozesses erfolgt erst im Zuge der vorzeitigen Vertragslösung. Die Betroffenen sind nach diesem Ereignis nicht mehr in der Lage, den Lebensbereich Beruf (entsprechend der Ablaufmuster als Grundlagen der Erwartungsfahrpläne) zu zentrieren oder auch nur zu fokussieren. Auf der Suche nach Stabilität orientieren sie sich wieder an einem Anregungsmilieu oder einer sozialen Welt bzw. an der Familie, um neue orientierungsstiftende Momente zu finden bzw. die dort während der Berufsausbildung entstandenen Problemlagen zu bearbeiten. Dies entspricht jedoch nicht den auf sie in kanonischer Weise wirkenden oder von Repräsentanten differenter Lebensbereiche geforderten Erwartungsfahrplänen. Einerseits wird dadurch der Entzug der Anerkennung von Signifikanten Anderen wirkungsmächtig, und andererseits wird über diesen Bruch mit den Erwartungsfahrplänen den Betroffenen die Zerstörung der biographischen Stringenz verdeutlicht. Ausgerichtet auf die Wiederherstellung der (berufs-)biographischen Stringenz und die zurückkehrende Akkumulation von Anerkennung, bleibt den meisten Betroffenen nichts weiter übrig, als den Erwartungsfahrplänen wieder gerecht zu werden. Dafür orientieren sie sich zumeist noch stärker als zuvor an den Ablaufmustern und erfahren eine zunehmende Relevanzsetzung des Berufs bei der beruflichen und biographischen Neuorientierung. Nachdem die Probleme in der Familie bearbeitet wurden oder die Sicherheit und Stabilität über den Freundeskreis und/oder die Familie wieder hergestellt werden konnten, bietet sich die Möglichkeit der Wiederaufnahme des Berufs in das Identitätskonzept und die Identitätskonstellation. Im Kontrast zur Situation vor der vorzeitigen Vertragslösung achten die Betroffenen aber peinlich genau darauf, dass der Beruf zu den übrigen Lebensbereichen passt. Erst dann können sie wieder den Beruf zentrieren und den Bruch in der (berufs-)biographischen Stringenz korrigieren. Nur in wenigen Fällen bleibt das Zentrum der Freundeskreis in Form einer sozialen Welt. Dann sind die entsprechenden Personen dennoch darauf bedacht, den Beruf zu fokussieren, was ihnen nur im Übereinbringen der Lebensbereiche Beruf und soziale Welt gelingen kann. Nachdem es allen Betroffenen gelungen ist, den Beruf im neuen Identitätskonzept zu zentrieren oder zu fokussieren, offenbart sich ihnen und den Signifikanten Anderen die Korrektur der Störung in der (berufs-)biographischen Stringenz, und sie kehren in die kanonischen und kulturinhärenten Erwartungen zurück. Als Symbol der endgültigen Korrektur des Scheiterns gilt in der Regel ein erworbener Titel.

6. Diskussion

Eine vorzeitige Vertragslösung in der Berufsausbildung ist weit mehr als eine Störung der Berufslaufbahn. Durch den kulturinhärenten Stellenwert des Berufs für die Selbstdarstellung und das Identitätskonstrukt hat sie Einfluss auf die gesamte Biographie, wird von anderen relevanten Lebensbereichen und deren Repräsentanten determiniert und wirkt sich auf diese aus. Erkennbar wird dieses Wechselspiel vor allem durch die Analyse der biographischen Entwicklungsgeschichten. In den bisherigen Untersuchungen zur vorzeitigen Vertragslösung wurde dies, trotzdem sie seit Jahrzehnten ein Bestandteil des öffentlichen und wissenschaftlichen Diskurses ist, weitestgehend vernachlässigt.

In der Untersuchung, deren Erkenntnisse in diesem Beitrag aufgezeigt werden, erfolgte erstmals eine Analyse der Verbindung zwischen vorzeitiger Vertragslösung und

(berufs-)biographischen Verläufen. Dabei kristallisierte sich ein fallübergreifender generalisierungsfähiger Prozess heraus, der sich in mehrere (variable) Teilprozesse aufspaltet und bei allen Betroffenen vorzufinden ist. Er zeigt sich unabhängig von der Anzahl der erfahrenen vorzeitigen Vertragslösungen, dem Milieu der Herkunftsfamilie und den ausgeübten Ausbildungsberufen. Bei einer wiederholten vorzeitigen Vertragslösung begeben sich die Betroffenen lediglich in eine erneute Schleife des Prozesses, und es erfolgt eine Beschneidung der beruflichen Möglichkeitsstrukturen. Der Gesamtprozess, in dem alle Teilprozesse implementiert sind, stellt sich folgendermaßen dar:

Die Betroffenen sind in ihrer Kindheit und/oder Jugend Erfahrungen von Marginalität und/oder Stigma in der Schule und/oder der (Kern-)Familie ausgesetzt. Auf dieser Basis häuft sich in ihrem biographischen Verlauf erstes Verlaufskurvenpotential an, und sie prägen eine biographische Verletzungsdisposition aus. Zum Ende der Schullaufbahn begeben sie sich erst sehr spät auf die Suche nach einem (alternativen) Ausbildungsplatz. Begleitet wird diese Suche von einer sozialisierten oder fremdbestimmten bzw. -initiierten Orientierung an den Ablaufmustern, die darauf ausgerichtet ist, eine berufliche Leerlaufphase nach dem schulischen Ablaufmuster zu vermeiden und den Lebensbereich Beruf zu zentrieren bzw. zu fokussieren. Die Betroffenen akzeptieren dadurch einen (wenig passenden) Ausbildungsplatz und beginnen ihre Berufsausbildung. Bereits zu Beginn der Zeit der Partizipation wird ihnen von den dort vorgefundenen Personen(-gruppen) die Integration verwehrt, und sie können sich nur wenig mit verschiedenen Aspekten der Berufsausbildung identifizieren, oder die Integration und Identifikation gelingt, doch durch Problemlagen in der Berufsausbildung oder der Familie distanzieren sie sich prozessual von der Berufsausbildung, wodurch die Identifikation und Zugehörigkeit abnimmt. Während sie in der Berufsausbildung immer mehr in eine marginale Position rutschen und sie zunehmend Akten der Stigmatisierung ausgesetzt sind, ziehen sie sich auf der Suche nach Stabilität und Sicherheit oder zur Bearbeitung aufgetretener Problemlagen in andere Lebensbereiche zurück. Durch die Wiederholung von Marginalität und Stigma häuft sich erneut Verlaufskurvenpotential an, und die Handlungsfähigkeit der Betroffenen sinkt fortwährend, bis sie schlussendlich keine andere Möglichkeit mehr sehen, als die Berufsausbildung im Zuge einer vorzeitigen Vertragslösung aufzugeben, um sich vor der Dramatisierung dieses Prozesses zu schützen.

Die vorzeitige Vertragslösung führt dazu, dass die Betroffenen einem beruflichen und biographischen Bruch ausgesetzt sind, der die (erwartete) stringente Lebensführung zerstört. Dies manifestiert sich einerseits im Zerfall des Identitätskonzepts und wird andererseits durch den Entzug der Anerkennung von den Signifikanten Anderen symbolisiert. Die Betroffenen geraten in eine temporäre Fallensituation, in der jedwede Identifikationspunkte zu hinterfragen sind. Auf dieser Basis sehen sie sich genötigt, neue Identifikationspunkte zu setzen und eine Restrukturierung bzw. Modifikation ihrer Identitätskonstellation vorzunehmen. Der Lebensbereich Beruf erfährt in dieser Phase eine Irrelevanz. Die Restrukturierung bzw. Modifikation offenbart sich vorzugsweise in der Suche nach neuen Signifikanten Anderen im Freundeskreis und/oder in der Familie, die orientierungstiftend wirken sollen. Ist dies gelungen, können sie beginnen, orientiert an den neuen Bezugspersonen und ihren Lebensstilen, eine neuartige biographische Basisposition und -disposition auszuprägen, die die Sicherheit und Stabilität der beruflichen und biographischen Neuorientierung gewähr-

leisten soll. Darauf basierend prägen sie (berufs-)biographische Pläne und Entwürfe aus und kreieren ein neues Identitätskonzept, welches auf die Wiedererlangung der Anerkennung, die Restrukturierung der Biographie, die Rückerlangung biographischer Stringenz und den Erhalt der Unabhängigkeit und Selbständigkeit angelegt ist. Zentral am neuen Identitätskonzept ist das Beibehalten bzw. Erzeugen der Stabilität und Sicherheit in allen Lebensbereichen. Zwar nimmt die Fokussierung bzw. Zentrierung des Berufs im fortschreitenden Prozess wieder zu, doch darf dies keinesfalls die Stabilität und Sicherheit des Freundeskreises und/oder der Familie gefährden. Dementsprechend liegt der Fokus auf dem Übereinbringen aller bzw. der Herstellung einer Passung zwischen den Lebensbereichen, um die Etablierung des Identitätskonzepts mithilfe der Erarbeitung von Idealen und pragmatischen Plänen sicherzustellen und eine erneute Störung bei der zunehmenden Zentrierung des Berufs im Zuge einer neuerlichen Berufsausbildung, eines Studiums oder eines Beschäftigungsverhältnisses auszuschließen.

Durch die Betrachtung der vorzeitigen Vertragslösung als Prozess konnten bereits existierende Erkenntnisse bestätigt, aber auch vertiefend weitergeführt und in einen prozessualen Zusammenhang integriert werden.

Zu untermauern ist, dass die Berufswahl der Betroffenen häufig eine Notlösung darstellt (vgl. Deuer 2006, 142), auf wenig fundierten beruflichen Plänen bzw. Entwürfen basiert (vgl. Gellhardt/Kohlmeyer/Theisen 1995, 109 ff.) oder der Berufswunsch bei der Berufswahl und Beratung zu wenig zentriert wird (vgl. Wieser/Schlögl 2006, 113). Die Berufswahl ist jedoch nur ein relevanter (Teil-)Prozess, der für die vorzeitige Vertragslösung mitbestimmend ist. Darüber hinaus ist deutlich zutage getreten, dass eine Kategorisierung in „richtige“ und „falsche“ Berufswahl zu kurz gefasst ist. Es zeigen sich drei Varianten des (Teil-)Prozesses, die von einseitiger oder ausbleibender Beratung und häufig anzutreffender Fremdbestimmung bzw. -initiierung gekennzeichnet sind.

Ebenso konnte festgehalten werden, inwiefern die Gründe und Motive, die bislang das Zentrum der Betrachtung des Phänomens bildeten, in den Prozess zu integrieren sind. Sie sind nicht die ausschlaggebenden Faktoren für die Entscheidung zu einer vorzeitigen Vertragslösung, sondern übernehmen vielmehr die Funktion einer nachträglichen Ratifizierung und Plausibilisierung. Die vorzeitige Vertragslösung basiert auf einem Entscheidungsprozess (vgl. Glöß/Kühn 1984, 171; Stadler/Schmid 2006, 63, 19; Brüggemann 1975, 5), in dem sich Konflikte anhäufen, die nicht bearbeitet werden (vgl. Hensge 1987, 65 f.; Gellhardt/Kohlmeyer/Theisen 1995, 112; Glöß/Kühn 1984, 172). Hinzu kommt, dass die Identifikation und Integration bzw. Zugehörigkeit an Relevanz verliert, allmählich eine Überforderung erwirkt und zu einer marginalen und stigmatisierten Position führt.

Das Ereignis der vorzeitigen Vertragslösung selbst entspricht durchaus einer Identitätskrise (vgl. Grieger 1981, 6; Hensge 1987, 87; Wieser/Schlögl 2006, 98; Deuer 2006, 9; Stadler/Schmid 2006, 79), stört die berufliche Stringenz und ist ein bedeutendes lebensgeschichtliches Ereignis (vgl. Deuer 2006, 12 f.; Hensge 1987, 80; Gronwald/Quante-Brandt/Schröder 1997, 9). Doch auch diese Erkenntnisse beschwichtigen eher die Auswirkungen. Auf der Basis der konstitutiven Funktion des Berufs für die Biographie und den Alltag zerstört die vorzeitige Vertragslösung die konstruierte Identität, den Alltag und entzieht den Betroffenen jedwede Sicherheit und Stabilität der Lebensführung. Begleitet wird diese Zerstörung von dem Entzug der

Anerkennung der Signifikanten Anderen und der öffentlichen Wirkung des Stigmas des Scheiterns.

In Bezug zur vorberuflichen Sozialisation und der beruflichen und biographischen Neuorientierung nach dem Ereignis konnten nur wenige Übereinstimmungen zu bisherigen Erkenntnissen festgehalten werden. Dies ist sicherlich darin begründet, dass diese biographischen Zeiten bisher nur peripher in den Zusammenhang mit der vorzeitigen Vertragslösung gebracht wurden.

Dass eine berufliche Neuorientierung in der Regel nach dem Ereignis des Scheiterns erfolgt und von den Möglichkeitsstrukturen determiniert wird, wurde bereits festgehalten (vgl. Hensge 1987, 80; Vock 2000, 33; Grieger 1981, 8). Dass dies einhergeht mit einem Degradationsszenario bzw. einem Prozess des Einnehmens eines niedrigeren Ersatzstatus (vgl. Mariak/Kluge 1998, 266, 278, 290; Dietz/Matt/Schumann/Seus 1997, 210, 216; Seus 1993, 242 ff.; Grieger 1981, 6) kann jedoch nicht bestätigt werden. Ebenso wenig führt die vorzeitige Vertragslösung (damit verbunden) in eine Benachteiligung (vgl. Deuer 2006, 9). Stattdessen konnte ein Prozess etabliert werden, der auf die Restrukturierung der Biographie ausgerichtet ist. Er umfasst alle Entwicklungsgeschichten der interviewten Personen nach dem beruflichen Scheitern, unabhängig von der zeitlichen Expansion der Fallensituation.

Vor allem aber im Kontext der vorberuflichen Situation sind deutliche Differenzen zutage getreten. Die Familienkonstellation und -größe als Teilfaktor für die vorzeitige Vertragslösung (vgl. Graf 1958, 69, 84; Weiss 1982, 72; Grieger 1981, 18; Faßmann 2000, 118) ist nur bei einer Minderheit anzutreffen gewesen. Generalisierungsfähig für die Betroffenen ist vielmehr die frühe Erfahrung von Stigma und/oder Marginalität in der Familie und/oder Schule. Die damit einhergehende Ausprägung einer biographischen Verletzungsdisposition zeigt sich als durchaus relevant für die spätere Zunahme der Neigung zur vorzeitigen Vertragslösung, da die Wiederholung von Marginalität und/oder Stigma in der Berufsausbildung für die Betroffenen ein prekäres Ereignis darstellt.

7. Fazit

Der hier skizzierte Prozess konnte in seiner Gänze in der Untersuchung fallübergreifend festgestellt und dokumentiert werden. Dementsprechend muss davon ausgegangen werden, dass die (berufs-)biographischen Entwicklungen keine individuellen Fallgeschichten darstellen, wie es in anderen Studien angedeutet wird (vgl. Brüggemann 1975, 47; Bohlinger 2003, 270 Stadler/Schmid 2006, 19). Nicht der Verlauf, sondern vielmehr die Kombination der variablen Teilprozesse, deren zeitliche Expansion und die genannten Gründe, auf denen der Prozess ratifiziert wird, stellen eine individuelle Fallgeschichte dar.

Der (in seinen Teilprozessen) dokumentierte Prozess muss aber vorerst noch einigen Einschränkungen unterliegen. Er offenbart die biographischen Verläufe von Personen mit vorzeitiger Vertragslösung ohne Titelerwerb in der Berufsausbildung nur bis zum Zeitpunkt des Interviews, was einer zeitlichen Distanz von vier bis sechs Jahren zum Ereignis entspricht. Er bildet dementsprechend die Auswirkungen der vorzeitigen Vertragslösung auf die (berufs-)biographische Entwicklung der Betroffenen ab, kann aber über eine gelungene Etablierung der begonnenen (berufs-)bio-

graphischen Werdegänge wenig Aufschluss geben. Zudem muss er vorerst auf das Forschungsfeld beschränkt bleiben und besitzt den Charakter einer Momentaufnahme.

LITERATUR

- Beinke, Lothar (2011): Berufswahlschwierigkeiten und Ausbildungsabbruch, Frankfurt/Main.
- Bending, Sonja und Stephan Toth (1985): Prozesse beruflicher Qualifikation: „Herstellung von Arbeitsvermögen“, in: Harry Friebe (Hg.): Berufliche Qualifikation und Persönlichkeitsentwicklung: Alltagserfahrungen Jugendlicher und sozialwissenschaftliche Deutung, Wiesbaden, 57-93.
- Bohlinger, Sandra (2003): Ausbildungsabbruch im Handwerk. Strukturen vorzeitiger Vertragslösungen nach dem ersten Ausbildungsjahr, Bielefeld.
- Bourdieu, Pierre (1991): Sozialer Raum und „Klassen“, Frankfurt/Main.
- Bourdieu, Pierre (2005): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt/Main.
- Brüggemann, Wilfried (1975): Über Motive zum Abbruch der Lehre. Fallstudie zur Motivuntersuchung, Münster.
- Detka, Carsten (2005): Zu den Arbeitsschritten der Segmentierung und der Strukturellen Beschreibung in der Analyse autobiographisch-narrativer Interviews, in: ZBBS, Jg. 6, H. 2, 351-364.
- Deuer, Ernst (2006): Früherkennung von Ausbildungsabbrüchen: Ergebnisse einer empirischen Untersuchung im baden-württembergischen Einzelhandel, Mannheim.
- Denzin, Norman K. (1978): Sociological Methods. A Sourcebook, New York.
- Dietz, Gerhard-Uhland, Eduard Matt, Karl F. Schumann und Lydia Seus (1997): „Lehre tut viel...“. Berufsbildung, Lebensplanung und Delinquenz bei Arbeiterjugendlichen, Münster.
- Dornmayr, Helmut, Susanna-Maria Henkel, Peter Schlögl, Arthur Schneeberger und Regine Wieser (2006): Benachteiligte Jugendliche – Jugendliche ohne Berufsausbildung. Qualitative und quantitative Erhebungen; Arbeitsmarkt- und bildungspolitische Schlussfolgerungen, Wien.
- Dornmayr, Helmut (2006): Arbeitsschritte und gewählte Methoden (Untersuchungsdesign), in: Helmut Helmut, Susanna-Maria Henkel, Peter Schlögl, Arthur Schneeberger und Regine Wieser: Benachteiligte Jugendliche – Jugendliche ohne Berufsausbildung. Qualitative und quantitative Erhebungen; Arbeitsmarkt- und bildungspolitische Schlussfolgerungen, Wien, 11-13.
- Fassmann, Hendrik (1997): Früherkennung und Reduzierung von Abbrüchen der Berufsausbildung in Berufsbildungswerken, Nürnberg.
- Fassmann, Hendrik (2000): Ausbildungsabbruch bei behinderten und benachteiligten Jugendlichen: Erprobung und Evaluation eines Instruments, Nürnberg.
- Feß, Winfried (1995): Schlüsselbegriffe im Kontext unserer praktischen Arbeit, in: Helga Ballauf (Hg.): Scheitern in Ausbildung und Beruf verhindern. Wie Jugendlichen beim Übergang Schule – Arbeitswelt geholfen werden kann, Bielefeld, 24-37.
- Fischer, Astrid (1997): Entwicklungsgeschichte von Ausbildungsabbrüchen aus dem Handwerksbereich, in: Detlef Gronwald, Eva Quante-Brandt und Georg Schröder (Hg.): AusbildungsabbrecherInnen ein bildungspolitisches Problem. Beiträge anlässlich des Workshops, Akademie für Arbeit und Politik, Bremen, 61-64.
- Flick, Uwe (2000): Was ist qualitative Forschung. Einleitung und Überblick, in: Uwe Flick, Ernst von Kardoff und Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Reinbek, 13-29.

- Friebel, Harry und Maria Piontek (1985): Erfahrungen sozialer Beziehungen: „Entwicklung des Ichs“, in: Harry Friebel (Hg.): Berufliche Qualifikation und Persönlichkeitsentwicklung: Alltagserfahrungen Jugendlicher und sozialwissenschaftliche Deutung, Wiesbaden, 94-135.
- Froschauer, Ulrike und Manfred Lueger (2003): Das qualitative Interview. Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme, Wien.
- Fuchs-Heinritz, Werner (1998): Soziologische Biographieforschung: Überblick und Verhältnis zur Allgemeinen Soziologie, in: Gerd Jüttemann und Hans Thomae (Hg.): Biographische Methoden in der Humanwissenschaft, Weinheim, 3-23.
- Gellhardt, Heidi, Klaus Kohlmeyer und Margareta Theisen (1995): Anatomie des Ausbildungsabbruchs. Quantitative und qualitative Aspekte eines bildungspolitischen Problems, Berlin.
- Glaser, Barney B. und Anselm L. Strauß (1967): The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research, New York.
- Glaser, Barney B. und Anselm L. Strauß (1988): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung, Bern.
- Glinka, Hans-Jürgen (1998): Das narrative Interview. Eine Einführung für Sozialpädagogen, Weinheim.
- Glöß, Petra und Jutta Kühne (1984): Nicht geeignet? Ausbildungsabbrüche: Versagen die Frauen oder versagt die Berufsausbildung, in: Christine Mayer, Helga Krüger, Ursula Rabe-Kleeberg und Ilse Schütte (Hg.): Mädchen und Frauen. Beruf und Biographie, München, 164-186.
- Goblirsch, Martina (2007): Wie entstehen Lebensgeschichten? Ein interdisziplinärer Zugang zur biographischen Fallrekonstruktion, in: Cornelia Giebeler, Wolfram Fischer, Martina Goblirsch, Ingrid Miethe und Gerhard Riemann (Hg.): Fallverstehen und Fallstudien. Interdisziplinäre Beiträge zur rekonstruktiven Sozialforschung, Leverkusen, 53-65.
- Goffman, Erving (1962): On cooling the mark out: Some aspects of adaption to failure, in: A. M. Rose (Ed.): Human Behavior and Social Processes, Boston.
- Goffman, Erving (1990): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität, Frankfurt/Main.
- Graf, Siegfried (1958): Lehrerfolg und Lehrversagen. Psychologische Untersuchungen zur Problematik vorzeitiger Lehrvertragslösungen, Berlin.
- Grieger, Dorothea (1981): Wer bricht ab? Berufsausbildungsabbrecher im Vergleich mit Jungarbeitern und Auszubildenden, Berlin.
- Gronwald, Detlef, Eva Quante-Brandt und Georg Schröder (1997): Einführung in die Problemlage, in: Detlef Gronwald, Eva Quante-Brandt und Georg Schröder (Hg.): AusbildungsabbrecherInnen ein bildungspolitisches Problem. Beiträge anlässlich des Workshops, Akademie für Arbeit und Politik, Bremen, 7-11.
- Hensge, Kathrin (1987): Ausbildungsabbruch im Berufsverlauf: Eine berufsbiographische Studie, Berlin.
- Hunger, Axel, Klaus Jenewein und Helmut Sanftleber (2002) (Hg.): Gründe für Ausbildungsabbrüche im Handwerk. Ergebnisse einer repräsentativen EMNID-Befragung von Jugendlichen, Auszubildern und Berufskolleglehrern in Nordrhein-Westfalen, Duisburg.
- Huth, Sandra (2000): Ausbildungsabbruch in Rheinland-Pfalz. Eine handlungsorientierte Studie, Mainz.
- Jakob, Gisela (1997): Biographieforschung mit dem Verfahren des narrativen Interviews, in: Barbara Friebertshäuser und Annedore Prengel (Hg.): Handbuch Qualitative Forschung in der Erziehungswissenschaft, Weinheim, 445-460.
- Kelle, Udo (1994): Empirisch begründete Theoriebildung. Zur Logik und Methodologie interpretativer Sozialforschung, Weinheim.

- Kohlmeier, Klaus (1997): Beratungsangebot für abbruchsgefährdete Jugendliche, in: Detlef Gronwald, Eva Quante-Brandt und Georg Schröder (Hg.): AusbildungsabbrecherInnen ein bildungspolitisches Problem. Beiträge anlässlich des Workshops, Akademie für Arbeit und Politik, Bremen, 65-76.
- Kallmeyer, Werner und Fritz Schütze (1977): Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung, in: Dirk Wegner (Hg.): Gesprächsanalysen: Vorträge gehalten anlässlich des 5. Kolloquiums des Instituts für Kommunikationsforschung und Phonetik, 14.-16. Oktober 1976, Hamburg, 159-274.
- Krotz, Friedrich (2005): Neue Theorien entwickeln. Eine Einführung in die Grounded Theory, die Heuristische Sozialforschung und die Ethnographie anhand von Beispielen aus der Kommunikationsforschung, Köln.
- Küsters, Ivonne (2006): Narrative Interviews. Grundlagen und Anwendungen, Wiesbaden.
- Lamnek, Siegfried (1989): Qualitative Sozialforschung. Methoden und Techniken, Bd. 2, Weinheim.
- Lucius-Hoene, Gabriele und Arnulf Deppmann (2004): Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews, Wiesbaden.
- Mariak, Volker und Susann Kluge (1998): Zur Konstruktion des ordentlichen Menschen. Normierungen in Ausbildung und Beruf, Frankfurt/Main.
- Quante-Brandt, Eva (1997): Erstausbildung 1997, Jugend im Slalom zwischen Chancen und Risiken, in: Detlef Gronwald, Eva Quante-Brandt und Georg Schröder (Hg.): AusbildungsabbrecherInnen ein bildungspolitisches Problem. Beiträge anlässlich des Workshops, Akademie für Arbeit und Politik, Bremen, 14-28.
- Reiser, Reinhart (1992) (Hg.): Entwicklungsgeschichten von Ausbildungsabbrüchen. Sozialpädagogische und didaktische Konsequenzen für die handwerksbetriebliche Berufsausbildung Jugendlicher ohne Hauptschulabschluss, Köln.
- Schütze, Fritz (1976): Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologie (Hg.): Kommunikative Sozialforschung, München, 159-260.
- Schütze, Fritz (1977): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen, Bielefeld.
- Schütze, Fritz (1981): Prozeßstrukturen des Lebenslaufs, in: Joachim Matthes (Hg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive, Sozialwissenschaftliches Forschungszentrum der Universität Erlangen-Nürnberg, 67-156.
- Schütze, Fritz (1982): Narrative Repräsentation kollektiver Schicksalsbetroffenheit, in: Eberhard Lämmert (Hg.): Erzählforschung. Ein Symposium, Stuttgart, 568-590.
- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview, in: Neue Praxis: Jg. 13, H. 3, 283-293.
- Schütze, Fritz (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens, in: Martin Kohli und Günther Robert (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven, Stuttgart, 78-117.
- Schütze, Fritz (1989): Kollektive Verlaufskurve oder kollektiver Wandlungsprozess. Dimensionen des Vergleichs von Kriegserfahrungen amerikanischer und deutscher Soldaten im zweiten Weltkrieg, und: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History: Jg. 2, Heft 1, 31-111.
- Schütze, Fritz (1995): Verlaufskurve des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie, in: Heinz-Hermann Krüger (Hg.): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung, Wiesbaden, 116-157.
- Seus, Lydia (1993): Soziale Kontrolle von Arbeitertöchtern. Eine kriminologische Studie über junge Frauen im Berufsbildungssystem, Pfaffenweiler.
- Stadler, Barbara E. und Evi Schmid (2006): Lehrvertragsauflösungen, ihre Ursachen und Konsequenzen, Bern.

- Stonequist, Everett V. (1961): *The Marginal Man. A Study in Personality and Cultural Conflict*, New York.
- Strauß, Anselm L. (1994): *Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung*, München.
- Vock, Rainer (2000): *Ausbildungsabbruch: Prävention in der außerbetrieblichen Ausbildung*, Bd. 1, Darmstadt.
- Weiss, Reinhold (1982): *Die vorzeitige Lösung von Berufsausbildungsverträgen: empirisch-analytische Untersuchung der Gründe und Einflussfaktoren beim Abbruch der Berufsausbildung*, Frankfurt/Main.
- Wieser, Regine und Peter Schlögl (2006): Interviews mit Jugendlichen, in: Helmut Dornmayr, Susanna-Maria Henkel, Peter Schlögl, Arthur Schneeberger und Regine Wieser: *Benachteiligte Jugendliche – Jugendliche ohne Berufsausbildung. Qualitative und quantitative Erhebungen; Arbeitsmarkt- und bildungspolitische Schlussfolgerungen*, Wien, 92-107.

Erwerbsverläufe von Migrantinnen im Sozial- und Gesundheitswesen:

Welche Implikationen ergeben sich für eine migrationsspezifische Beratung?

Lucia Mihali, Eva M. Müller und Türkan Ayan

Zusammenfassung

„Potenziale von Zuwanderinnen besser nutzen“ – durch die Einführung des Berufsqualifikationsfeststellungsgesetzes (BQFG) und entsprechender Landesregelungen soll dies besser gelingen als bisher. Mit Blick auf die demografische Entwicklung, den sich abzeichnenden Fachkräftebedarf und die häufige Dequalifizierung ausländischer Qualifikationen auf dem deutschen Arbeitsmarkt scheint dies dringend erforderlich. Die vorliegende qualitative Studie betrachtet die Erwerbsverläufe von 28 meist hochqualifizierten Migrantinnen, die im Ausland einen Berufs- oder Bildungsabschluss im Sozial- oder Gesundheitswesen erworben haben. Hierdurch sollen Chancen und Hürden beim Übergang in den deutschen Arbeitsmarkt identifiziert werden. Die Analyse der individuellen Erwerbsbiographien verdeutlicht, dass es selbst für hochqualifizierte Migrantinnen nahezu unmöglich erscheint, einen qualifikationsgerechten Beruf in Deutschland auszuüben. Mit Blick auf eine Integration in den deutschen Arbeitsmarkt lassen sich drei Handlungsstrategien beobachten: Die Gruppe der „pragmatischen Frauen“ vollzieht eine Ausbildung oder Umschulung bzw. strebt diese an; die Gruppe der „resignierten Frauen“ übt Tätigkeiten weit unterhalb des eigenen Qualifikationsniveaus aus. In beiden Fällen bietet ihnen der jeweilige Ansatz eine greifbare Perspektive für den Arbeitsmarktzugang, führt jedoch auch zur Entwertung der mitgebrachten akademischen Abschlüsse. Die kleinste Gruppe stellen „persistente Migrantinnen“ dar, die die Anerkennung ihres Abschlusses erfolgreich verfolgt haben bzw. eine erneute Antragstellung planen.

Vor dem Hintergrund der Resilienzforschung werden relevante Einflussgrößen als Schutz- bzw. Risikofaktoren betrachtet. Während sich ihre intrinsische Arbeits- und Aufstiegs motivation, die stabilisierende Wirkung der Familie sowie mentorenartige Figuren wie (Sprach-)Lehrer, Berater oder hilfsbereite Bekannte als Schutzfaktoren erweisen, stellen die erlebten Diskriminierungserfahrungen sowie eine mangelnde Willkommenskultur ein Hindernis dar.

1. Einleitung

Wie die Zuwanderung qualifizierter Kräfte erleichtert und verstärkt werden kann, war ein Schwerpunktthema anlässlich des zweiten Demografie Gipfels am 14. Mai 2013 (vgl. Bundesministerium des Innern [BMI], 2013, S. 9, 47ff.). Zwei Wochen später standen die Themen Arbeitsmarkt und Integration der Zuwanderer im Fokus des sechsten Integrationsgipfels. Eines der deklarierten Ziele beider politischen Aktionen ist es, eine Willkommens- und Anerkennungskultur zu etablieren bzw. zu stärken (Die Bundeskanzlerin 2013; BMI 2012, 46 ff.). So wird auf dem Internetportal *make-it-in-germany.com* der Eindruck vermittelt, dass der Zugang „in fünf Schritten zum Arbeiten in Deutschland“ leicht zu schaffen sei, wie einige erfolgreiche Rekrutierungs- und Integrationsbeispiele auf der Seite präsentieren. Zuwanderung und Willkommenskultur sowie die Arbeitsmarktintegration sind demnach zentrale Themen des politischen Diskurses geworden. Wie sieht es aber in der Alltagsrealität aus?

In ihrem Bericht über die Lage der Ausländerinnen und Ausländer in Deutschland stellte die Bundesregierung 2012 u.a. fest, dass die Arbeitslosenzahlen von Ausländern in den letzten zwanzig Jahren unverändert hoch geblieben sind – und zwar doppelt so hoch wie die der einheimischen Bevölkerung. So waren im April 2012 15% der Ausländer und 6,4% der Deutschen arbeitslos (Deutscher Bundestag 2012, 103). Andere Berechnungen ergaben, dass bemerkenswert viele hochqualifizierte Bildungsausländerinnen und -ausländer erwerbslos sind oder dem Arbeitsmarkt nicht zur Verfügung stehen. Deren Quote lag im Jahr 2009 bei rund 30%, unter Frauen sogar bei knapp 40% (Jungwirth 2012a, 10 ff.). Im Vergleich zu den Bildungsinländern sind zudem Bildungsausländerinnen und -ausländer viel häufiger in Tätigkeiten unterhalb ihrer Qualifikation beschäftigt: Im Jahr 2008 waren es 20,6% versus 3,1% (vgl. Nohl/Ofner/Thomsen 2010, 68). Der Verlust dieser mitgebrachten Potenziale ist weder mit Blick auf den Verlust an Humankapital noch im Sinne der Chancengleichheit und sozialen Teilhabe vertretbar.

Laut der Bundesagentur für Arbeit bestehen bereits jetzt Schwierigkeiten im Gesundheitssektor, offene Stellen zu besetzen. So wurde in diesem Bereich zwischen den Jahren 2000 und 2010 ein Anstieg von 41% an offenen Stellen verzeichnet. In Relation dazu war der Anstieg von 13% im gesamten Dienstleistungssektor eher gering (vgl. Bundesagentur für Arbeit 2011, 13 ff.). Ähnlich stellt sich die Situation im Sozialsektor dar. Mit dem seit dem 1.8.2013 in Kraft getretenem Rechtsanspruch auf einen Betreuungsplatz für Unter-Dreijährige versucht der Gesetzgeber, die Problematik der Vereinbarkeit von Arbeit und Familie in den Griff zu bekommen. Dies führt allerdings zu einem massiven Anstieg des Bedarfs an qualifizierten Fachkräften in diesem Bereich (vgl. Weiterbildungsinitiative Frühpädagogische Fachkräfte 2011).

Angesichts des gezeichneten Bildes wäre eine stärkere Öffnung des Arbeitsmarktes für qualifizierte Zuwanderer naheliegend. Allerdings ist die deutsche Bevölkerung laut einer aktuellen Umfrage der Bertelsmann Stiftung eher ambivalent, was die Zuwanderung und die Etablierung einer Willkommenskultur¹ betrifft (vgl. TNS Emnid

1 „Willkommenskultur meint nicht nur die Unterstützung der Neankömmlinge bei der Ankunft, dem Erlernen der Verkehrssprache und dem Einleben in die neue Gesellschaft. Zur Willkommenskultur gehört auch der generelle Umgang mit Vielfalt in einer Gesellschaft: Das bezieht sich auf die Toleranz und Achtung gegenüber Menschen mit anderen kulturellen Wurzeln, umfasst die Wertschätzung der bisherigen Leistungen der Zuwanderer und zeigt sich darin, dass Menschen mit Migrationshintergrund

im Auftrag der Bertelsmann Stiftung 2012). So geben zwei Drittel der Befragten Bedenken gegenüber der Zuwanderung an, da sie hierdurch u.a. höhere Belastungen des Sozialsystems befürchten. Laut der Umfrage fehlt es auch an einer Wertschätzung für die Leistungen der hier lebenden Zuwanderer, „welche knapp die Hälfte der Bürger als unzureichend erachtet“ (ebd., 3). Zuversichtlicher stimmen die Angaben hinsichtlich des Handlungsbedarfs zur Verbesserung der Lebensbedingungen für Zuwanderer. So sprechen sich 70% der Befragten für mehr Akzeptanz und Unterstützung für Zuwanderer aus (ebd.).

Die steigende Anzahl der Studien zu Migration und Integration, die vor allem die Potenziale der Zuwanderer in den Mittelpunkt stellen (vgl. Griese/Sievers 2010, 22 f.), könnte zu einer Veränderung der öffentlichen Meinung und mehr Akzeptanz für Migranten beitragen. Auch der vorliegende Beitrag betrachtet die Ergebnisse einer aktuellen Studie über Bildungsausländer aus dem Sozial- und Gesundheitswesen (s.a. Müller/Ayan 2013) und deren Wege in den deutschen Arbeitsmarkt. Hierbei werden Förder- und Risikofaktoren sowie mögliche Erfolgsstrategien der Befragten in diesem Integrationsprozess erkundet.

2. Theoretische Überlegungen

Wie die genannten Zahlen und weitere Studien zur Migrationsforschung darlegen (vgl. Nohl/Schittenhelm/Schmidtke/Weiß 2010; Bundesministerium für Bildung und Forschung [BMBF] 2012), ist Migration trotz mitgebrachter Hochschulabschlüsse mit einem massiven Einbruch in der beruflichen Laufbahn und mit einem Statusverlust verbunden. Nachfolgende Ausführungen sprechen einige Aspekte dieser Thematik an, die für die vorliegenden Ausführungen von Bedeutung sind.

Migration ist ein komplexer Prozess und wird von zahlreichen individuellen, familiären und gesellschaftlichen Faktoren bestimmt². Nohl et al. sprechen in diesem Kontext über eine „mehrdimensional strukturierte Statuspassage“, um die Komplexität dieses Übergangsprozesses zu beschreiben (Nohl et al 2010, 11). So ist neben dem Übergang zwischen zwei Staaten meistens ein Übergang in den Arbeitsmarkt des Aufnahmelandes zu bewältigen, der mit einer (erneuten) Bewertung der Bildungstitel verbunden ist. Diese zwei Dimensionen stehen zudem in Wechselwirkung mit dem Familienzyklus (ebd.). Für Migrantinnen kommen geschlechtsspezifische Chancen und Hürden hinzu, die den Übergang in den Arbeitsmarkt des Aufnahmelandes mitgestalten.

Um die Wechselwirkungen personen- und familienbedingter Einflussgrößen sowie struktureller Rahmenbedingungen bei der Gestaltung der Berufsverläufe zu verstehen, bedient sich die Migrationsforschung theoretischer Ansätze aus der Lebenslaufforschung (vgl. Jungwirth/Bouffier/Grigoleit/Wolffram 2012, 6). Der biographische Ansatz kann am ehesten eine differenzierte Analyse der Wechselwirkungen verschiedener Faktoren und Rahmenbedingungen leisten und herausarbeiten, wie der Herkunftskontext und die vor der Migration durchlaufenen Bildungs- und Berufslaufbahn

in allen Bereichen der Gesellschaft angemessen vertreten und für alle Bewohner als Leistungsträger wahrnehmbar sind.“ (Kober 2012, 2).

2 Für eine ausführliche und differenzierte Analyse dieser Faktoren, die sich im Prozess der Migration gegenseitig beeinflussen, siehe Nohl et al. 2010.

die Migrationsmotivation und den Lebenslauf im Ankunftskontext beeinflussen (vgl. Kley 2009, 50 f.).

Verschiedene Forschungsstudien, die sich der Lebenslaufperspektive bedienen, haben zum Ziel, typische Verläufe zu identifizieren. Hierzu analysieren sie die möglichen Zusammenhänge zwischen – mehr oder weniger – erfolgreichen Berufsverläufen und verschiedenen Einflussfaktoren (vgl. BMBF 2012; Nohl et al. 2010; Behrensen/Westphal 2009). So wird z.B. das Wechselspiel zwischen Migrationsform, rechtlichen Zugangsbedingungen und Anerkennung von Bildungs- und Berufsabschlüssen in Längsschnittanalysen betrachtet. Zudem werden Handlungsstrategien der Migranten im Umgang mit diesen Faktoren und Rahmenbedingungen aufgezeigt. Das gemeinsame Ziel dieser Studien ist es, Empfehlungen für die Gestaltung relevanter Faktoren und Rahmenbedingungen herauszuarbeiten, so dass eine bessere Verwertung mitgebrachter Potenziale erfolgen kann.

In Anlehnung an die Resilienzforschung können die verschiedenen Einflussfaktoren auch weitergehend in Risiko- und Schutzfaktoren unterteilt werden. Diese werden analysiert, um deren förderliche oder hinderliche Rolle für die Entwicklung von Handlungsstrategien auf individueller Ebene zu verstehen (vgl. Kustor-Hüttl 2011, 88). Die Belastungen, die im Prozess der Migration verarbeitet werden müssen, sind zahlreich und dauerhaft. Neben dem Kulturschock unmittelbar nach der Einreise in ein fremdes Land können Trennungen, Verluste, Ängste und Enttäuschungen durch die mehr oder weniger erfolgreiche Bewältigung unterschiedlicher Hindernisse zu einem sogenannten Stresstrauma führen. Die Fähigkeit, erfolgreiche Strategien zu entwickeln, um z.B. im Migrationskontext verletzende Erfahrungen zu verarbeiten und mit Dauerbelastungen umzugehen, wird als Resilienz bezeichnet (ebd., 35 ff.). Laut Kustor-Hüttl impliziert der Begriff Resilienz „dass etwas ‚trotzdem erreicht‘ werden konnte, etwas gelang, obwohl es anders erwartet worden war“ (ebd., 83).

Westphal (2011, 3 f.) erwähnt in ihrer Studie über beruflich erfolgreiche Migrantinnen drei Gruppen von Schutzfaktoren: *familial protective factors*, die zum Beispiel in Form von unterstützenden Partnern (emotionalen) Halt in einer fremden und gegebenenfalls feindlichen Umgebung bieten können, *dispositional protective factors*, die Persönlichkeitseigenschaften wie Frustrationstoleranz, Ausdauer, Motivation, optimistische Einstellung, Selbstwirksamkeit etc. beinhalten und *environmental protective factors*, die förderliche Konstellationen, Einrichtungen oder Personen und soziale Beziehungen beinhalten. Dieser letzten Gruppe kann ebenfalls die Willkommenskultur zugeordnet werden.

Die familiären, persönlichkeits- und umweltbedingten Faktoren können allerdings genauso gut zu Risikofaktoren werden. So können familiäre Konstellationen wie u.a. der Mangel an Kinderbetreuungsmöglichkeiten vor allem für den beruflichen Ein- und Aufstieg von Migrantinnen hinderlich sein. Eine vergleichende Studie bezüglich der Vereinbarkeit von Beruf und Familie in Kanada, der Türkei und Deutschland ergab, dass dies in Deutschland am schwierigsten zu erreichen ist. Neben den mangelnden Kinderbetreuungsmöglichkeiten werden hierzulande Frauen öfter mit Diskriminierungen aufgrund deren Mutterschaft konfrontiert (vgl. Pusch 2010, 293).

Das Zusammenspiel zwischen Personen- und Umweltfaktoren ist in der Resilienzforschung von großer Bedeutung. Belastende Umweltfaktoren können sich gegebenenfalls negativ auf die individuellen Handlungsstrategien der Migranten auswirken. Diese erleben ohnehin eine „Labilisierung ihres Selbstwertgefühls“ (Kustor-Hüttl

2011, 44) aufgrund von unzureichenden Sprachkenntnissen und mangelnden Informationen über Institutionen und Spielregeln im Ankunftsland (vgl. Kustor-Hüttl 2011, 44; Kohn 2011). Finden sie keine Möglichkeit, ihr Wissen und Können auf dem Arbeitsmarkt zu verwerten, kann dies letztendlich zur Resignation führen oder, wie von Hausen es formuliert: „Die Selbstpositionierung der MigrantInnen wird so zu einer letzten – und unüberwindbaren Hürde [...]“ und kann bei Frauen den Effekt haben, dass sie sich „in die Alternativrolle der Hausfrau zurückziehen“ (von Hausen 2010, 189).

Werden Rahmenbedingungen und Umweltfaktoren im Hinblick auf die zu Beginn beschriebene Willkommenskultur betrachtet, können diese als positive oder negative Indikatoren einer solchen Kultur dienen. Während die erlebte Unterstützung auf dem Weg in den deutschen Arbeitsmarkt ein positiver Indikator hierfür wäre, deuten erlebte Diskriminierungen aufgrund des Migrationsstatus auf eine fehlende Willkommenskultur hin.

Nachfolgend werden die Ergebnisse einer explorativen Studie über Bildungsausländerinnen aus dem Sozial- und Gesundheitswesen mit Blick auf individuelle Handlungsstrategien dargestellt, die sie zwecks Eingliederung in den deutschen Arbeitsmarkt entwickelt haben. Zudem werden individuelle und strukturelle Schutz- und Risikofaktoren betrachtet, und es wird ein Bezug zur Willkommenskultur in Deutschland hergestellt.

3. Untersuchungsdesign

Im Rahmen eines vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderten Projektes zum Thema „Berufsintegrierte Studiengänge zur Weiterqualifizierung im Sozial- und Gesundheitswesen“ wurde in der ersten Hälfte des Jahres 2012 eine explorative Befragung von dreißig Migrantinnen und Migranten mit ausländischem Bildungsabschluss im Sozial- und Gesundheitswesen durchgeführt. Um mögliche Einflussgrößen für die Integration in den deutschen Arbeitsmarkt zu ermitteln und Optimierungspotenziale zu identifizieren, wurden mit Hilfe eines Leitfadens Interviews zu sechs Themenbereichen geführt: (1) soziodemografische Merkmale, (2) Sozialisation und soziale Netzwerke, (3) sprachliche Fähigkeiten, (4) Bildung und Erwerbsbiografie, (5) Anerkennungsberatung sowie (6) Anerkennungsverfahren in Deutschland (vgl. Müller/Ayan 2013, 10 ff.).

Die Ergebnisse der Befragung sind in einem Zwischenbericht ausgewertet und diskutiert worden, um Hypothesen für weitere Befragungen zu generieren (ebd.). Das Thema „Bildungs- und Erwerbsbiographie“ wurde allerdings relativ knapp in Relation zu den anderen erfragten Aspekten (u.a. Erfahrungen mit der Anerkennungsberatung sowie dem Anerkennungsverfahren) betrachtet. Die Tatsache, dass im Sozial- und Gesundheitswesen überwiegend Frauen beschäftigt sind, spiegelt sich in der Stichprobe wider: 28 der 30 Befragten sind Frauen. Dies motiviert zu einer näheren Betrachtung der Berufsverläufe der hier befragten Migrantinnen, um gegebenenfalls typische Muster bei deren Arbeitsmarktintegration zu identifizieren³.

Um den Einfluss des Migrationsfaktors auf die Erwerbsbiografien der Befragten zu erkunden, wurden vor dem Hintergrund der Lebenslaufforschung Fragen zum

3 Für ausführliche Untersuchungen geschlechtsspezifischer Muster der Arbeitsmarktinklusio n siehe Jungwirth (2012a, 15 ff.) sowie Behrensen/Westphal (2009).

Bildungs- und Berufsverlauf vor und nach der Einwanderung nach Deutschland bis zum aktuellen Erwerbsstatus gestellt. Die erhobenen Daten werden hier aus der Perspektive der Resilienzforschung analysiert. So können z.B. die Arbeits- und Aufstiegsmotivation den bereits genannten *dispositional protective factors* zugeordnet werden, während Diskriminierungserfahrungen zu den Risikofaktoren bei der Arbeitsmarktinklusio⁴ zählen.

Um herauszufinden, ob die Migrantinnen im Umgang mit den ihnen begegnenden Schutz- und Risikofaktoren typische Handlungsstrategien zwecks Eingliederung in den deutschen Arbeitsmarkt entwickeln, werden im Folgenden ihre berufsrelevanten Erfahrungen, ausgehend vom aktuellen Erwerbsstatus, rückwirkend betrachtet. Die 28 befragten Frauen werden dementsprechend in vier Gruppen geclustert: (1) die Gruppe der Arbeitstätigen, die ihr Lebensunterhalt selbst bestreiten können (n=7), (2) die Gruppe der geringfügig Beschäftigten (n=7), (3) die Gruppe der Migrantinnen, die sich in Ausbildung/Umschulung befinden (n=6) und (4) die Gruppe der Arbeitslosen (n=8).

Um mögliche Muster zu identifizieren, wird auf Gemeinsamkeiten innerhalb und Unterschiede zwischen den so gebildeten Gruppen geachtet. Ein besonderes Augenmerk wird auf resiliente Handlungsstrategien sowie auf die seitens der Migrantinnen subjektiv erlebte Willkommenskultur, d.h. auf die unterstützenden oder diskriminierenden Erfahrungen gelenkt.

4. Untersuchungsergebnisse

Bezogen auf die Handlungsstrategien konnte bei der Analyse der vier nach aktuellem Erwerbstatus gebildeten Gruppen eine andere Typologisierung identifiziert werden. So wurden drei typische Handlungsstrategien erkannt, die gruppenübergreifend zu finden sind:

- Typ 1: Resignierte Migrantinnen, die unter ihrer Qualifikation arbeiten, wenig zufrieden sind, aber (kurz- und mittelfristig) keine Alternativen sehen;
- Typ 2: Pragmatische Migrantinnen, die eine Ausbildung, Umschulung bzw. einen Berufswechsel durchlaufen (haben), um eine greifbare berufliche Perspektive zu bekommen;
- Typ 3: Persistente Migrantinnen, die über verschiedene Wege eine Erwerbstätigkeit in ihrem erlernten/erwünschten Bereich anstreben oder bereits erreicht haben.

Auch wenn sich diese drei Typen über den Erwerbsstatus verteilt wiederfinden, sind einige Handlungsstrategien innerhalb einzelner Gruppen stärker vertreten, wie im Folgenden dargelegt wird.

4.1 Gruppe der Arbeitstätigen, die ihren Lebensunterhalt selbst bestreiten können

Abgesehen vom aktuellen Status der Migrantinnen als Berufstätige in einer oder mehreren existenzsichernden Tätigkeiten, ist diese Gruppe relativ heterogen. Sie besteht

4 Zur Methodik von Längsschnittstudien und Bedeutung prozesshafter Analyse von Berufsverläufen vgl. auch Nohl et al. (2010).

aus sieben Migrantinnen im Alter zwischen 37 und 53 Jahren, die aus unterschiedlichen Gründen nach Deutschland eingewandert sind, wobei die Familiengründung bzw. -aufrechterhaltung mehrheitlich als entscheidendes Bleibemotiv genannt wird.

Gemeinsam ist diesen Migrantinnen, dass sie alle einen Hochschulabschluss und zum Teil umfangreiche und erfolgreiche Erfahrungen in ihrem Berufsfeld aus dem Ausland mitbringen. Dennoch üben fünf von ihnen zur Zeit der Befragung einen anderen als den im Herkunftsland erlernten Beruf aus, für den sie – mit einer Ausnahme – nicht einmal einen Hochschulabschluss benötigen.

Die beiden Frauen, die ihrem ursprünglichen Beruf nachgehen, sind freiberuflich tätig: als Universitätsdozentin für Deutsch als Fremdsprache, Lektorin und beedigte Übersetzerin respektive als Honorarkraft für Englisch- und Russischunterricht, Nachhilfe und Kinderbetreuung. Zusammen mit einer dritten Migrantin, die u.a. aufgrund ihrer Sprachkenntnisse eine gut entlohnte Stelle als *Holiday Councelor* ausführt, gehören sie dem Typ 3 „Persistente Migrantinnen“ an, die in ihrer Arbeit unterschiedlich geartete Erfüllung bzw. materielle Anerkennung finden. Betrachtet man die Bildungs- und Berufsverläufe der drei Migrantinnen, die ihre berufliche Situation als gut bis sehr gut empfinden, fällt auf, dass diese relativ reibungslos verlaufen sind. Nach erfolgreichen Berufswegen in ihrem jeweiligen Herkunftsland berichten diese drei Befragten von einem vergleichsweise mühelosen Übergang in den deutschen Arbeitsmarkt. Als Förderfaktoren können hier u.a. die Einreise mit Arbeitsvertrag (auch wenn dieser nach zwei Jahren beendet wird), der glückliche Zufall, genau die vom Arbeitgeber gesuchten Sprachkenntnisse zu besitzen, oder die durch den Partner gebotene finanzielle Sicherheit identifiziert werden. Die Phase unmittelbar nach der Migration scheint demnach eine entscheidende Rolle für eine nachhaltige berufliche Etablierung zu spielen.

Es ist bemerkenswert, dass diese drei zufriedenen Migrantinnen keine diskriminierenden Erfahrungen zu berichten haben – „ich habe mich hier nie benachteiligt gefühlt [...]“ (Interview Nr. 25). Die Empfehlung der Arbeitsvermittlerin, bei der Berufsauswahl flexibel zu sein und nicht an den mitgebrachten Qualifikationen festzuhalten, wird als positiv und „realistisch“ bewertet. Es stellt sich hier die Frage, ob der berufliche Erfolg eine positive Wahrnehmung bzw. Einstellung beeinflusst oder ob es tatsächlich keine diskriminierenden Erlebnisse gab.

Drei der Frauen aus dieser Subgruppe haben ihre derzeitige berufliche Situation, in der sie unterhalb ihrer eigentlichen Qualifikation arbeiten, weitestgehend akzeptiert. Es ist hier allerdings zu erwähnen, dass alle drei alleinerziehend sind. Sie betrachten ihren beruflichen Zustand als vorübergehende Notwendigkeit und hoffen auf eine spätere Chance zur Ausübung einer qualifikationsgerechten Tätigkeit. Die dahinterliegende Handlungsstrategie einer Tätigkeitsaufnahme zur Sicherung des Lebensunterhaltes, die weit unter den eigenen Qualifikationen liegt, kann als Resignation interpretiert werden. So hat eine der Befragten ihre eigenen beruflichen Ambitionen zunächst aufgegeben und sieht ihre Hauptaufgabe darin, ihrem Sohn eine bessere Zukunft zu ermöglichen:

[...] aber ich hab' auch keine andere Wahl [Anm. als unqualifizierte Arbeiten anzunehmen], weil ich eine Ausländerin bin! [...] und deswegen habe ich meinen Sohn aus Deutschland weggeschickt, zum Studieren. (Interview Nr. 24)

Die Handlungsstrategie der hier dem Typ 1 „Resignierte Migrantinnen“ zugeordneten Frauen, nämlich der Wechsel zu Tätigkeiten unterhalb des eigentlichen Qualifikationsniveaus, wird in anderen Studien ebenfalls als ein typisches Muster für den Zugang hochqualifizierter Migrantinnen in den Arbeitsmarkt identifiziert (vgl. Jungwirth 2012b, 22 f.).

In dieser Subgruppe ist weiterhin eine „Pragmatikerin“ zu finden, die eine Berufsausbildung als Zahnarzthelferin absolviert hatte – „da man da zumindest ein normales Gehalt kriegt und danach hat man einen Beruf“ (Interview Nr. 22) – und aufgrund der verlorenen Zeit keine Chancen mehr auf Ausübung ihres ursprünglichen Berufs sieht: „Jetzt ist es vorbei, die Zeit ist abgelaufen! Jetzt geht es aus familiären Gründen nicht mehr und nach zwanzig Jahren vergisst man auch“ (ebd.). Diese und die resignierten Migrantinnen scheinen in ihre jetzigen Tätigkeiten mehr oder weniger gedrängt worden zu sein, da sie entweder alleinerziehend sind oder jede Arbeit der Arbeits- und Perspektivlosigkeit vorziehen. Sie haben das Gefühl, sich alles allein erkämpfen zu müssen, und berichten von verschiedenen de- und entmutigenden Erfahrungen:

[...] da hat die beim Arbeitsamt sofort gesagt, was wollen Sie, Sie sind hierhergekommen, um zu putzen und so Arbeiten zu machen [...] und entsprechend kam auch Hilfe: [...] überhaupt nichts, nur Steine im Weg. (Interview Nr. 22)

Ich glaube, man kommt nie weiter, ja? Man kommt nie weiter, ich denke [...], wenn es gesehen wird, dass man nicht hier geboren wurde und man hier nicht zur Schule ging, man kommt nie weiter. (Interview Nr. 23)

Diskriminierungen aufgrund des Alters und der familiären Situation werden ebenfalls genannt:

[...] ich denke auch, ich hatte immer auch ein bisschen Nachteil, dass ich kleine Kinder hatte und dass ich nicht mehr zwanzig war. (Interview Nr. 23)

4.2 Gruppe der geringfügig beschäftigten Migrantinnen

Die sieben Migrantinnen im Alter zwischen 35 und 53, die dieser Gruppe angehören, sind mit Ausnahme einer Alleinerziehenden verheiratet. Sie üben geringfügige (Honorar-)Tätigkeiten z.B. als Kinderbetreuerinnen, Leiterinnen von Eltern-Kind-Kursen oder ungelerten Pflegekräften aus, sind allerdings mehrheitlich in ihrem Berufsfeld geblieben. Dies bedeutet jedoch nicht, dass sie mit ihrer beruflichen Situation zufrieden sind. Im Gegenteil: Sie alle berichten von Einbrüchen in ihrer beruflichen Laufbahn u.a. aufgrund der Koinzidenz der Migrationsphase mit der Elternzeit, wegen Krankheiten oder der Fokussierung auf Familie und Erziehung.

In dieser Gruppe sind zwei Handlungsstrategien zu beobachten. Drei Frauen können dem Typ 3 „Persistente Migrantinnen“ zugeordnet werden, die als Aushilfe oder Praktikantin auf dem Weg in eine volle Beschäftigung sind oder versuchen, durch Ausbildungen und erneute Anerkennungsanträge ihre berufliche Situation zu verbessern. Sie sind bereit, Tätigkeiten auszuüben, die unterhalb ihrer Qualifizierung liegen, weil sie etwas für sich selbst erreichen bzw. unabhängig sein möchten. Als Schutzfaktoren werden hier die Unterstützung einer Nachbarin oder einer Beratungsstelle ge-

nannt, die u.a. *Empowerment* vermitteln: „Es gibt Hoffnung und Sicherheit zu wissen, da ist jemand, zu dem ich gehen kann [...]“ (Interview Nr.18).

Die vier anderen Frauen können dem Typ 1 „Resignierte Migrantinnen“ zugeordnet werden. Sie akzeptieren die prekäre berufliche Konstellation, weil sie keine Alternative dazu sehen, sich entweder zu alt oder zu krank fühlen oder nur aufgrund der vorübergehenden Versetzung des Partners für einige Jahre in Deutschland sind. Nach einigen gescheiterten Versuchen, in ihrem jeweiligen Beruf Fuß zu fassen, sehen sie nun keine Perspektive mehr. Unverarbeitete Diskriminierungserfahrungen haben möglicherweise zu dieser Situation beigetragen:

[...] bei der, bei dem Arbeitsamt möchte ich eine Ausbildung bekommen, als Erzieherin; es wurde mir gesagt „Sie brauchen das nicht, Sie können jetzt schon anfangen zu arbeiten als Putzfrau oder Verkäuferin.“ (Interview Nr. 16)

[...] entweder Sprache oder Herkunft oder Religion spielen sehr große Rolle, und viele wollen, ich hab' das Gefühl, die wollen keine Ausländer [...]. (Interview Nr. 17)

Drei der Migrantinnen berichten von starker Enttäuschung und Entmutigung infolge der Nicht-Anerkennung der mitgebrachten Qualifikationen bzw. des sehr beschwerlichen Anerkennungsprozesses:

[...] und war ich so enttäuscht und ein bisschen entsetzt und fassungslos und eigentlich seitdem habe ich eigentlich nichts gemacht, ja? Das war die Reaktion, anstatt kämpfen. (Interview Nr. 20)

Es ist in diesem Zusammenhang von geplatzten Träumen und traumatisierenden Kränkungen die Rede. Langwierige Nachqualifizierungsmaßnahmen, die für die Anerkennung angefordert werden, konnten aus familiären und finanziellen Gründen nicht verfolgt werden.

4.3 Gruppe der Migrantinnen, die sich in Ausbildung/Umschulung befinden:

Die sechs Frauen aus dieser Gruppe sind zwischen 28 und 46 Jahre alt und überwiegend in der Phase der Familiengründung, Mutterschaftszeit oder kurz danach. So ist es nicht verwunderlich, dass die Problematik der Vereinbarkeit von Familie und Weiterbildung bzw. Beruf öfter zur Sprache kommt. Den Migrantinnen gelingt es jedoch, sich so zu organisieren, dass sie sich gleichzeitig weiterbilden können, indem sie z.B. die Großmutter zur Unterstützung nach Deutschland holen oder zu kreativen Lösungen greifen. So trifft eine der Befragten regelmäßig im informellen Rahmen eine deutsche Ehrenamtliche, mit der sie Deutsch übt, da ihr aufgrund fehlender Kinderbetreuung der Besuch eines Deutschkurses unmöglich ist.

Der Wille dieser Migrantinnen, aus einer prekären Situation als unqualifizierte Arbeitskräfte oder von der staatlichen Hilfe abhängige Arbeitslose herauszukommen, scheint bei den hier vertretenen Migrantinnen besonders ausgeprägt zu sein. Zu diesem Zweck sind sie bereit, ihre Hochschulabschlüsse aufzugeben und berufliche Qualifizierungsmaßnahmen als Altenpflegerinnen oder Erzieherinnen zu absolvieren. Das oberste Ziel dieser Gruppe scheint die kurzfristige berufliche Perspektive zu sein, die

greifbare Chance, eine ihrer Qualifikation annähernd entsprechende Beschäftigung zu erlangen:

Ich bin schon drinnen in diesem Kurs [als Erzieherin] und [...] das ist schon etwas Entsprechendes, mhh, nicht Putzen, das möchte ich nicht, genug. (Interview Nr. 12)

Hauptsache ist, dass ich jetzt ein Ziel am Ende des Weges habe [...]. (Interview Nr. 13)

Diese Handlungsstrategie ist charakteristisch für Typ 2 „Pragmatische Migrantinnen“, dem vier der hier vertretenen Frauen zugeordnet werden können. Nohl und Weiß beschrieben eine solche Konstellation, bei der durch Umschulung bzw. Ausbildung der Arbeitsmarkteintritt erleichtert wird, als „wohlfahrtstaatliche Inklusion und Neuerwerb nichtakademischen Wissens“ (Nohl/Weiß 2009, 15 f; vgl. auch Nohl et al. 2010, 67 ff.). Problematisch hierbei ist der Verlust akademischer Qualifizierungen (ebd.).

Da sich diese Migrantinnen entweder in einem Abhängigkeitsverhältnis als Hartz IV-Empfängerinnen befinden oder ihre Familie finanziell unterstützen möchten, können sie zum Zeitpunkt der Befragung ihre Wunschberufe nicht ausüben, da hierfür meist Anpassungsqualifizierungen in Form eines (Ergänzungs-)Studiums notwendig wären. Arbeitsagenturen können jedoch lediglich berufliche Qualifizierungsmaßnahmen fördern, Hochschulaus- oder -weiterbildungen dagegen nicht.

Zwei der Migrantinnen aus dieser Gruppe können zum Typ 3 „Persistente Migrantinnen“ gezählt werden, deren Handlungsstrategie allerdings den Pragmatikerinnen ähnlich ist. Sie verfolgen durch Ausbildung und Aufnahme einer nichtakademischen Tätigkeit das Ziel, das System kennenzulernen und Berufserfahrung zu sammeln. Sie haben jedoch die Anerkennung ihrer Abschlüsse erhalten und streben langfristig eine Tätigkeit in ihrem ursprünglich erlernten Beruf an.

Die Aussage einer der Befragten hinsichtlich einer positiven Anerkennungsentscheidung macht die schwerwiegende Bedeutung klar, die einige Migrantinnen der Anerkennung mitgebrachter Abschlüsse beimessen:

[...] war eine große Sache, sehr groß! Vielleicht ich benutze, ich nutze nicht diese [Anerkennung], aber das war wichtig für mich. Ich habe gedacht, „oh mein Gott, ich bin Menschen, super, [...] ich bin nicht nur eine Ausländer“, das waren meine Gefühle [...]. (Interview Nr. 11)

Als Förderfaktoren werden von den Befragten dieser Gruppe neben der familiären Verbundenheit die unterstützende Rolle von mentorenartigen Figuren wie (Sprach-)Lehrer, Berater oder hilfsbereite Bekannte wiederholt erwähnt. Diese sind nicht nur als Informationsquellen, sondern auch als *Empowerment*-Spender wichtig: „Sie hat immer gesagt ‚Du kannst das, du schaffst das‘“ (Interview Nr. 14). Solche positiven Erfahrungen dienen als Ausgleich zu entmutigenden Erlebnissen:

Ich war bei Arbeitsagentur, ich habe eine Stelle für Ein-Euro-Job gekriegt, als Bügelfrau, das war alles. (Interview Nr. 12)

Aber als ich also Asylbewerberin gewesen war, durfte ich nichts machen. Es war so schlimme Zeit für mich. (Interview Nr. 13)

Zum Thema Anerkennung gibt es zudem den etwas absurd anmutenden Bericht einer russischen Lehrerin:

Weil Pädagogik und Psychologie war anerkannt, nur Russischstunden waren nicht genug, also als Lehrerin kann ich hier nicht arbeiten. Ich musste nochmals Russisch studieren, also Deutsche können, besser Russisch sprechen als ich, he!?! [...] Ich habe verstanden, das ist ein Stolperstein [...] für mich, „Bitte schön, wenn Sie das schaffen!“ (Interview Nr. 12)

4.4 Die Gruppe der arbeitslosen Migrantinnen

Der Großteil der acht interviewten Frauen aus dieser Gruppe mit einer Altersspanne von 30 bis 47 Jahren ist zwecks Familienbildung nach Deutschland zugewandert:

Ich habe diesen Traum, ja, die Frauen haben ein Traum, so eine Familie gründen, oder so; in Land X hat nicht geklappt [...] ich war alleine [...] und jetzt, jetzt ich habe ein Mann und hab' kein Beruf [lacht], vorher ich habe einen Beruf, aber kein Mann. (Interview Nr. 6)

Abgesehen von einer der Befragten, die sich ausschließlich ihrer Rolle als Ehefrau und Mutter widmen möchte und beruflich resigniert hat, ist dennoch ihnen allen ein starker Wunsch nach Integration in den deutschen Arbeitsmarkt gemeinsam. Dieser äußert sich mehrheitlich als intrinsische Arbeitsmotivation:

„Ich kann, äh,“ ich habe meiner Sachbearbeiterin [gesagt], „ich kann fast zwanzig Jahre für Deutschland arbeiten oder nach dem Rente auch kann ich arbeiten“ [...]. Ohne Arbeit, ich glaube, jemand stirbt [...]. (Interview Nr. 4)

Diese Arbeitsmotivation wird zudem von dem Drang begleitet, aus einer als stigmatisierend und beschämend empfundenen Situation herauszukommen:

Erstens für mich ist sehr beleidigend, also unter diesem Name, arbeitslos, ähm mich vorzustellen [...]. (Interview Nr. 3)

Die Typen 2 und 3 „Pragmatische“ und „Persistente Migrantinnen“ überwiegen hier dementsprechend, da die sieben Frauen Erwerbstätigkeit als notwendig sehen, um sich als vollständige Menschen zu fühlen. Es sollte allerdings möglichst eine von ihnen als sinnvoll empfundene Tätigkeit sein:

[...] ich habe auch dort [bei der Agentur für Arbeit] gesagt: „Wenn Sie mich richtig fördern, vielleicht brauchen Sie nur ein-zwei Jahre, aber danach dann bin ich selbstständig, ich brauche Sie dann nicht mehr.“ (Interview Nr. 7)

Ich möchte etwas mit Niveau, nicht nur Knochenarbeit [machen]. (Interview Nr. 6)

Angesichts der Tatsache, dass die Befragten Hochschulabschlüsse und z.T. erfolgreiche Karrieren in ihren Herkunftsländern erworben hatten, ist es nachvollziehbar, dass sie qualifizierte Tätigkeiten ausführen möchten.

Zwei der Befragten haben bereits zeitnahe Perspektiven und werden nach Erhalt ihrer Teilerkennung eine Ausbildung zur Erzieherin beginnen (eine Pragmatikerin und eine Persistente, die bereits als Erzieherin ausgebildet ist). Die ehemals erfolgreiche Zahnärztin strebt eine Ausbildung zur Altenpflegerin an (Pragmatikerin). Die anderen vier bemühen sich ebenfalls auf verschiedenen Wegen um die Arbeitsmarktintegration und können dem Typus der „Persistenten Migrantinnen“ mit pragmatischen Zügen zugeordnet werden. Sie würden alles tun, um eine geeignete Arbeit zu finden. Als Hürden werden migrations- und geschlechtsspezifische Benachteiligungen oder altersbedingte Diskriminierungen erwähnt. Sie berichten ebenfalls davon, dass sie bei der Arbeitsvermittlung als unqualifizierte Kräfte behandelt werden, was sie teilweise als verständlich ansehen:

Das ist immer so, wenn man im Ausland ist [...]. (Interview Nr. 1)

Ja, natürlich, das verstehe ich auch schon, [...], die wollen die Leute auch loswerden, dass die Leute selbst äh ihr Brot verdienen können, nur das äh die Logik verstehe ich nicht [...]. (Interview Nr. 7)

5. Zusammenfassung und Perspektiven

Eine OECD-Definition der Arbeitsmarktintegration beschreibt diese als erfolgreich, wenn „die Zuwanderer im Laufe der Zeit ähnliche Arbeitsergebnisse erzielen wie die übrige Bevölkerung“ in Bezug auf statistisch messbarer Größen wie Beschäftigungszahl und Durchschnittsverdienst etc. (OECD 2005, 12). Nach dieser Definition sollten die Migranten laut Franken nicht nur ihren Lebensunterhalt selbst bestreiten können, sondern dies mit Tätigkeiten erreichen, die ihren tatsächlichen Qualifikationen entsprechen (Franken 2006, 16).

Wird das Gesamtbild der hier beschriebenen Berufsverläufe betrachtet, stimmt es nachdenklich, dass trotz der Hochschulabschlüsse und hoher Arbeits- und Aufstiegsorientierung, die die Mehrheit der Befragten aufweist, nur die wenigsten nach der OECD-Definition erfolgreich in den Arbeitsmarkt integriert sind. Lediglich drei Frauen geben an, mit den ausgeführten Tätigkeiten und/oder der Entlohnung zufrieden zu sein. Die anderen oszillieren zwischen Resignation und Persistenz im Umgang mit unterschiedlichen Risikofaktoren und Zugangsbarrieren und üben mehrheitlich keine oder nur geringfügige Beschäftigungen aus, obwohl sie bereits länger als fünf Jahre in Deutschland leben.

Die Beschreibungen verdeutlichen die Anpassungsleistungen und großen Anstrengungen, die die meisten Migrantinnen auf dem Weg in den Arbeitsmarkt vollbringen. Abgesehen von migrationsbedingten müssen sie gleichzeitig geschlechtsspezifische Barrieren überwinden, wie z.B. Einschnitte in die Berufsverläufe aufgrund der Familiengründung und Elternzeit.

Im Umgang mit den unterschiedlichen Migrationserfahrungen wurden drei Handlungsstrategien beobachtet und in der Beschreibung der Subgruppen erläutert. Als Ergebnis dieser Strategien der Eingliederung in den Arbeitsmarkt der hier befragten Migrantinnen überwiegen zwei Muster:

Zum einen findet eine Etablierung der Frauen in geringfügigen Beschäftigungsverhältnissen und in Tätigkeiten weit unterhalb ihres Qualifikationsniveaus statt, für die sie nach den gesellschaftlichen Rollenattributionen allein aufgrund ihres Geschlechts als qualifiziert betrachtet werden. Dieses geschlechtsspezifische Muster der Arbeitsmarktintegration wird auch in anderen aktuellen Studien beobachtet (vgl. u.a. Jungwirth/Grigoleit/Wolfram 2012; von Hausen 2010, 138 ff.).

Ein zweites Eingliederungsmuster ist die Ausbildung oder Umschulung in berufliche Qualifikationen, die eine greifbare Perspektive für den Arbeitsmarktzugang bieten. Dies ist insofern bedenklich, da es zur Entwertung der mitgebrachten akademischen Abschlüsse führt⁵. Angesichts der hohen Bereitschaft der Migrantinnen, sich zu qualifizieren und weiterzubilden, wäre es sinnvoller, Zusatzqualifizierungen anzubieten, die möglichst praxisorientiert sind und an die mitgebrachten Kenntnisse und Erfahrungen anknüpfen. Diese Form der Weiterqualifizierung würde zudem den Erfahrungen der Befragten Rechnung tragen, die in berufsorientierten Qualifikationsmaßnahmen die besten Erfolge zur Aneignung von Sprachkenntnissen sehen. So könnten die Potenziale hochqualifizierter Migrantinnen besser genutzt werden. Diese Thematik wird im Projekt „Berufsintegrierte Studiengänge im Sozial- und Gesundheitswesen (BEST-WSG)“ bis Ende 2014 empirisch untersucht.

Die von den Befragten am häufigsten erwähnten Förder- oder Schutzfaktoren sind die unterschiedlich gearteten Unterstützungen durch Personen, die eine mentorenartige Rolle einnehmen, wie Nachbarn und vor allem Berater. Die entscheidende Rolle der Beratung⁶ wird hierbei nochmals deutlich. Leider sehen sich Migranten viel zu oft mit Situationen konfrontiert, wie sie eine der Befragten sehr gut formuliert:

[...] wenn ich frage nicht, niemand antwortet, wenn ich stelle Fragen, dann ja, dann antworten sie. Aber ich muss wissen, worüber kann ich fragen? [...] wieso musste ich das alles allein suchen? (Interview Nr. 12)

Aus den Berichten der Befragten ist ebenfalls deutlich geworden, dass ein Klima der Akzeptanz und Wertschätzung, eine sogenannte Willkommenskultur, die wichtigste Voraussetzung dafür ist, dass Migranten ihre Potenziale entfalten können. Der öffentliche Diskurs ist demnach überaus wichtig, so dass die anfangs erwähnten politischen Ambitionen auch bei der breiten Bevölkerung ankommen. Dies wäre der Fall, wenn Migranten mit ihren Kultur- und Sprachkompetenzen, ihrer stark ausgeprägten Arbeits- und Aufstiegs motivation, mit ihrem Mut und ihrer Risikobereitschaft, die sie allein durch den Akt der Migration bewiesen haben, anerkannt und respektiert werden. Bis dahin scheint es allerdings angesichts der Umfrage der Bertelsmann Stiftung

5 Vgl. hierzu auch Nohl (2010, 161 f.), der dies als typisches Muster „der Adaptation von Wissen und Können an die Erwartungen des Arbeitsmarktes“ beschreibt.

6 Zur Rolle der Beratung und zu Kenntnissen und Fähigkeiten, die Berater sich aneignen müssen, um Migranten zweckdienlich unterstützen zu können, wird ebenfalls im Rahmen des BEST-WSG-Projektes weiter geforscht.

(vgl. TNS Emnid im Auftrag der Bertelsmann Stiftung 2012) und der in diesem Bericht beschriebenen Diskriminierungserfahrungen noch ein längerer Weg zu sein.

Erwähnenswert in diesem Kontext ist eine Studie, die empirisch überzeugend darlegt, dass Diversität umso mehr vorteilhafte Konsequenzen bewirkt, desto positiver wir Diversität gegenüber eingestellt sind, vorausgesetzt die Identifikation mit der Gruppe ist gegeben (vgl. Stegmann/van Dick 2013). Übertragen auf das Thema Migration könnte das Fazit sein, dass je positiver die deutsche Bevölkerung Migranten gegenüber eingestellt ist, desto besser sich diese mit der deutschen Gesellschaft identifizieren und ihre Potenziale zum Vorteil aller einbringen können. Die Willkommenskultur würde sich demnach lohnen.

LITERATUR

- Behrensen, Birgit und Manuela Westphal (2009): Beruflich erfolgreiche Migrantinnen – Rekonstruktion ihrer Wege und Handlungsstrategien. Expertise im Rahmen des Nationalen Integrationsplans im Auftrag des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge (BAMF), in: IMIS-Beiträge, H. 35.
- Bundesagentur für Arbeit (Hg.) (2011): Der Arbeitsmarkt in Deutschland – Arbeitsmarktberichtstattung. Gesundheits- und Pflegeberufe, Nürnberg.
- Bundeskanzlerin, Die (2013): Chancen geben und Vorurteile abbauen. Mitteilung zum 6. Integrationsgipfel. <http://www.bundeskanzlerin.de/Content/DE/Artikel/2013/05/2013-05-28-Integrationsgipfel.html>. (Zugriff am 29.5.2013).
- Bundesministerium für Bildung und Forschung [BMBF] (Hg.) (2012): Arbeitsmarktintegration hochqualifizierter Migrantinnen. Berufsverläufe in Naturwissenschaft und Technik. Bonn, Berlin.
- Bundesministerium des Innern (2013): Ergebnisbericht des zweiten Demografie Gipfels der Bundesregierung am 14. Mai 2013. Berlin. <http://www.bmi.bund.de>. (Zugriff am 29.5.2013).
- Deutscher Bundestag (2012): Neunter Bericht über die Lage der Ausländerinnen und Ausländer in Deutschland. Unterrichtung durch die Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration. Drucksache 17/10221. Online-Ressource unter <http://www.bundestag.de/>. (Zugriff am 29.5.2013).
- Franken, Swetlana (2006): Wirtschaftliche Integration als Basis für die Integration von Migranten in die deutsche Gesellschaft, in: Swetlana Franken und Susann Kowalski (Hg.): Nutzung des Potenzials junger Akademiker mit Migrationshintergrund für die Bundesrepublik Deutschland. Arbeitsbericht des Forschungsprojektes, Köln, 12-19.
- Griese, Hartmut M. und Isabel Sievers (2010): Bildungs- und Berufsbiografien erfolgreicher Transmigranten, in: Aus Politik und Zeitgeschichte (46-47), 22-28.
- Hausen, Niki von (2010): Teufelskreis im Ankunftsland: Zur Verstetigung hochqualifizierter MigrantInnen im Arbeitsmarkt für unspezifische Qualifikationen, in: Arnd-Michael Nohl, Karin Schittenhelm, Oliver Schmidtke und Anja Weiß (Hg.): Kulturelles Kapital in der Migration. Hochqualifizierte Einwanderer und Einwanderinnen auf dem Arbeitsmarkt, Wiesbaden, 180-194.
- Jungwirth, Ingrid (2012a): Eine Frage des Geschlechts – Arbeitsmarktintegration hochqualifizierter Migrantinnen und Migranten, in: BMBF (Hg.): Arbeitsmarktintegration hochqualifizierter Migrantinnen. Berufsverläufe in Naturwissenschaft und Technik, Bonn, Berlin, 8-14.
- Jungwirth, Ingrid (2012b): Geographische Mobilität und beschränkte Möglichkeiten – Berufsverläufe hochqualifizierter Migrantinnen, in: BMBF (Hg.): Arbeitsmarktintegration hochqualifizierter Migrantinnen. Berufsverläufe in Naturwissenschaft und Technik, Bonn, Berlin, 15-24.

- Jungwirth, Ingrid, Grit Grigoleit, Andrea Wolffram und Anna Bouffier (2012): Hochqualifizierte Migrantinnen an die Spitze!, in: BMBF (Hg.): Arbeitsmarktintegration hochqualifizierter Migrantinnen. Berufsverläufe in Naturwissenschaft und Technik, Bonn, Berlin, 3-8.
- Kley, Stefanie (2009): Migration im Lebensverlauf: Der Einfluss von Lebensbedingungen und Lebenslaufereignissen auf den Wohnortwechsel, Wiesbaden.
- Kohn, Karl-Heinz P. (2011): Migrationsspezifische beschäftigungsorientierte Beratung – spezifische Themen, spezifische Bedarfe. Ergebnisse einer Delphi-Breitband-Erhebung. Herausgegeben vom Facharbeitskreis „Beratung“ vom Netzwerk „Integration durch Qualifizierung“, Potsdam.
- Kustor-Hüttel, Beatrice (2011): Weibliche Strategien der Resilienz: Bildungserfolg in der Migration, Frankfurt am Main.
- Müller, Eva M. und Türkan Ayan (2013): Die Anerkennung im Ausland erworbener Qualifikationen im Sozial- und Gesundheitswesen. Eine hypothesengenerierende Pilotstudie unter MigrantInnen. in: Türkan Ayan (Hg.): Einsteigen, Umsteigen, Aufsteigen – Personenbezogene und strukturelle Rahmenbedingungen für Berufe und Bildungschancen im Sozial- und Gesundheitssektor, Köln, 1-40.
- Nohl, Arnd-Michael, Ulrike Ofner und Sarah Thomsen (2010): Hochqualifizierte BildungsausländerInnen in Deutschland: Arbeitsmarkterfahrungen unter den Bedingungen formaler Gleichberechtigung, in: Arnd-Michael Nohl, Karin Schittenhelm, Oliver Schmidtke und Anja Weiß (Hg.): Kulturelles Kapital in der Migration. Hochqualifizierte Einwanderer und Einwanderinnen auf dem Arbeitsmarkt, Wiesbaden, 67-82.
- Nohl, Arnd-Michael, Karin Schittenhelm, Oliver Schmidtke und Anja Weiß (Hg.) (2010): Kulturelles Kapital in der Migration. Hochqualifizierte Einwanderer und Einwanderinnen auf dem Arbeitsmarkt, Wiesbaden.
- Nohl, Arnd-Michael und Anja Weiß (2009): Jenseits der Greencard: Ungesteuerte Migration Hochqualifizierter, in: Aus Politik und Zeitgeschichte (44), 12-18.
- OECD-Bericht (2005). Die Arbeitsmarktintegration von Zuwanderern in Deutschland.
- Pusch, Barbara (2010): Familiäre Orientierungen und Arbeitsmarktintegration von hochqualifizierten MigrantInnen in Deutschland, Kanada und der Türkei, in: Arnd-Michael Nohl, Karin Schittenhelm, Oliver Schmidtke und Anja Weiß (Hg.): Kulturelles Kapital in der Migration. Hochqualifizierte Einwanderer und Einwanderinnen auf dem Arbeitsmarkt, Wiesbaden, 285-300.
- Stegmann, Sebastian und Rolf van Dick (2013): „Diversität ist gut, oder?“ Die unterschiedlichen Arten, wie sich Menschen auf Vielfalt in Gruppen einlassen und welche Effekte diese haben, in: *reportpsychologie* (38), 152-161.
- TNS Emnid im Auftrag der Bertelsmann Stiftung (2012). Willkommenskultur in Deutschland. Ergebnisse einer repräsentativen Bevölkerungsumfrage in Deutschland, Gütersloh.
- Weiterbildungsinitiative Frühpädagogische Fachkräfte (2011): Baden-Württemberg: Fachkräftemangel in Kitas – 7.500 Erzieherinnen und Erzieher in B-W gesucht. <http://www.weiterbildungsinitiative.de/nachricht/artikel/b-w-fachkraeftemangel-in-kitas-7500-erzieherinnen-und-erzieher-in-baden-wuerttemberg-gesucht.html>, (Zugriff am 09.11.2012).
- Westphal, Manuela (2011): Bildungserfolg von Migrantinnen in Deutschland, in: *bwp@ Spezial 5 – Hochschultage Berufliche Bildung 2011*, Workshop 19, herausgegeben von Angelika Puhmann und Anke Settlemeyer (1-11). http://www.bwpat.de/ht2011/ws19/westphal_ws19-ht2011.pdf (26-09-2011).HT2011, (Zugriff am 21.08.2013).

Machen Geschichten Geschichte?

Zur kohärenten Konstruktion durch Sprache
in der Biographik Francisco Francos

Stefan Stegner

Zusammenfassung

Ist die biographische Methode zur wissenschaftlichen Durchdringung der Vergangenheit ein gangbarer Weg? Spätestens seit Bourdieus „biographischer Illusion“ drehten sich methodische Debatten der Geschichtswissenschaft um diese Frage. Doch warum wird gerade der Biographie immer wieder „Unwissenschaftlichkeit“ vorgeworfen? Der Beitrag greift auf Hayden Whites Überlegungen zur figurativen Imagination des historischen Diskurses zurück. White stellte die These auf, dass die Geschichtsschreibung als prosaischer Diskurs eine poetische Substruktur enthält, die die Aussage des Prosatextes unterstreicht und präfiguriert. Nimmt man somit eine Verschmelzung von Poesie und Prosa an, ergibt sich für den historischen Diskurs die Konsequenz, dass die Aussagen der Geschichtswissenschaft nicht mehr nur auf die Gegenwartsinteressen der Rezipienten hin kritisch hinterfragt werden müssen, sondern dass bereits poetologisch aufdeckbare, sprachliche Substrukturen, die Historiker bei der Darstellung der Fakten verwenden, einen Impuls zur Mythologisierung der Geschichte geben. Der Beitrag geht der Frage nach, ob und inwieweit diese sprachliche Mythologisierung in der Biographik Francisco Francos zu finden ist und kontrastiert die gefundenen Ergebnisse mit der Analyse einer Überblicksdarstellung der Geschichte Spaniens. So wird deutlich, inwiefern die Biographik für die poetische Mythologisierung der Geschichte besonders anfällig ist und die künstlerische Seite einer Disziplin betont, die im Grenzbereich von Wissenschaft und Kunst angesiedelt ist.

Einleitung

Geschichten haben einen Anfang und ein Ende. Lebensgeschichten auch. Sie beginnen mit der Geburt und enden mit dem Tod. Doch hat der Weg, der vom Anfang zum Ende führt – die Biographie –, immer einen Sinn?

Nicht erst seit Pierre Bourdieu 1986 auf die biographische Illusion, den oft unreflektiert unterstellten Sinn der erzählten Existenz, aufmerksam machte (Bourdieu 2011, 303-310), tobt in der Geschichtswissenschaft eine Debatte über die methodische Legitimität des Erzählens einer Lebensgeschichte zur wissenschaftlichen Durchdringung der Vergangenheit (vgl. Pyta 2009, 331-338).

Ungeachtet dessen sieht sich der Leser, sei er fachkundig oder Laie, beim Gang durch die Buchhandlung einer ungeheuren Flut von Biographien gegenüber. Das sind zum einen die zahlreichen (auto-)biographischen Schriften von und über Personen der

Zeitgeschichte und des öffentlichen Lebens: Politiker, Wirtschaftsmagnaten, Sportler, Künstler, Schriftsteller und Popstars. Zum anderen steht die Historiographie diesem Boom nicht nach, und Fachhistoriker leisten dazu einen erheblichen Beitrag, wenn von Alexander dem Großen, über Caesar und Martin Luther bis zu Napoleon, Bismarck und John F. Kennedy publiziert wird (vgl. dazu Geyer 2004, 27).

Dies rückt verstärkt die Frage nach der methodischen Gangbarkeit dieses Wegs in den Mittelpunkt. Denn nach Bourdieu steht hinter jeder Biographie, sowohl beim Biographen als auch beim Biographierten, das Interesse nach einer Sinngebung in Form einer retro- wie auch prospektiven Logik. Die Lebensgeschichte wird so zu einer „kohärente[n] Erzählung einer signifikanten und auf etwas zulaufenden Folge von Ereignissen“ und damit letztlich zur „rhetorischen Illusion“ (Bourdieu 2011, 305). Während Bourdieu die Biographie als Dichtung entlarvt und daraus Willkür und Unwissenschaftlichkeit der Darstellungsform folgert, sind es für Stefan Zweig gerade die Geschichten, die Geschichte machen: „Völker und Menschen brauchen eben Legenden, ja ich wage sogar zu sagen, es gehört zum Wesen des großen Mannes, daß er eine dichterische Aura um sich trägt, daß er eine Legende sich schafft, daß immer und immer wieder die Nachwelt versucht, seine Gestalt dichterisch neu umzuformen oder psychologisch zu deuten.“ (Zweig 2011, 188) Für ihn ist biographische Historiographie, besonders an den vieldeutigen, unvollendet gedichteten Stellen, vor allem Kunst. Der Historiker darf an den „zahllosen rätselhaften Stellen“, die zur „Ergänzung, zur Erdichtung reizen [...] das Fehlende [...] erphantasieren“ (Zweig 2011, 185). Vergleichbar mit einem Maler, gestaltet der Historiker ein Bild des Geschehenen (Huemer 2011, 191-197).

Doch wo genau in einer historiographischen Darstellung findet das Ausmalen nach Zweig, die Konstruktion einer Illusion nach Bourdieu statt?

Nach Hayden White geschieht dies nicht nur bei einer offenen Interpretation der dargestellten Fakten, bei der eigentlichen Argumentation des Historikers, sondern beim Erzählen der Geschichte selbst (White 1986). Die Darlegung des historischen und anhand von Quellen belegbaren Faktengerüsts sei sprachlich so präfiguriert, dass sie eine implizite Theorie, eine Interpretation des Geschehenen mit enthält und so dem Leser kein Raum zur eigenständigen Wertung des Faktischen verbleibt (White 1986, 123-144). Für White wird damit die Trennung von Historizismus und Historie obsolet. Der Unterschied bestehe lediglich darin, dass der Historizismus die (Fakten-) Geschichte unter eine Theorie subsumiere, wohingegen die Historie vorgibt, lediglich die Vergangenheit zu beschreiben, aber implizit in der deskriptiven Darstellung des Faktischen ebenso eine Theorie formuliere und ihren Beweis bereits sprachlich vorstrukturiere.

Die folgenden Seiten sollen anhand einer zufällig gewählten Ereignisfolge in zwei Biographien von Francisco Franco klären, ob und inwieweit dies auf die Biographik des spanischen Diktators zutrifft. Dazu soll die Theorie Whites auf diese Ereignisfolge angewandt werden, um der Frage nachzugehen, wie die Biographik Francos durch das Verwenden von Sprache bei der Darstellung von Fakten bereits Wertungen und Aussagen des jeweiligen Autors enthält und transportiert, die durch verschiedene Interessen gelenkt sind und politische und publizistische Zwecke verfolgen. In einem weiteren Schritt soll geklärt werden, ob Whites These, die nicht auf Biographien beschränkt ist, sondern jede Art von erzählender Geschichtsdarstellung erfasst, auch auf Überblicksdarstellungen zur spanischen Geschichte der Regierungszeit Francos an-

wendbar ist. So kann geklärt werden, ob und inwieweit die Konstruktion in Biographien herausragender Persönlichkeiten die allgemeine Historiographie beeinflusst und diese ebenfalls der Versuchung einer impliziten Sinngebung unterliegt.

Dazu soll zunächst auf die aus der Linguistik entlehnte Grundlegung der Theorie Whites eingegangen werden. Dann soll je eine Textstelle in Biographien Francos von Hellmuth Günther Dahms (Dahms 1972) und Juan Pablo Fusi Aizpurúa (Fusi 1992) auf die sprachliche Präfiguration im Sinne Whites untersucht werden. Abschließend soll die gleiche Ereignisfolge in der Überblicksdarstellung von Walther L. Bernecker (Bernecker 2010) anhand von Whites Theorie analysiert und die gefundenen Ergebnisse abgeglichen werden.

I. Hayden Whites figurative Imagination – Ein Beitrag der Linguistik zum historischen Diskurs

White kombiniert in seinem Ansatz die strukturalistischen Überlegungen des Linguisten Roman Jakobson und des Ethnologen Claude Lévi-Strauss (Jakobson/Halle 1960). Nach Lévi-Strauss enthält – der linguistischen Theorie Jakobsons folgend – der historische Diskurs einen metonymischen und einen metaphorischen Pol, bewegt sich zwischen diachronen und synchronen Erklärungsmustern (Lévi-Strauss 1994). An der unteren Grenze, der Mikroebene, des historischen Diskurses verlaufen sämtliche Erklärungsmuster diachron, d.h. es gibt „keine Similarität, sondern nur Kontiguität“ (White 1986, 126). Das sind die vielen einzelnen Ereignisse und Fakten der Geschichte, die willkürlich räumlich und zeitlich zusammentreffen und sich auseinander heraus entwickeln, aber keine Struktur, keine Ordnung aufweisen, sondern lediglich eine zusammenhangslose Chronik des Geschehenen verkörpern. Die Obergrenze des Diskurses, die Makroebene, kennt hingegen keine Kontiguität, „keine Differenz, sondern nur Similarität“ (White 1986, 126). Die Obergrenze ist daher nur Struktur, sie synchronisiert die diachronen Ereignisse der Geschichte zu einer Geschichte, einem Sinn, der der menschlichen Vernunft, bzw. dem, was der Mensch je nach Zeit und Ort seiner kulturellen Sozialisation für Vernunft und Sinn hält, zugänglich ist. Die Makroebene des Diskurses verknüpft demnach die historischen Fakten mit der realen Lebenswirklichkeit der Gegenwart der Rezipienten und deren Vorstellung von der Vergangenheit. So ist die Geschichte „also niemals nur Geschichte-von; sie ist immer auch Geschichte-für“ (White 1986, 127). Allerdings liegt der Impuls zur Mythologisierung der Geschichte nach Lévi-Strauss nicht nur in den Interessen der Rezipienten, sondern auch im Wesen der Sprache selbst. Die linguistische Theorie geht demnach davon aus, dass jeder Prosadiskurs poetische Elemente enthält, die mit Hilfe der Stilkunst herausgearbeitet werden können, ebenso wie umgekehrt jede poetische Äußerung einen prosaischen Aussagekern aufweist. Folgt man diesem Gedanken und nimmt mithin eine Verschmelzung von Poesie und Prosa an, ergeben sich Konsequenzen für den historischen Diskurs. Denn die Geschichtswissenschaft bemüht sich um objektive Darstellungen der Vergangenheit. Lassen sich aber in ihrem Diskurs poetische Elemente nachweisen, die, ob bewusst oder unbewusst, von Historikern verwendet werden, müssen die Aussagen der Geschichtswissenschaft nicht nur daraufhin beleuchtet werden, ob und inwieweit sie die (Gegenwarts-)Interessen und Erwartungen der sie rezipierenden Gesellschaft und ihrer Gruppen widerspiegeln, sondern auch darauf, ob und inwieweit eine poetologisch messbare – und mittels einer

rhetorisch-stilistischen Analyse aufdeckbare – Substruktur vorliegt, die wissenschaftliche Aussagen beeinflusst.

Eine rhetorische Analyse lässt daher erkennen, dass die Faktenpräsentation des Historikers mehr als eine bloße Chronik ist, sondern die Interpretation der Information zumindest vorbereitet, wenn nicht schon selbst enthält. Denn durch die rhetorische Vorstrukturierung der Fakten konstruiert der Historiker selbst seinen Untersuchungsgegenstand (White 1986, 130). Er projiziert Qualitäten auf seinen Gegenstand, etwa in unterschwelligem oft nur beiläufigen Hinweisen für den Leser über die Art der Beschaffenheit einer Sache, eines Zustands, einer Person oder eines Prozesses, so dass seine historische Argumentation logischer, ja mitunter sogar zwingend erscheinen muss.

Die folgenden Textstellen sind demnach auf konstruierende Elemente hin zu untersuchen, die drei verschiedenen Merkmalen zuzuordnen sind. Erstens das Schreiben einer Lebensgeschichte, das Einfügen eines Faktums in Francos Biographie. Zum zweiten dem Schreiben einer Episode innerhalb dieser Biographie, die oft Gegenwartsinteressen und Vorstellungen der Rezipienten spiegelt. Und drittens jene Strukturen, die der Verwendung eines poetischen Kodes geschuldet sind.

II. Figurative Konstruktion bei Hellmuth Günther Dahms

Bei der Biographie Dahms soll folgender Textauszug, der den Beginn des siebten Kapitels mit der Überschrift „Verfemt und Gebannt“ darstellt, untersucht werden:

Das Kesselreiben begann auf der Potsdamer Konferenz. Die „Großen Vier“ verstießen Spanien aus der Völkergemeinschaft. Francos Regime, hieß es, besitze nicht die „notwendige Qualifikation“, um den „Vereinten Nationen“ (UN) anzugehören. Im Augenblick war diese Erklärung nur Schall und Rauch. Unter dem Einfluß des sowjetischen Diktators konnte sie aber schon bald zu feindseligen Maßnahmen führen.

Wie stets, reagierte Franco mit Gelassenheit. Er spielte wieder um Zeitgewinn, was für ihn insofern taktisch geboten war, als sich rings um Eurasien eine zunehmende Polarisierung, der kommende Ostwest-Konflikt abzeichnete. Bei dieser Konfrontation fand Spanien womöglich Gelegenheit, seine Isolierung zu überwinden. Da von vornherein feststand, auf welche Seite der Caudillo treten würde, mußte er rechtzeitig die demokratischen Politiker beschwichtigen.

Franco ließ die Zahl der politischen Häftlinge (nach amtlichen Angaben 1940: 250.719; 1944: 28.077) vermindern. Er führte das Referendum ein, erweiterte die Zuständigkeit der Cortes und drängte durch Regierungsumbildung den Einfluß der Falange zurück, die nicht mehr mit erhobener Hand grüßen durfte. Zuvor, am 16. Juli 1945, hatte der Staatschef noch ein Grundgesetz („Fuero de los Españoles“) verabschiedet, dessen Katalog die Pflichten und Rechte der Spanier regelte. Der Fuero sollte beiläufig an die Bill of Rights angelsächsischer Staatswesen erinnern, aber auch modernen Programmen (der Forderung nach Koalitions- und Versammlungsfreiheit, dem Recht auf Ausbildung, Arbeit und soziale Sicherheit) entsprechen. Das Gesetz rief gleichwohl Kritik hervor, weil es, ebenso wie frühere Konzessionen, der persönlichen Machtvollkommenheit des Caudillo keine engen Grenzen zog.

Für den Augenblick war ein anderer Schachzug wirksamer: die Zurücknahme der spanischen Besatzungstreikräfte aus Tanger Ende Oktober 1945. Etliche arabische Freiheitskomitees versprachen sich davon Weiterungen und begannen erst recht mit Franco zu sympathisieren, als die Anführer fehlgeschlagener Aufstände in Syrien und Algerien nach Tetuán fliehen und sich dort zum größten Ärger der Franzosen auf neue Aktionen vorbereiten konnten.

Am 17. April 1946 ließ Stalin durch den Vertreter des kommunistischen Polen um UN-Sicherheitsrat schwere Anschuldigungen gegen Spanien vorbringen: es gebe noch 200.000 bewaffnete Deutsche unter Francos Fittichen sowie auch mehrere Wissenschaftler aus dem ehemaligen Reich, die mit der Konstruktion einer Atombombe beschäftigt seien. Diese Behauptung wurde durch Studien eines Fünferausschusses ergänzt, der für seinen Bericht den exilspanischen Ministerpräsidenten José Giral zu Rate gezogen hatte.

Nach langen Debatten fällt die UN-Vollversammlung auf Betreiben des kommunistischen Ostens und der Westmächte am 13. Dezember 1946 ein strenges Verdikt. Spanien sollte weiterhin von allen Veranstaltungen der UNO ausgeschlossen bleiben. Gleichzeitig wurde den Mitgliedstaaten der Weltorganisation empfohlen, bis zum Sturze des Franco-Regimes ihre diplomatischen Missionen aus Madrid abzugeben (Dahms 1972, 72-74).

Der Darstellung des Geschehenen lassen sich folgende Fakten entnehmen:

- 1945: Spanien wird nicht in die Vereinten Nationen aufgenommen;
- Franco reagiert:
- Er reduziert die Zahl der politischen Häftlinge,
- hält ein Referendum ab,
- erweitert die Zuständigkeit der *Cortes*,
- bringt das *Fuero de los Españoles* auf den Weg,
- zieht die spanischen Besatzungstruppen aus Tanger ab,
- drängt den Einfluss der *Falange* innerhalb der spanischen Regierung zurück
- und schafft den Gruß mit erhobener Hand ab.
- 1946: Spanien wird durch eine UNO-Resolution verurteilt und die Botschafter werden abgezogen.

Der Rest der Erzählung stellt sich bei genauer Betrachtung als Wertung und Interpretation der Handelnden und des Geschehens dar. Der Autor interpretiert die Fakten, bevor er sie dem Leser zu präsentieren beginnt, indem er das „Kesseltreiben [...] auf der Potsdamer Konferenz“ beginnen lässt. Schon die Überschrift „Verfemt und gebannt“ gibt dem Leser diese Wertung vor, sodass sich im Folgenden die Geschichte nur noch so zu entwickeln braucht, wie es dem Leser bereits zu Beginn suggeriert wurde. So wird Spanien von den „Großen Vier“ verst[o]ßen“. Das Land erscheint so als kleines Objekt der Machtpolitik der Siegermächte und in einer passiven Rolle. Als Begründung der Alliierten wird nur – mit deutlich ironischem Unterton – auf die „notwendige Qualifikation“ verwiesen. Die Ironie entsteht vor allem dadurch, dass die Erklärung der Alliierten als „Schall und Rauch“ eingestuft wird, im nächsten Satz aber zugleich auf die potentielle Gefährlichkeit durch den „Einfluß des sowjetischen Diktators“ hingewiesen wird. Somit stellt es sich für den Leser so dar, dass es von Anfang an weniger um die demokratische Legitimation Spaniens ging, als um die

Interessen Stalins. In dieser Hinsicht ist auch die Wortwahl bezeichnend: Während Franco durchweg unverfänglich als *Caudillo* bezeichnet wird, ist sein Gegenpart der „Diktator“. *Caudillo* bedeutet zwar übersetzt Führer und ist damit auch im deutschen Sprachraum negativ konnotiert. Im Gesamtzusammenhang der Darstellung aber verfolgt der Autor das Ziel, die Herrschaft Francos als sanfte Diktatur bzw. Autokratie darzustellen, die durch einen Sonderweg Spaniens erst möglich und auch definiert wird. Durch die Verwendung des Fremdworts wird diese besondere Rolle Spaniens sprachlich hervorgehoben und dem Leser anschaulich vermittelt. Im Kontrast dazu steht der „sowjetische Diktator“. Dieser wird auch konsequent als eigentlicher Gegenspieler Francos aufgebaut, der von Beginn an hinter dem „Kesseltreiben“ steckt und so die Westmächte und Spanien im beginnenden Ost-West Konflikt gegeneinander ausspielt. Der erste Absatz ist vornehmlich dazu gedacht den Leser auf das kommende Geschehen vorzubereiten, seine Einstellung zu den dargestellten Fakten zu präfigurieren. Dieser Teil lässt sich im Sinne von Whites These dem Schreiben einer Episode innerhalb der Lebensgeschichte Francos zuordnen.

Der zweite Absatz beschreibt Francos Reaktion und verbindet das äußerliche, politische Geschehen mit dem persönlichen Leben und Wirken des Biographierten. Dies wird im ersten Satz deutlich, als Franco „wie stets [...] mit Gelassenheit“ reagiert. Der Einschub dient der Beschreibung seiner Person und ist damit Teil der Konstruktion einer Lebensgeschichte. Der Rest des Absatzes beschäftigt sich mit „taktisch[en]“ Überlegungen Francos, versucht demnach, seine politischen Handlungen von vornherein zu rechtfertigen und sie dementsprechend als „Schachzug“ zu charakterisieren. Francos Ziel, so erfahren wir, war die Aufhebung der Isolation, wozu die von Stalin aufgehetzten „demokratischen Politiker beschwichtig[t]“ werden mussten. In dem Absatz tritt das Interesse des Autors hervor, die Regierungszeit Francos und die Art und Weise seiner Amtsführung in einem bestimmten Licht erscheinen zu lassen. Er spiegelt somit die publizistischen Interessen des Autors und die Erwartungen bestimmter Lesergruppen zur Entstehungszeit und am Rezeptionsort des Texts; hier der Bundesrepublik Deutschland der frühen siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts mit dem Interesse und der Erwartung politisch konservativer Kreise, den Franquismus näher an die westlichen Demokratien heranzurücken und als Gegenpol zum Kommunismus des Ostens zu verstehen.¹

Abrundend lässt sich zu den ersten beiden Absätzen festhalten, dass sie den metaphorischen Pol des historischen Diskurses bei Dahms verkörpern. Sie erzeugen Similarität. Zum einen durch die Verortung der beschriebenen Episode in der Biographie, im konstruierten Sinnkonzept des Lebens Francos. Eine Episode, in der sich – wieder einmal – seine gelassene und besonnene Vorgehensweise gezeigt hat. Zugleich wird der Chronik des dritten Absatzes ein innerer Sinn verliehen, indem ein einzelner Staat durch Agitation des Ostens und Konspiration des Westens aus der „Völkergemeinschaft verst[o]ßen“ wird.

Erst im dritten Absatz folgt die eigentliche Darlegung der historisch belegbaren Fakten relativ gebündelt hintereinander. Aber selbst diese Darlegung ist nicht frei von Beschreibungen, die sich, bei Lichte betrachtet, als Wertung entpuppen und dem argumentativen Ziel des Autors dienen. So „durfte“ die *Falange* „nicht mehr mit

1 Vgl. insbesondere zur Vorgeschichte der deutsch-spanischen Beziehungen nach dem Zweiten Weltkrieg Aschmann 1999.

erhobener Hand grüßen“. Der faschistische oder römische Gruß wird hier unverfänglich als Gruß mit erhobener Hand umschrieben, um eine Akzentuierung des falangistisch-faschistischen Elements des Franquismus zu vermeiden. Zwar gesteht Dahms ein, dass der *Fuero de los Españoles* nur „beiläufig an die *Bill of Rights* angelsächsischer Staatswesen erinnern“ sollte, dennoch wird durch die bloße Erwähnung der *Bill of Rights* beim Leser eine Nähe zu westlichen, demokratisch verfassten Staaten suggeriert, ebenso wie im ersten Absatz die „notwendige Qualifikation“ in die Nähe des „sowjetischen Diktators“ gerückt wird, ohne dies ausdrücklich so zu benennen und belegen zu können. Durch die Nähe des beschriebenen Umstands zu einem anderen Umstand – sei es Person oder Sache – wird eine indirekte Beziehung suggeriert, ein Vergleich beim Leser angeregt, aber auch die Vergleichbarkeit vorausgesetzt. Der Autor beschreibt hier metaphorisch den *Fuero* als *Bill of Rights*, im ersten Absatz steht die „notwendige Qualifikation“ metonymisch für den „Einfluß des sowjetischen Diktators“.

Auch der letzte Satz des Abschnitts lässt die Einstellung des Autors, und vor allem die Einstellung, die der Leser zum Geschehen einnehmen soll, durchblicken. Zwar erwähnt Dahms kritische Punkte des Gesetzes, distanziert sich jedoch durch den Einleitungssatz zugleich von dieser Kritik: „Das Gesetz rief gleichwohl Kritik hervor.“ Der Leser weiß zwar, dass das Gesetz kritisiert wurde, auch werden einige Kritikpunkte genannt, dennoch wird klar, dass er sich der Kritik nicht anschließen soll, denn schließlich erinnert der *Fuero* an die *Bill of Rights* und ruft „gleichwohl“ Kritik hervor.

Nachdem der Text dann noch den Rückzug der spanischen Besatzungstruppen aus Tanger zum „Schachzug“ erhebt, folgt im letzten Absatz das Ende des Plots, auf das der Anfang, die sowjetische Agitation im Verbund mit den Westmächten auf der Potsdamer Konferenz, konstruiert wurde: Die Anschuldigungen Polens gegen Spanien im UN-Sicherheitsrat. Dabei lässt „Stalin durch den Vertreter des kommunistischen Polen [...] schwere Anschuldigungen gegen Spanien vorbringen“. Polen handelt demnach bei Dahms nicht aus eigenem Interesse, sondern fungiert lediglich als vorgeschobenes Sprachrohr der Sowjetunion. Zwar werden die Vorwürfe im folgenden Satz erläutert, dennoch erscheint aufgrund des Einleitungssatzes das Vorgehen Polens wiederum nur als eine von Stalin inszenierte Intrige, die schließlich in dem „strengen Verdikt“ der UN-Vollversammlung kulminiert. Damit greift der Text an dieser Stelle, die den Schlusspunkt der äußeren Handlung der Episode bildet, das schon im ersten Absatz vorweggenommene Ergebnis der Deutung des Geschehenen auf und unterstreicht dies, ohne zusätzlichen Begründungsaufwand zu erzeugen. Erreicht wird dies durch die Verwendung eines poetischen Kodes zur Darstellung der Geschichte, die beim Leser, aufgrund ihrer Vertrautheit, den Eindruck eines in sich konsistenten und logischen Handlungsverlaufs entstehen lässt. Die eben gesehene Episode stellt sich bei Dahms als Intrige dar. Diese besteht – nach literaturwissenschaftlichem Forschungsstand – aus „absichtlich hinterlistig, durch einen Intriganten herbeigeführten Komplikationen [...], die der moralisch schwächeren Seite zur Durchsetzung ihrer Ziele verhelfen sollen“ (von Wilpert 2001, 380). Dahms greift damit auf eine besonders im Drama häufig auftretende Form der Darstellung eines Geschehensverlaufs zurück, gibt damit seiner Faktenpräsentation eine poetische Substruktur, die dem Leser aufgrund ihrer Vertrautheit seine mitgelieferte Interpretation plausibel macht. Der „sowjetische Diktator“ erscheint hier als Intrigant, dessen Strategie sich darin

verwirklicht, Westmächte und Spanien gegeneinander auszuspielen, um sodann das unter seinen Einfluss geratene Polen gegen Spanien aufzuzehnen. Die intrigenartige Struktur, die Dahms hier seinem Plot verleiht, unterstreicht auch seine Aussageintention, den „kommunistischen Osten“ als moralisch unterlegen darzustellen. Dazu benutzt er den Topos der Intrige, derer sich im klassischen Verständnis die Seite bedient, deren Interessen nicht auf ehrliche Art und Weise durchgesetzt werden können. Dazu passt auch, dass lediglich Stalin als aktiv Handelnder dargestellt wird, sein Gegenspieler Franco nur dann, wenn er „mit Gelassenheit“ reagiert, um in einem „Schachzug“ die Intrige ins Leere laufen zu lassen. Alle anderen Akteure, insbesondere Polen, aber auch die Westalliierten, werden auf die Rolle von Statisten degradiert, die als Spielball in der Strategie des Intriganten erscheinen.

Abschließend lässt sich daher festhalten, dass die gewählte Textstelle alle drei Merkmale enthält, mit denen nach der Theorie Whites der Historiker bei der Faktenpräsentation seine Argumentation vorstrukturiert bzw. mitliefert. Die Passage enthält sowohl Erklärungsmuster, die der Persönlichkeitsentfaltung des Biographierten dienen, als auch solche, die aus einer Chronik eine zusammenhängende, sinnhafte Geschichte werden lassen. Schließlich enthält die Passage eine poetische Substruktur, die die prosaischen Aussagen unterstreicht.

III. Figurative Konstruktion bei Juan Pablo Fusi

Ob sich diese Merkmale auch bei Fusi finden lassen, soll anhand des folgenden Textauszugs untersucht werden, der sich am Ende des dritten Kapitels mit der Überschrift „Der ‚Dritte Mann‘“ befindet:

Aus diesem Grund leitete Franco im Herbst 1944 eine politische Schönheitsoperation ein, die seinem Regime ein annehmbares Gesicht geben sollte. Am 8. Oktober 1944 wandte er sich brieflich an Churchill, den britischen Premierminister, der kurz zuvor verständnisvolle Worte für das spanische Regime geäußert hatte, und schlug ihm eine Allianz auf der Grundlage des Antikommunismus vor, eine Frage, die den britischen Politiker stets beschäftigt hatte. Am 3. November 1944 gab Franco einige Erklärungen gegenüber der britischen Nachrichtenagentur United Press ab, in denen er unter anderem bestritt, daß Spanien nazistisch oder faschistisch gewesen sei, und in denen er kundtat, daß das politische System in Spanien auf jeden Fall kein Hindernis für die Zusammenarbeit mit den Alliierten sein werde. Bald darauf gab Minister Arrese bekannt, daß ein Grundgesetz der Spanier (Fuero de los Españoles) in Vorbereitung sei; das heißt, eine Art von Erklärung, die die Rechte definierte, die dem einzelnen zustanden.

Franco merkte dennoch bald, worin das wahre Problem seines Regimes bestand (was ihn 40 Jahre lang verfolgen sollte): Es hatte keine echte moralische demokratische Legitimität. Er konnte dies bereits im Januar der Antwort Churchills auf seinen Brief entnehmen, der ihn an den deutschen Einfluß in Spanien erinnerte und daran, wie oft Franco selbst die Niederlage der Alliierten vorhergesagt sowie an die „enge Beziehung“, die er mit Deutschland und Italien aufrechterhalten hatte. Bald darauf, am 19. März, veröffentlichte Don Juan sein Lausanner Manifest, in dem er feststellte, daß Francos Regime „von

Anfang an von den totalitären Systemen der Achsenmächte inspiriert“ gewesen sei. Am 25. März erfuhr Franco die Meinung Präsident Roosevelts: „Es gibt keinen Platz in den Vereinten Nationen für eine auf faschistischen Prinzipien gegründete Regierung“; hatte dieser in den Instruktionen für seinen neuen Botschafter in Spanien, Norman Armour, geschrieben. Und es gab tatsächlich keinen: Am 19. Juni 1945 – Hitler und Mussolini waren bereits tot und Deutschland hatte kapituliert – wurde die Zulassung Spaniens zu den Vereinten Nationen abgewiesen, deren Eröffnungskonferenz am 25. April 1945 in San Francisco begonnen hatte.

*Dies genügte, um zu wissen, auf welche Reaktionen das Franco-Regime in der neuen internationalen Nachkriegsordnung stoßen würde; auf Mißbilligung und Isolierung, die ihren Höhepunkt in der Verurteilung durch die UNO-Resolution vom 12. Dezember 1946 und dem darauffolgenden Abzug der Botschafter fand. Bis dahin hatte Franco das Tempo seiner Strategie für ein besseres Image beschleunigt. Am 13. Juli 1945 hatte er das Grundgesetz der Spanier (*Fuero de los Españoles*) verkündet, am 17. gewährte er eine Teilamnestie, am 11. September verbot er den Faschistengruß, am 18. räumte Spanien Tanger, am 22. Oktober verkündete er das Gesetz über den nationalen Volksentscheid, das zum erstenmal in Erwägung zog, gewisse Gesetze den Spaniern zur Abstimmung zu unterbreiten (Fusi 1992, 92 f.).*

Vergleicht man die inhaltliche Struktur der vorliegenden Passage mit der bei Dahms, fallen Ähnlichkeiten auf: Die belegbaren Fakten, der Kern der Geschichte wird erst gegen Ende angesprochen und relativ knapp abgehandelt. Demgegenüber steht eine ausführliche Vorrede, in der wiederum die Vorbezüge des Plots erläutert werden. Diese Kopflastigkeit führt hier wiederum dazu, dass die Einstellung des Lesers zu den im letzten Absatz dargestellten Fakten entscheidend vorgeprägt wird. Eine weitere Parallele sind die aufgezählten Tatsachen selbst:

- Die Zulassung Spaniens zu den Vereinten Nationen wird abgewiesen;
- Franco verkündet das *Fuero de los Españoles*,
- gewährt eine Teilamnestie,
- verbietet den Faschistengruß,
- räumt Tanger und
- führt den nationalen Volksentscheid ein.
- Das Franco Regime wird durch die UNO-Resolution vom 12.12.1946 verurteilt.

Obwohl wir es im Kern mit den gleichen Tatsachen zu tun haben, die der Autor dem Leser näherbringen will, lesen wir bei Fusi dennoch eine völlig andere Geschichte. Sie beginnt mit der vielsagenden Vorabzusammenfassung und Interpretation des Handlungsverlaufs. Während Dahms das Geschehen als „Kesseltreiben“ vorstrukturiert, stellt es sich bei Fusi als „politische Schönheitsoperation“ dar. Das, was folgt, wird unter die implizit aufgestellte These des jeweiligen Autors nur noch subsumiert. Um Spanien und damit Franco nicht in die Opferrolle zu drängen, die es bei Dahms innehat, betreibt bei Fusi Franco von Anfang an die Imageaufwertung, indem er Briefe an Churchill schreibt und mit der britischen Presse spricht, ein Umstand der bei Dahms keine Erwähnung findet. Er erhält somit eine aktive Rolle. Ebenso wird die

„Zulassung Spaniens zu den Vereinten Nationen abgewiesen“, was einen entsprechenden Antrag Spaniens zu implizieren scheint. Spanien und mit ihm Franco ist daher bei Fusi aktiv, wohingegen es bei Dahms einfach verstoßen wird.

Im zweiten Absatz wird „Franco [...] dennoch bald“ ernüchtert, indem er bemerkt, „worin das wahre Problem seines Regimes bestand (was ihn 40 Jahre lang verfolgen sollte): Es hatte keine echte moralische demokratische Legitimität“. Die unterstellte – und wohl nicht zu beweisende – Selbsterkenntnis Francos wird in diesem Absatz mit den Reaktionen Churchills, Roosevelts und des exilierten Thronprätendenten Don Juan in Bezug gesetzt. Während bei Dahms die „notwendige Qualifikation“ metonymisch für den „Einfluß des sowjetischen Diktators“ in den Diskurs eingeführt wird, ist es hier die Beziehung zwischen der ablehnenden Haltung der USA und Großbritanniens und der internen Verfassung Spaniens, die in der mangelnden „demokratische[n] Legitimität“ aufgeht. Die Rollen Stalins oder der Sowjetunion fehlen völlig, hingegen ist die fehlende Demokratie und mit ihr die Moral das „wahre Problem“. Bei Fusi erscheint die Nichtaufnahme Spaniens in die UNO daher lediglich auf die konsequente Argumentation der alliierten Westmächte zurückzuführen zu sein. Auch wird bei Fusi die geschilderte Episode gleichsam in das Gesamtkonzept der entworfenen Person Franco eingegliedert, wenn davon die Rede ist, dass „ihn [dieses Problem] 40 Jahre lang verfolgen sollte“. Auch Fusi konstruiert daher seine Geschichte und verknüpft sie mit seinem biographischen Gesamtkonzept Francos. Das Interesse, Francos Herrschaft näher an Nationalsozialismus und Faschismus heranzurücken, zeigt sich, wenn – Roosevelt zitierend – von „einer auf die faschistischen Prinzipien gegründete[n] Regierung“ die Rede ist. Ganz explizit werden Hitler und Mussolini ins Spiel gebracht: „Am 19. Juni 1945 – Hitler und Mussolini waren bereits tot und Deutschland hatte kapituliert – wurde die Zulassung Spaniens zu den Vereinten Nationen abgewiesen.“ Durch diesen Einschub wird auf der strukturellen, d.h. metaphorischen Ebene des historischen Diskurses eine Vergleichbarkeit von Hitler, Mussolini und Franco suggeriert und der Leser zum Vergleich angeregt. Unterstrichen wird dies auch in der Faktenpräsentation, wenn Franco den „Faschistengruß“ verbietet. Was bei Dahms unverfänglich auf der bildlichen Ebene als „Gruß mit erhobener Hand“ umschrieben wird, rückt Fusi ostentativ in die Nähe des politischen Faschismus.

Im letzten Absatz schließlich setzt Fusi zur Faktenpräsentation an. Dabei fällt auf, dass er das Ergebnis, die Verurteilung durch den UNO-Sicherheitsrat, bereits vorgegibt und dann erst auf die Reaktionen Francos auf die gescheiterte Aufnahme in die UN eingeht. Fusis Darstellung folgt damit nicht der eigentlichen Chronologie. Dies hat zwei Gründe: Zum einen komplettiert er damit seinen Argumentationsstrang in Bezug auf die ablehnende Haltung der USA und Großbritanniens und lässt die UNO-Resolution als konsequente Folge der politischen Position der Westmächte erscheinen. Zum zweiten kann sich Francos Handeln nicht mehr als gelassener „Schachzug“ (Dahms 1972, 73) entfalten. Seine Taten wirken eher wie ein hilfloser, letztlich unbeachteter und erfolgloser Versuch „seinem Regime ein annehmbares Gesicht“ zu geben (Fusi 1992, 92). Fusi konstruiert damit das Ende der Handlung, die Ächtung Spaniens durch die UN, auf den Anfang, der bei ihm in der ablehnenden Haltung Großbritanniens und der USA zu finden ist.

Auch hier lässt sich eine die Schilderung der Episode übergreifende, poetische Struktur ausmachen. Fusi verwendet für seinen Plot das Muster einer Pseudotragedie: Der falsche Held Franco versucht sich an einer „politische[n] Schönheitsoperation“,

deren Oberflächlichkeit die moralisch stärkere Seite aber schnell erkennt und mithin zum Scheitern verurteilt ist. Seine Reformen in Folge der Nichtaufnahme in die UN werden als solche überhaupt nicht ernsthaft in den Blick genommen, sondern sind lediglich Teil „seiner Strategie für ein besseres Image“. Die mangelnde Ernsthaftigkeit des Versuchs Francos, politische Reformen umzusetzen, die der Autor hervorheben will, passt zum poetischen Muster der Pseudotragödie, in der es nie eine ernsthafte Chance darauf gibt, den Niedergang des Helden – der an dem Konflikt zwischen äußerem moralischen Anspruch und persönlichen Interessen scheitert – zu verhindern, und jedwede mögliche Wendung hin zu einem positiven Ausgang sich als scheinhaft erweist. Ebenso wie Dahms lässt Fusi so den Leser am Prozess der historischen Erkenntniserlangung nicht teilhaben, sondern gibt die Wertung der dargelegten Fakten gleich vor. Die poetische Struktur der Pseudotragödie liefert im vorliegenden Fall das erforderliche Gerüst, den Leser auf seine Sicht der Dinge zu konditionieren.

IV. Figurative Konstruktion bei Walther L. Bernecker

Abschließend soll nun eine Passage aus der Überblicksdarstellung Walther L. Berneckers, die den gleichen Geschehensverlauf schildert, untersucht werden. Sie findet sich gegen Ende des ersten Unterkapitels „Weltkrieg und internationale Ächtung“ im vierten Kapitel „Die Hunger- und Krisenjahre“:

Sieht man vom portugiesischen Ministerpräsidenten António de Oliveira Salazar ab, der jedoch schon seit Ende der 20er Jahre der starke Mann Portugals war und gute Beziehungen zu Großbritannien unterhielt, war Franco der einzige faschistische Staatsmann, der den Zweiten Weltkrieg im Amt überlebte. Nicht nur die Opposition im Landesinneren und im Exil, auch die öffentliche Meinung in den westlichen Demokratien erwartete vom Sieg der Alliierten den Sturz des Franquismus. Auf der Potsdamer Konferenz (Juli 1945) war das spanische Regime verurteilt und von einer Mitgliedschaft in den Vereinten Nationen ausgeschlossen worden. Republikanische Exilregierungen verstärkten ihren Druck auf die Sieger des Weltkrieges, die nicht nur diplomatisch, sondern auch militärisch gegen Franco intervenieren sollten. Dazu jedoch war niemand bereit. Geschickt machte der Diktator gerade zu jenem Zeitpunkt einige Konzessionen, entließ politische Häftlinge, drängte faschistische Symbole und den Einfluß der Falange zurück, erließ das „Grundgesetz der Spanier“, zog die spanischen Besatzungsstreitkräfte aus Tanger zurück, das er 1940 besetzt hatte. Durch diese der Weltmeinung entgegenkommenden Maßnahmen konnte Franco zwar die internationale Ächtung seines Regimes nicht verhindern, wohl aber seinen Sturz.

Im Juni 1946 nahm ein Untersuchungsausschuß des Sicherheitsrates der Vereinten Nationen einstimmig einen Bericht an, in dem festgestellt wurde, daß die Tätigkeit des Franco-Regimes zwar keine gegenwärtige, wohl aber eine potentielle Bedrohung des internationalen Friedens bedeute. Der Bericht schlug der UN-Vollversammlung vor, sie möge die Mitgliedstaaten zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Spanien auffordern. Es sei zweckmäßig, wenn eine frei gewählte spanische Regierung um die UNO-Mitgliedschaft nachsuche, sobald folgende Bedingungen erfüllt seien: Beseitigung des Franco-

Regimes, politische Amnestie, Rückkehr der exilierten Spanier, politisches Versammlungsrecht, Freiheit für alle politischen Parteien und Abhaltung geheimer demokratischer Wahlen.

Im Dezember 1946 bewirkte sodann eine UN-Resolution den Abzug nahezu aller Botschafter aus Madrid. (Bernecker 2010, 86 f.)

Vergleicht man den Beginn der Passage mit den beiden zuvor betrachteten, fällt auf, dass sie nicht von einem Programmsatz, einer impliziten These eingeleitet wird, sondern lediglich die Feststellung enthält, dass Franco, abgesehen von Salazar, „der einzige faschistische Staatsmann [war], der den Zweiten Weltkrieg im Amt überlebte“. Ausgehend von der – durchaus zu implizierenden – Fragestellung, wie dies geschehen konnte, versucht der Text das folgende Geschehen einzuordnen. Zwar enthält auch Berneckers Schilderung Interpretationen und Wertungen, etwa wenn von Franco als „faschistische[n] Staatsmann“ die Rede ist oder dieser „geschickt [...] einige Konzessionen [macht]“. Allerdings sind diese Wertungen eher punktuell und dienen auch nicht dazu das Geschehen als Teil eines bestimmten, von vornherein festgelegten Plots erscheinen zu lassen. So setzt sich Bernecker zuvor etwa eingehend und für den Leser nachvollziehbar mit der umstrittenen Einordnung des Franco-Regimes auseinander. In der Beschreibung Francos als „faschistische[n] Staatsmann“ übernimmt er so lediglich die im vorangegangenen Abschnitt gefundene Wertung. Die Interpretation seiner „Konzessionen“ als „geschickt“ jedoch, könnte auf den Einfluss der Biographik Francos, die ihm häufig ein taktisch versiertes Vorgehen zuschreibt, zurückzuführen sein. An dieser Stelle gerät Bernecker wohl in die Versuchung, einen Teil von Francos Persönlichkeitsbeschreibung mitzuliefern, und verbindet die äußere Handlung mit dem biographischen Franco.

Des Weiteren werden die Fakten relativ zentral innerhalb der Episode präsentiert. Sie werden zwar auf die Erwartung der „Weltmeinung“ vorbezogen, dass das Franco-Regime stürzen werde, und die Auswirkung von Francos Konzessionen auf eben diese „Weltmeinung“ schließlich gedeutet. So entsteht zwar ebenfalls die Beziehung „Weltmeinung“ und „Konzessionen Francos“. Allerdings werden seine Konzessionen, anders als etwa bei Fusi, nicht von vornherein als bloße Imagepflege abgetan, sondern es verbleibt dem Leser immerhin noch ein gewisser Spielraum in der Einordnung und Bewertung des Vorgangs, obwohl auch Bernecker eine von der Erzählung untrennbare Argumentation mitliefert.

Die offenere Interpretationsmöglichkeit der gezeigten Fakten ergibt sich bei vorliegender Textstelle vor allem aus dem Fehlen einer poetologischen Substruktur. Berneckers Schilderung der dargelegten Fakten lässt keinen schematischen Handlungsablauf erkennen. Zwar werden die einzelnen Ereignisse zueinander in Bezug gesetzt, auf der Makroebene des Diskurses werden so Struktur und Sinn geschaffen. Diese sind aber nicht durch bekannte poetische Muster vorstrukturiert. Dies lässt dem Leser zumindest den Raum, sich eine eigene Meinung zu bilden, zu einer reflektierten Sicht der Dinge zu gelangen. Anders als im poetologisch strukturierten Prosadiskurs projiziert der Autor hier weniger Qualitäten auf den beschriebenen Gegenstand, schafft sich so weniger sein Untersuchungsfeld selbst, sondern nimmt eine distanziertere Haltung zum Geschehen ein.

Damit lässt sich festhalten, dass sich bei Berneckers Darstellung zwar konstruierende Elemente finden, die mit rhetorischen Mitteln auf der Makroebene des histori-

schen Diskurses Sinn schaffen und damit ebenfalls figurativ argumentieren. Jedoch entbehrt der Text einer poetologischen Substruktur und überlässt so dem Leser mehr Spielraum bei der Wertung der dargestellten Fakten. Allerdings unterliegt auch Bernecker der Versuchung, Francos Verhalten in der konkreten Situation auf die Beschreibung seiner Persönlichkeit zu beziehen, was wohl auf einen Einfluss der Biographik auf die allgemeine Historiographie hindeutet.

Zusammenfassung und Schluss

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass sich bei den Biographen Dahms und Fusi Elemente figurativer Konstruktion finden lassen. Diese dienen sowohl der Konstruktion einer in sich geschlossenen Episode innerhalb der Lebensgeschichte Francos als auch der Verortung dieser Episode in der Biographie und damit der Aufdeckung und Erklärung von bestimmten Charaktereigenschaften und Verhaltensmustern des Biographierten.

Besonders auffallend ist, dass sich bei der Analyse der Textstelle Berneckers wohl ein Einfluss der Biographik auf die allgemeine Historiographie feststellen lässt, der sich dadurch äußert, dass Elemente der biographischen Charakterisierung Francos auf die Darstellung seiner Handlungen übertragen werden. Dennoch beschränkt sich der Text Berneckers eher auf die Darstellung des faktisch belegbaren. Zwar werden dem Leser auch Sinnbezüge eröffnet, die zugleich eine Argumentation und Interpretation des Historikers enthalten. Durch die distanziertere Betrachtung des Untersuchungsgegenstandes, der durch eine Vermeidung der Fixierung auf den Blickwinkel der Person Francos erreicht wird, ergibt sich jedoch ein neutraleres Bild. Vor allem entbehrt der Text eines poetischen Kodes, der die Argumentation bei Dahms und Fusi auf sehr subtile Weise als zwingend erscheinen lässt.

Welche Erkenntnisse können indes daraus für die Wissenschaftlichkeit der biographischen Methode gezogen werden?

Zum einen ist festzuhalten, dass jede Art von Historiographie Elemente von Dichtung enthält. Die Biographie aber zwingt den Historiker aufgrund ihres verengten Blickwinkels auf die Person des Biographierten gerade dazu, diese Elemente verstärkt zu verwenden. Denn jede geschilderte Episode soll Teil der angestrebten Persönlichkeitsbeschreibung werden. Das Leben der biographierten Person soll als Ganzes verständlich und gedeutet werden, sodass der Blick für Einzelheiten und andere Deutungsmöglichkeiten des konkret in Rede stehenden Sachverhalts versperrt wird. Bei Dahms ist es die Gelassenheit Francos, die sich an der dargestellten Episode beweisen soll, bei Fusi seine Verlogenheit. Jeweils sollen so Charakterzüge Francos herausgestrichen werden. Genau dieses Element findet sich sogar bei Bernecker, der Franco ein geschicktes Vorgehen attestiert. Allerdings bildet es nicht das zentrale Narrativ bei Bernecker, dessen Blickwinkel deshalb entzerrter ist.

All dies kann und soll aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Historiographie im Allgemeinen nicht von poetischen Erklärungsmustern frei ist. Allerdings erweist sich nach vorstehenden Ergebnissen die Biographie als besonders anfällig für eine unreflektierte Liaison von Prosa und Poesie.

Eine Liaison, die uns so sehr an *der Geschichte* reizt?²

2 „Es waren lange Strecken und Zeiten in jenen Büchern, die wir widerwillig, ohne Anteilnahme lernten, ohne Freude, ohne Liebe, ohne Leidenschaft, die wir eben lernten, wie man Gefordertes, wie man Auf-

LITERATUR

- Aschmann, Birgit (1993): „Treue Freunde...“? Westdeutschland und Spanien 1945-1963 (Historische Mitteilungen: Beihefte, Band 34), Stuttgart.
- Bernecker, Walther L. (2010): Spaniens Geschichte seit dem Bürgerkrieg, 4. Auflage, München.
- Bourdieu, Pierre (1986/2011): Die biographische Illusion, in: Bernhard Fetz und Wilhelm Hemecker (Hg.): Theorie der Biographie. Grundlagentexte und Kommentar, Berlin und New York, 303-310.
- Dahms, Hellmuth Günther (1972): Francisco Franco. Soldat und Staatschef, Göttingen, Zürich und Frankfurt am Main.
- Fusi Aizpurúa, Juan Pablo (1992): Franco. Spanien unter der Diktatur 1936-1975, München.
- Geyer, Christian (2004): Über Ich, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 9.8.2004, Nr. 183, 27.
- Huemer, Georg (2011): Biographie als legitime Form der Geschichtsschreibung. Zu Stefan Zweig: „Die Geschichte als Dichterin“, in: Bernhard Fetz und Wilhelm Hemecker (Hg.): Theorie der Biographie. Grundlagentexte und Kommentar, Berlin und New York, 191-197.
- Jakobson, Roman und Morris Halle (1960): Grundlagen der Sprache (Schriften zur Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung Nr. 1), Berlin.
- Lévi-Strauss, Claude (1994): Das wilde Denken, 9. Auflage, Frankfurt am Main.
- Pyta, Wolfram (2009), in: Christian Klein (Hg.): Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien, Stuttgart und Weimar, 331-338.
- von Wilpert, Gero (2001): Sachwörterbuch der Literatur, Stuttgart.
- White, Hayden (1986): Auch Klio dichtet oder die Fiktion des Faktischen. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses, Stuttgart.
- Zweig, Stefan (1943/2011): Die Geschichte als Dichterin, in: Bernhard Fetz und Wilhelm Hemecker (Hg.): Theorie der Biographie. Grundlagentexte und Kommentar, Berlin und New York, 177-190.

gezwungenes, wie man einen „Schulgegenstand“ lernt, aber, ich wiederhole es, ohne innere Freude, ohne phantasiemäßigen Anteil. Dann aber kamen wieder Episoden in der Geschichte, die wir leidenschaftlich wie Abenteuer miterlebten, einzelne Stellen in den Büchern, wo wir gar nicht rasch genug die Blätter wenden konnten, wo unser innerstes Wesen, unsere geheimsten Kräfte passioniert waren, wo unsere Phantasie in die bewunderten Gestalten selbst einschlüpfte, wo wir Knaben uns als Konradin fühlten, als Alexander, als Caesar und Alkibiades.“ (Zweig 2011, 178)

Zur Rekonstruktion autobiographischer Quellen in der qualitativen Biographieforschung

Ein Analysemodell vor dem Hintergrund der Zeitschichten-Theorie
von Reinhart Koselleck¹

Frank Hager

Zusammenfassung

Der vorliegende Beitrag basiert auf methodischen Vorüberlegungen zur Rekonstruktion des autobiographischen Teils des Nachlasses Hans Hubert von Ranke (1902-1978). Diskutiert werden, neben generellen erkenntnistheoretischen Problemen bei der Verwendung von subjektiven Erinnerungszeugnissen im Forschungsprozess, insbesondere die Möglichkeiten einer Erweiterung des vorhandenen methodischen Instrumentariums im Rahmen qualitativer Analyse. Dabei wird dem Ansatz, autobiographische Quellen mit einem sozialkommunikativen Zugriff in die historische Forschungspraxis zu integrieren, besondere Bedeutung zugemessen. Im Rahmen dieses Beitrags wird der Versuch unternommen, diese zunächst fallspezifischen Überlegungen in ein allgemeines Modell zu überführen, das dann über den ursprünglichen Anlass hinaus den Forschungsprozess auf der Basis eines genuin geschichtswissenschaftlichen Ansatzes strukturieren könnte. Die Herleitung des Analyserasters erfolgt aus dem Zeitschichten-Theorem von Reinhart Koselleck. Gezeigt wird, dass ein solches, an dem Paradigma der Erfahrungsschichtung ausgerichtetes Modell in der Lage ist, die Verflechtungen von Schreibgegenwart, erlebter und erinnelter Vergangenheit, für den Forschungsprozess zu rekonstruieren.

1 Der nachfolgende Beitrag basiert wesentlich auf Auszügen meiner Abschlussarbeit zur Erlangung des Grades eines Magister Artium, vorgelegt an der FernUniversität Hagen, Fakultät für Kultur- und Sozialwissenschaften, Historisches Institut, Lehrgebiet Neuere Deutsche und Europäische Geschichte, am 9. Januar 2012: „Die autobiographischen Aufzeichnungen Hubert von Ranke. Sozialisation und Lebenslauf bis 1933 vor dem Hintergrund des Zeitschichten-Modells von Reinhart Koselleck“. Das Erkenntnisinteresse dieser Arbeit lag einerseits in der Aufarbeitung des Ranke-Nachlasses mit dem Ziel der Vorbereitung einer späteren biographischen Gesamtdarstellung, andererseits auf einer allgemeinen Erweiterung des methodischen Ansatzes bei der Verarbeitung von autobiographischen Aufzeichnungen im geschichtswissenschaftlichen Forschungsprozess. Auf diesen zweiten Gesichtspunkt konzentriert sich dieser Beitrag.

1. Einleitung

Hans Hubert von Ranke (1902-1978), Journalist und Widerstandskämpfer, hinterließ eine Fülle von – teils fragmentarischen – autobiographischen Quellen, welche jedoch in der historischen Forschung bisher weitgehend unbeachtet blieben.² Es gibt über Ranke lediglich vereinzelt Hinweise auf seine Person – beispielsweise in Spezialstudien zur Rolle der Arbeiterpartei der marxistischen Vereinigung (POUM)³ im spanischen Bürgerkrieg (Tossdorf 1993, 123, Anm. 22.)⁴ oder der deutschen Besatzungspolitik im Frankreich der Vichy-Regierung.⁵ Dass aber sein „vielfach zerrissener Lebenslauf [...] eine eigene Darstellung wert“ wäre, vermerkte zuletzt Hans Magnus Enzensberger in seinem 2008 erschienenen Buch über Kurt von Hammerstein (Enzensberger 2008, 91). Dass dieser Lebenslauf Hubert von Rankes sich nicht nur über vier grundverschiedene Systeme politischer und gesellschaftlicher Organisation allein in Deutschland erstreckte, sondern auch die europäische Perspektive im Hinblick auf Spanien und Frankreich eröffnet, macht das Vorhaben umso reizvoller.⁶ Ohne dabei die unterschwellig präsente Frage nach der Möglichkeit der Verallgemeinerung der Befunde aus den Augen zu verlieren, dürfte hier schon die Aufarbeitung des Einzelschicksals von grundsätzlichem Interesse sein.

Für eine solche lebensgeschichtliche Synthese wären im Fall Ranke nun in besonderem Maße dessen autobiographische Schriften – sie stellen den Großteil des Nachlasses dar – zu berücksichtigen. Diese decken auch fast die gesamte Lebensspanne in retrospektiver Betrachtung ab, sind aber keineswegs zusammenhängend, sondern zu ganz unterschiedlichen, teilweise weit auseinanderliegenden Zeitpunkten entstanden. Abgesehen von dem ohnehin ereignisreichen Lebenslauf Rankes, stellt sich bei der Arbeit mit den im Nachlass vorliegenden autobiographischen Quellen also zusätzlich das Problem, diese entsprechend ihres Erfahrungsgehalts und Entstehungszusammenhangs zu operationalisieren. Damit verbinden sich unmittelbar weitere Vorüberlegungen, die insbesondere die Anforderungen an die Quellengattung der Autobiographie im Rahmen historiographischer Arbeit zum Gegenstand haben und die nachfolgend ausführlicher behandelt werden sollen.

Zu diskutieren sind, neben generellen erkenntnistheoretischen Problemen bei der Verwendung von subjektiven Erinnerungszeugnissen im Forschungsprozess, insbesondere auch die Möglichkeiten einer Erweiterung des vorhandenen methodischen Instrumentariums im Rahmen qualitativer Analyse. Dabei wird dem Ansatz, autobio-

2 Wesentliche Teile des Nachlasses befinden sich im Institut für Zeitgeschichte in München. ED 161/1-13, 1981.

3 Partido Obrero de Unificación Marxista.

4 Tossdorf bezeichnet Hans Hubert von Ranke als Großneffen des Historikers Leopold von Ranke. Ebenso taucht Ranke auch als Enkel des Historikers auf: So in Coppi et al. 2001, 57, Anm. 205. Hans Hubert von Ranke war aber tatsächlich der Urgroßneffe Leopold von Rankes.

5 Hierzu ausführlich Delacor 1999, 223. So befindet sich sein Name in prominenter Gesellschaft auf den sogenannten „Auslieferungslisten“ des Reichssicherheitshauptamtes.

6 Ranke wuchs im großbürgerlich-intellektuell geprägten Milieu der Kaiserzeit auf, nahm im Freikorps Oberland am „Sturm auf den Annaberg“ teil (1921) und wurde 1927 Leitender Angestellter der Luftwaffe in Berlin. Zu dieser Zeit stand er bereits in engem Kontakt mit Hans Kippenberger und schrieb unter Pseudonym für die kommunistische Monats-Zeitschrift „Der Aufbruch“. Nach kurzer Gestapo-Haft emigrierte Ranke zunächst nach Paris, nahm als Mitglied der Internationalen Brigade XI am Spanischen Bürgerkrieg teil und blieb bis zu seiner Rückkehr nach München 1960 in Frankreich.

graphische Quellen mit einem sozialkommunikativen Zugriff in die historische Forschungspraxis zu integrieren, besondere Bedeutung zugemessen. Im Rahmen dieses Beitrags soll nun der Versuch unternommen werden, diese zunächst fallspezifischen Überlegungen in ein allgemeines Modell zu überführen, das dann über den ursprünglichen Anlass der Vorbereitung einer Ranke-Biographie hinaus den Forschungsprozess mit autobiographischen Quellenmaterial auf der Basis eines genuin geschichtswissenschaftlichen Ansatzes strukturieren könnte – freilich ohne sich dabei anderen methodischen Zugängen zu verschließen. Ein solches Modell müsste zudem die schreibgegenwärtige Situation des autobiographischen Selbstentwurfs gleichberechtigt in die Analyse miteinbeziehen, um so der hier vorausgesetzten sozial-kommunikativen Charakteristik autobiographischer Texte gerecht zu werden.

Zuvor wird die nach wie vor nicht ganz unproblematische Einordnung autobiographischer Quellen in den Rahmen zeitgeschichtlicher Historik – als theoretische und methodische Herausforderung – kurz thematisiert. Daran anschließend werde ich anhand des Modells der „Zeitschichten“ (Koselleck 2003) erörtern, wie ein perspektivisch erweiterter Zugriff auf die Quellengattung Autobiographie innerhalb dieses Rahmens gelingen kann. Dabei wird davon ausgegangen, dass dieser Ansatz eine weitergehende Analyse der Verflechtung von autobiographischen Selbstentwürfen und zeitgeschichtlichen Erfahrungen auf Grundlage subjektiver Quellentexte erleichtert. Anders gefragt: Welche Möglichkeiten eröffnet der sozialkommunikative Ansatz für die Arbeit mit autobiographischen Quellen, und wie kann Reinhart Kosellecks umfassende Theorie geschichtlicher Zeiten in ein Modell zur Quellenkritik überführt werden?

2. Autobiographie als Sozialkommunikation

Lange Zeit wurde in der Autobiographieforschung⁷ der Versuch, zu einer Wirklichkeit außerhalb des Textes vorzudringen, lediglich mit dem Fokus auf die im Text erzählten historischen Konstellationen unternommen. Diese sollten dann mittels der Korrekturfolie etablierter Forschungsergebnisse als Gradmesser für die Objektivität der im Text subjektiv konstruierten Ereigniszusammenhänge der erinnerten Vergangenheit dienen. Hier wird deutlich, dass eine derart betriebene Quellenkritik ganz von selbst zu überwiegend negativen Einschätzungen bezüglich des Quellenwerts autobiographischer Texte kommen musste. Jedenfalls dann, wenn historische Referentialität in dem Sinne verstanden wird, wie er sich aus dem Selbstverständnis der Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts entwickelt hat. Volker Depkat dagegen hat überzeugend nachgewiesen, dass dieser „Durchgriff auf eine dahinterstehende historische Realität“ (Depkat 2007, 22) keineswegs unterbleiben muss, sondern auf der Basis einer methodischen Erweiterung überzeugend gelingen kann. In diesem Sinne gilt es, Autobiographien als sozialkommunikative Akte zu verstehen und die textimmanente Analyse der narrativen Strukturen durch Kategorien außerhalb des Textes zu ergänzen.⁸

Sicherlich sind auch die dabei zu Tage tretenden Bedingungen der autobiographischen Schreibkonstellation nicht endgültig dingfest zu machen, sondern verändern

7 Sofern diese innerhalb der Geschichtswissenschaft als Quellenkritik betrieben wurde.

8 Vgl. dazu grundlegend Depkat 2003, Depkat 2004, Depkat 2010a, Depkat 2010b. Sowie aus der Sicht der Soziologie Heinze 2007, Heinze 2010a, Heinze 2010b, Heinze et al. 2010.

sich unter Maßgabe der jeweiligen Erinnerungskonkurrenzen und fordern damit möglicherweise wiederum neue Widersprüche heraus. Aus diesem Grund sollten diese außertextuellen Bezüge als Faktoren einer individuellen Kommunikationssituation des Autobiographen mit seiner sozialen Umwelt wahrgenommen werden. Nur wenn eine angemessene Untersuchung der außertextuellen Bedingungen der Schreibgegenwart des Autobiographen betrieben wird, kann eine Analyse der narrativen Strukturen an diese zurückgebunden werden und so den komplexen Entstehungs- und Bedingungs-zusammenhang von Autor und Text in den Fokus autobiographischer Quellenkritik stellen. Die Narrativität des autobiographischen Textes konstituiert sich somit als retrospektive Darstellung *und* Deutung gegenwärtig erinnertes und reflektierter Primärerfahrung. Erst in einem nächsten Schritt der Analyse sollten dann genuin geschichtswissenschaftliche Fragestellungen an die im Text erzählte Vergangenheit herangetragen werden.

3. Reinhart Kosellecks Theorie der Zeitschichten

Die dem Ansatz dieses Beitrags wesentlich zu Grunde liegende Theorie der ‚Zeitschichten‘ wurde von Reinhart Koselleck selbst nicht mehr als Bestandteil einer in sich geschlossenen Historik vorgelegt. Der Sammelband gleichen Namens aus dem Jahr 2000 vereinigt eine Reihe zeitlich breit gestreuter Aufsätze, die aus unterschiedlichen Perspektiven die theoretischen Bedingungen *möglicher Geschichten* erörtern. Die für Kosellecks Forschungsarbeit geradezu treibende Kraft war fraglos seine Überzeugung von einer generellen und grundsätzlichen ‚Theoriebedürftigkeit der Geschichte‘. Dieser theoretische Ansatz, der sich auch gegen die unreflektierte Übernahme „eine[r] aus der Soziologie entlehnte[n] historische[n] Gesellschaftstheorie“ (Hoffmann 2011, 175) durch professionelle Historiker wendet, wurde von Koselleck zeitlebens verfolgt und wird auch in den ‚Zeitschichten‘ nochmals entfaltet. Hier finden sich zudem alle Eckpunkte seiner Theorie historischer Zeiten, die, im Kontext früherer Arbeiten zur Begriffsgeschichte, die Notwendigkeit unterstreichen, eine der Geschichtswissenschaft angemessene, eigene *Zeitlichkeit* zu definieren. Seine Historik „fragt nach den theoretisch zu erbringenden Vorgaben, die es begreiflich machen sollen, warum sich Geschichten ereignen, wie sie sich vollziehen können und ebenso warum und wie sie untersucht, dargestellt und erzählt werden müssen“ (Koselleck 2003, 99). Diese Vorgaben – oder Bedingungen möglicher Geschichten – sind für Koselleck auch dem verstehenden Zugriff der Hermeneutik vorgelagert. In Auseinandersetzung mit den erkenntnistheoretischen Arbeiten Hans Georg Gadammers behauptet Koselleck die Eigenständigkeit dieser Wiederholungs- und Möglichkeitsstrukturen a priori:

Es handelt sich also um Kategorien, die auf eine Seinsweise möglicher Geschichten zielen, die so etwas wie Verstehen und Begreifen erst provozieren. (Koselleck 2003, 112)

Daraus ergibt sich eine weitreichende Konsequenz für das Geschichtsverständnis Kosellecks. Indem Koselleck die Hermeneutik den Seinskategorien möglicher Geschichten nachordnet, kann er auch an „einem Wahrheitsbegriff festhalten, der sie (die Geschichtswissenschaft, Anm. d. Verf.) überhaupt erst zur Wissenschaft macht“

(Hoffmann 2011, 185). Er löst das Problem des geschichtswissenschaftlichen Objektivitätsgebotes aus seiner Bezogenheit auf die Auswahl und den methodischen Umgang mit den Quellen heraus und hebt es auf eine erkenntnistheoretische Ebene, die a priori jeder Textauslegung vorauslaufen muss. Die von ihm beschriebenen Seinskategorien sind dann als Bedingungen geschichtlicher Wahrheiten zu verstehen und, von Kosellecks Systematik her, außerhalb der überlieferten Texte zu suchen. Sie können deshalb auch nicht als Bestandteile einer empirischen Historie aus der Geschichte extrahiert werden, als etwa verschiedene Perspektiven auf (und damit: Wahrheiten über) ein und dasselbe historische Ereignis, da sie diese Multiperspektivität erst mitbedingen. Dadurch, dass sie beschreiben „wie sich Geschichten überhaupt historisch konkret ereignen können“, konstituieren sie Bedingungen, die sich dem sprachlichen Zugriff ex post – aus den Quellen heraus – nicht ohne weiteres erschließen (Hoffmann 2011, 184).

Der *linguistic turn* mit seiner Textbezogenheit greift für Koselleck dabei ebenso zu kurz wie eine nur sprachphilosophisch ausgerichtete Hermeneutik, denn „[m]ehr noch als für andere Wissenschaften, die sich auf Textexegesen stützen, sei die Historie darauf angewiesen, die Differenz zwischen vergangener Wirklichkeit und der Sprache auszumessen, auch wenn sich diese Wirklichkeit nur sprachlich konstituiert“ (Hoffmann 2011, 185). Gerade die von ihm gesuchten überindividuellen Wiederholungsstrukturen sind es ja, die Ereignisse hervortreiben „auf die jedes Wort, jeder Satz, jede Rede nur noch reagieren kann“ (Hoffmann 2011, 185). Folgerichtig geben also „die Bedingungen möglicher Geschichten [...] auch die Möglichkeiten historischer Analyse oder Erzählung vor“ (Hoffmann 2011, 186).

Diese Überlegungen sind als metatheoretischer Rahmen zu verstehen, innerhalb dessen dann nachfolgend in weiteren Schritten der Quellenkritik, durchaus auch Theorien niedrigerer Aggregatsebene wie beispielsweise die oben genannten sozialwissenschaftlichen Gesellschaftstheorien ihren Platz beanspruchen. Ohne „den Mut zur Hypothesenbildung, ohne die eine historische Forschung nicht auskommt“ (Koselleck 1989, 206) hängen diese aber gewissermaßen in der Luft, da sie erst innerhalb einer Theorie geschichtlicher Zeiten und Bedingungen ihren analytischen Nutzen voll entfalten. Daher wird hier der Ansatz verfolgt, zuerst den erkenntnistheoretischen Rahmen zu spannen, innerhalb dessen sich eine genuin geschichtswissenschaftliche Kritik autobiographischer Quellen mit Hilfe des Zeitschichten-Modells bewegen könnte. Aus diesem Grund soll nachfolgend erst einmal geklärt werden, in welchen Traditionen erkenntnistheoretischen Denkens Koselleck selbst steht und welche Auswirkungen sich daraus für seine Theorieforschung und für sein Geschichtsverständnis ergeben.

4. Erkenntnistheoretische Ursprünge der Zeitschichten-Hypothese

Den Ansatz, ‚Dasein‘ ausschließlich ‚geschichtlich‘ zu denken, hat Koselleck von Heidegger übernommen. Ich werde diesen Ansatz etwas eingehender erläutern, da er von zentraler Bedeutung für das Geschichtsverständnis Kosellecks ist, der aus diesem heraus schließlich seine eigenen Kategorien und Begriffe entwickelt. Dabei wird sich zeigen, dass sich aus der Sicht Kosellecks das Problem der Autobiographie als Quelle aus einem anderen Blickwinkel darstellt, als es üblicherweise diskutiert wird. Diese Feststellung ist von besonderer Bedeutung für den in dieser Arbeit verfolgten Ansatz,

das Zeitschichten-Modell als Hintergrund einer Analyse autobiographischer Quellen zu nutzen, und den damit verbundenen Versuch, das erkenntnistheoretische Potential autobiographischer Quellenforschung aufzuzeigen.

Das Geschichtsverständnis, welches der Koselleck'schen Historik im Entwurf zu Grunde liegt, kann autobiographische Quellen ganz selbstverständlich als gleichberechtigte Quellen in die Forschungsarbeit einbeziehen, da die Frage nach der ‚Minderwertigkeit‘ von Quellentypen hier nicht zum erkenntnistheoretischen Problem werden kann, an dem sich gleichzeitig die ganze Wahrheitsfrage der Geschichtswissenschaft schlechthin erweisen muss. Erkenntnis von historischer Wahrheit ist bei Koselleck nicht mehr nur primär an die empirische Überprüfbarkeit des Wahrheitsgehalts von Quellentexten gebunden, sondern zeitigt sich in der historischen Analyse durch Seinskategorien und Wiederholungsstrukturen, die – wie oben schon genannt – außerhalb der Texte zu suchen sind, wenngleich sie diese in Form und Inhalt bedingen.

Vielmehr gewinnt unter dem Postulat der Geschichtlichkeit allen Daseins – als originäre Voraussetzung geschichtlicher Erkenntnis – die Tradition (im Sinne von Wirkungsgeschichte) historischer Überlieferung wesentlich an Bedeutung. Und zwar in bewusster Erweiterung zur historisch-kritischen Methode, die in Anlehnung an das Experiment in den Naturwissenschaften auch in den Geisteswissenschaften Objektivität durch Nachprüfbarkeit und Wiederholung zu erreichen versucht, indem „das gesamte Verfahren kontrollierbar“ wird (Gadamer 1975, 329). Dieser Fokus auf die methodische „Veranstaltung“ der Geisteswissenschaften, die in der Nachfolge des Aufklärungsdenkens ihre weitgehend noch bis heute gültigen Prämissen objektiver Forschung entwickelte, schloss eine besondere Berücksichtigung der „Geschichtlichkeit der Erfahrung“ (Gadamer 1975, 329) aus:

Es ist das Ziel der Wissenschaft, Erfahrung so zu objektivieren, daß ihr keinerlei geschichtliches Moment mehr anhaftet. (Gadamer 1975, 329)

Damit ist aber auch der Zugang zu der „innere[n] Geschichtlichkeit der Erfahrung“ (Gadamer 1975, 329) verstellt, indem die „Theorie der Erfahrung ganz teleologisch auf den Wahrheitserwerb bezogen ist, der in ihr erreicht wird“ (Gadamer 1975, 330).

Diese Überlegungen Gadamers lassen bereits erahnen, dass eine derart verstandene Geschichtswissenschaft eine Vorliebe für solche Quellen entwickeln musste, die sich methodisch, mit Hilfe des historisch-kritischen Ansatzes, für das Erkenntnisideal des etablierten Forschungskanons möglichst reibungslos objektivieren lassen. Autobiographische Quellen erfüllen nun diese Voraussetzungen – nach alledem was bereits weiter oben dazu gesagt wurde – eindeutig nicht. Die Problematik im Umgang mit dieser Quellengattung resultiert also nicht nur aus der Notwendigkeit einer Erweiterung angemessener Methodik, sondern auch aus dem zu Grunde liegenden Wissenschaftsverständnis. Dass eine Neuausrichtung im Sinne Kosellecks dabei nicht zwangsläufig auf das Postulat der Objektivität verzichten muss, hat schon Heidegger in genau diesem Zusammenhang – bezogen auf die Historie als Wissenschaft – ausgeführt:

Denn die Objektivität einer Wissenschaft regelt sich primär daraus, ob sie das ihr zugehörig thematisch Seiende in der Ursprünglichkeit seines Seins dem Verstehen unverdeckt entgegenbringen kann. (Heidegger 1979, 395)

Wie nun diese von Heidegger so genannte Ursprünglichkeit des Themas auch durch die Vorurteile des Verstehens hindurch sichtbar bleiben kann, hat Hans Georg Gadamer in „Wahrheit und Methode“ (Gadamer 1975) ausgeführt. Im Bemühen der Aufklärung, jegliche Vorurteile – im Sinne von Urteilen *ohne* Begründung – im Geiste eines radikalen Rationalismus zu diskreditieren, formuliert sich „der Anspruch der wissenschaftlichen Erkenntnis, sie völlig auszuschalten“ (Gadamer 1975, 255).

Dabei sei nach Gadamer „[l]ediglich Offenheit für die Meinung des anderen oder des Textes“ gefordert, „sich von ihm (dem Text, Anm. des Verf.) etwas sagen zu lassen“. Keineswegs setzt „[s]olche Empfänglichkeit [...] weder sachliche ‚Neutralität‘ noch gar Selbstauslöschung voraus, sondern schließt die abhebende Aneignung der eigenen Vormeinungen und Vorurteile ein“ (Gadamer 1975, 255). Anders gewendet: Es kommt vielmehr darauf an, sich die eigenen Vorurteile – die notwendig jedem Verstehen vorauslaufen – zu vergegenwärtigen und offenzulegen, so dass sie den Zugang zum Thema unverdeckt sichtbar werden lassen.

Demnach muss eine Geschichtswissenschaft, die versucht, Objektivität dadurch herzustellen, dass sie, „dem Prinzip des cartesianischen Zweifels“ (Gadamer 1975, 255) folgend, „sich gegen die Überlieferung, die aus dem Text ihre Stimme erhebt“ (Gadamer 1975, 254), abschottet, einen Preis zahlen, der sich in der Verlagerung des wissenschaftlichen Themas von dort in den Bereich der Methodik niedergeschlagen hat. Der „Schritt zur objektiven Erkenntnis der geschichtlichen Welt, die der Erkenntnis der Natur durch die moderne Wissenschaft ebenbürtig zur Seite tritt“, ist von dieser Warte aus nur noch ein (scheinbar) kleiner (Gadamer 1975, 259). Dass aber objektive Erkenntnis erst recht nicht zu erreichen sei, indem man ausschließlich im Bereich der methodisch gesicherten Urteile nach ihr suche, ist einer der ganz entscheidenden Gedanken, der auch Kosellecks Historik geprägt hat. Die Unmittelbarkeit oder *Geschichtlichkeit* des Daseins – wie Heidegger es formuliert – ist nur objektivierbar durch Offenlegung der Vorurteile im Herangehen an die Überlieferung: Und zwar von der Warte der Geschichtlichkeit desjenigen, der den Rückgang in die Vergangenheit unternimmt.

Auf Heideggers Analyse der ‚Geschichtlichkeit des Daseins‘ bezieht sich auch Gadamer wiederum explizit, um seine Hermeneutik anhand der Heidegger’schen Kategorien zu entwickeln und die „Wahrheitsfrage auf das Verstehen in den Geisteswissenschaften“ (Gadamer 1975, 162 ff.) zu übertragen. Die dort nachfolgend von ihm entwickelte Argumentation mit dem Ziel der „Erhebung der Geschichtlichkeit des Verstehens zum hermeneutischen Prinzip“ (Gadamer 1975, 250 ff.) knüpft an die zentrale These Heideggers an, dass „Sein selber [...] Zeit [sei]“ (Gadamer 1975, 243). Diese Grundthese führt in der weiteren Argumentation – die hier nur umrissen werden kann – dazu, dass es überhaupt möglich ist ein Verständnis von Sein zu entwickeln, welches sich aus der „Differenz von Seiendem und Sein“ ergibt. Es gibt nach Heidegger also einen Punkt – Gadamer nennt ihn „Lichtung des Seins“ (Gadamer 1975, 243) – von dem aus nach der „Seinsverfassung des Daseins gefragt“ und, daran anknüpfend, der „Ursprung der Historie aus der Geschichtlichkeit des Daseins“ abgeleitet werden kann (Heidegger 1979, 392).

Hier wird nun der gedankliche Brückenschlag deutlich, den Gadamer und auch Koselleck unternommen haben, nämlich die Geschichtlichkeit des Daseins in ihrer Verwurzelung in der *Zeitlichkeit* zu analysieren. Das Dasein oder genauer, das ‚Sein des Daseins‘ ist demnach grundsätzlich geschichtlich, die „Idee der Historie aus der Geschichtlichkeit des Daseins ontologisch [zu] entwerfen“. Sofern nun die Historie „die Erschließung der ‚Vergangenheit‘ als Aufgabe“ hat, „dann ist die historische Thematisierung der Geschichte nur möglich, wenn überhaupt je schon Vergangenheit erschlossen ist“. Und dass überhaupt für einen „historischen Rückgang“ in die Vergangenheit „der Weg zu ihr offen“ sein muss – unabhängig „ob ausreichende Quellen für eine historische Vergegenwärtigung der Vergangenheit verfügbar sind“ –, hat seinen Grund eben genau in der Geschichtlichkeit des Daseins, welches „auf dem Grunde der ekstatisch-horizontalen Zeitlichkeit in seiner Gewesenheit offen ist“ (Heidegger 1979, 393). Nur weil Dasein und gewesenes Dasein von ihrer Seinsverfassung gleichursprünglich sind – allerdings verschoben auf der Zeitachse –, ist es überhaupt möglich, Vergangenheit (gewesenes Dasein) in ihrer Geschichtlichkeit zu erschließen. Mehr noch, was demnach in höchstem Maße für die Zurückgebundenheit des Historikers an die eigene Geschichtlichkeit gilt, betrifft in allen Punkten auch den Autobiographen als Historiker ‚in eigener Sache‘. Beide können der Geschichtlichkeit ihres Daseins nicht entinnen und sind sowohl in der Darstellung als auch im Verstehen auf sie zurückgeworfen. Schöpfen sie in diesem Sinne zwar nicht zwangsläufig aus denselben Quellen, so ist Vergangenheit aber als ‚gewesenes Dasein‘ demnach nur erschließbar, weil die Geschichtlichkeit des eigenen Daseins – sei es des Historikers oder des Autobiographen – diesen Rückgang überhaupt erst ermöglicht. Deutlicher wird der Begriff der Geschichtlichkeit, den Heidegger hier einführt, von ihm am Unterschied zwischen dem (nur) „ontischen“ Sein der Natur und dem „historischen“ Sein des Menschen erläutert. Die Seinsform des Menschen ist somit als historisch definiert und zugleich als Dasein im Sinne von „In-der-Welt-sein“, als „weltgeschichtlich“ (Heidegger 1979, 397 ff.). Das hat auch direkte Konsequenz für den Quellencharakter des Materials, welches für die historische Forschung – für den Rückgang in gewesenes Dasein – in Frage kommt, dass es „zu *historischem* Material [...] nur werden [kann], weil es seiner eigenen Seinsart nach *welt-geschichtlichen* Charakter hat. Und [...] daß es im vornehinein hinsichtlich seiner Innerweltlichkeit verstanden ist“ (Heidegger 1979, 394 ff.). Diese Grundvoraussetzung erfüllen aber autobiographische Quellen durchaus. Auch sie sind in diesem Sinne weltgeschichtlich und somit Gegenstand der Historie als historisches Material. Die vermeintliche Objektivität von Quellengattungen als Kriterium für deren Verwendbarkeit ist somit für Koselleck kein zulässiges Auswahlkriterium, sofern es sich ausschließlich im „Arbeitsfeld wissenschaftlicher Technik“ entscheidet:

Der Streit über ‚Objektivität‘ gewinnt seine Brisanz erst dort, wo eine ‚Tatsache‘ in den Kontext geschichtlicher Urteilsbildung einrückt. (Koselleck 1989, 204)

Damit liegen die erkenntnistheoretischen Wurzeln der Koselleck’schen Historik – bei Heidegger und Gadamer – offen. Wie diese wendet er sich gegen das Verfahren, Objektivität ausschließlich durch die Methodik historisch-kritischer Quellenforschung sichern zu wollen, und betont mit Nachdruck die generelle Theoriebedürftigkeit der

Geschichte. Heideggers Argumentation zu diesem Problem unterstreicht – wie oben gezeigt –, dass es sich nicht einmal an der Frage des Vorhandenseins des Materials entscheidet, ob ein Rückgang in die Vergangenheit überhaupt erkenntnistheoretisch zu bewerkstelligen ist, sondern dass die *Geschichtlichkeit des menschlichen Daseins* allein diese Möglichkeit offen hält. Hiermit ist zunächst die grundlegende theoretische Position umrissen, von der aus der Weg zurück, in die praktische Forschungsarbeit, gefunden werden muss. Niemand wird behaupten, dass Geschichtswissenschaft ohne Quellen auskommen kann. Aber um im historischen Forschungsgang zu Urteilen zu gelangen, reichen die Quellen alleine nicht aus, auch wenn ihre methodisch gesicherte Kritik unerlässlicher Bestandteil der Arbeit des Historikers bleibt. Aber „[e]rst wenn diese (theoretische, Anm. d. Verf.) Entscheidung gefallen ist, beginnen die Quellen zu sprechen“ (Koselleck 1989, 206). Hier behauptet sich der „Primat der Theorie“, der doch gerade das für den Historiker so ertragreiche „Spannungsfeld von Theoriebildung und Quellenexegese“ erzeuge (Koselleck 1989, 207).

Anders als Gadamer sieht Koselleck die Hermeneutik aber nicht in einer derart übergeordneten Stellung, aus der heraus diese im Zuge der Quellenkritik – im Lichte aufgedeckter Vorurteile und auf methodisch gesicherten Pfaden – bereits in der Lage wäre, selbständig historische Wahrheiten zu objektivieren. „Die Quellen haben ein Vetorecht“, aber „es bedarf einer Theorie möglicher Geschichten, um Quellen überhaupt erst zum Sprechen zu bringen“ (Koselleck 1989, 206). Und es bedarf zusätzlich einer Theorie geschichtlicher Zeiten, um die Beschleunigung der Moderne zu verstehen, „[d]enn wenn sich die Zeitrhythmen der Geschichte selber verändern, bedarf es ihnen angemessener Perspektiven“ (Koselleck 1989, 201).

5. Versuch einer Historik nach dem Zeitschichten-Modell

Nach Koselleck ist Historik „die Lehre von den Bedingungen möglicher Geschichten“ (Koselleck 2003, 99), welche im Forschungsgang die analytische Aufgabe übernimmt, „dem Chaos geschichtlicher Befunde oder historischen Vorwissens eine rationale Ordnung abzugewinnen“ (Koselleck 2003, 113). Wie sich Kosellecks Historik auf ihre erkenntnistheoretischen Grundlagen zurückführen lässt, wurde bisher skizziert. An dieser Stelle sollen nun letzte methodische Vorüberlegungen folgen, die auf die Anwendbarkeit innerhalb des hier verfolgten Forschungsdesigns zielen: Wie lässt sich der metatheoretische Bezugsrahmen ‚Zeitschichten-Modell‘ auf die autobiographischen Aufzeichnungen Hubert von Rankes anwenden, darüber hinaus generalisieren und zur Strukturierung der Forschungsmethodik einsetzen?

Es bietet sich zunächst an, ausgehend von den in den Quellen abgedeckten Jahren, eine erste zeitliche Eingrenzung vorzunehmen, die in einem weiteren Schritt zur Präzisierung der theoretischen Hinterlegung dieser Zeitspanne – im Sinne des Zeitschichten-Modells – führen kann. Innerhalb dieses chronologischen Rahmens der Quellen sollen im nächsten Schritt die Umrisse von überindividuellen Strukturen definiert werden, um so die Zeitlichkeit der biographischen Spanne freizulegen. In Frage kommen bei dieser ersten Standortbestimmung des Quellenbestandes beispielsweise politische Systemwechsel, Kriegsausbruch und -ende oder wirtschaftliche Notlagen. Mithin also Ereignisse und Einschnitte, die bereits als solche fester Bestandteil der Historiographie – somit auch der ‚Tradition‘ und ‚Wirkungsgeschichte‘ im oben genannten Sinne Gadamers – sind und dadurch selber schon geschichtliche Wirkung

entfaltet haben. Diese Eckpunkte setzen zugleich die Bedingungen für das Entstehen von Geschichten auch auf der individuellen Ebene. Nach Gadamer und Koselleck bewege ich mich damit auf der ersten Stufe der Hypothesenbildung, indem ich mein ‚Vor‘-Wissen einbringe, um die möglichen Fragen zu sondieren, die an die Quellen gestellt werden könnten. Jetzt kommt es darauf an, gleichzeitig die ‚Vor‘-Urteile offenzulegen, welche den forschenden Rückgang in die Vergangenheit beeinflussen, den ich von meinem Standort aus unternehme, um so den autobiographischen Rückgang des Autors Ranke zu untersuchen.

Hier treten zwei problematische Aspekte der Verarbeitung moderner autobiographischer Quellen unter dem Paradigma des Zeitschichten-Modells deutlich hervor. Einmal die beschleunigte und utopisch vergrößerte Möglichkeit nicht nur des gelebten ‚Daseins‘ selbst, welches als ‚gewesenes Dasein‘ erinnert wird, sondern auch, erkenntnistheoretisch folgerichtig, des autobiographischen Selbstentwurfs aus einem gegenwärtigen ‚geschichtlichen Dasein‘ heraus, welches diesen Rückgang unter den Bedingungen des sozialkommunikativen Kontextes erst ermöglicht. Dass übrigens genau hier eine Schnittstelle zwischen den oben ausgeführten sozialkommunikativen Ansätzen der Autobiographieforschung und einem wesentlichen Punkt der erkenntnistheoretischen Positionen Kosellecks liegt, wird schon am ursprünglichen Begriff bei Heidegger deutlich:

Die ‚Auswahl‘ dessen, was für die Historie möglicher Gegenstand werden soll, ist schon getroffen in der faktischen, existenziellen Wahl der Geschichtlichkeit des Daseins, in dem allererst die Historie entspringt und einzig ist. (Heidegger 1979, 395)

Vorausgesetzt, die *Bedingungen möglicher Geschichten* gelten für den Autobiographen genauso wie für den Historiker und konstituieren jeweils Dasein in seiner eigenen Geschichtlichkeit, für den Einen wie für den Anderen, so hat man es bei der Quellenkritik autobiographischer Selbstzeugnisse, pointiert formuliert, mit einer *doppelten* Historik zu tun. Der Historiker kann nicht umhin, zusätzlich zu seinem eigenen Standpunkt auch den des Autobiographen in seinem sozialkommunikativen Kontext offenzulegen und diesen in Beziehung zu den Quellen zu setzen. Dem sozialkommunikativen Ansatz kommt daher das große Verdienst zu, die Möglichkeiten autobiographischen Schreibens und Erinnerns als außertextuelle Bedingungen herausgearbeitet und damit zu überindividuellen Bedingungsfaktoren möglicher Geschichten, ganz im Sinne Kosellecks, gemacht zu haben. Seitdem ist es möglich, diese der Autobiographie eigentümliche, doppelseitige Komplexität angemessen zu beschreiben, wobei die außertextuelle Schreibgegenwart gleichberechtigt neben die historischen Bedingungsfaktoren – welche das ‚gewesene Dasein‘ konstituiert haben – tritt. Autobiographische Quellen können also nur angemessen in die historische Forschung einbezogen werden, wenn sie gewissermaßen von zwei Seiten in die Zange genommen werden. Der Versuch größtmöglicher Objektivierung der Quellen kann jedenfalls nicht zurück hinter die „faktisch existent gewesene Möglichkeit“, die jeweils das Thema vorgibt, welches in die Zukunft hinein entworfen wird (Heidegger 1979, 395). Der Historiker der mit Autobiographien arbeitet, muss versuchen, beide Perspektiven – seine eigene wie auch die des Autobiographen – in den Griff zu bekommen. Hier wird zudem deutlich, dass es kein „Nacherleben“ im Sinne klassischer Hermeneutik – wie sie

etwa, höchst einflussreich, von Dilthey (Dilthey 1981, 263-267) vertreten wurde – geben kann, welches die unterschiedlichen geschichtlichen Ausgangspunkte im Verlauf der Analyse jemals zur völligen Deckung bringen könnte. (Gestrich 1988, 12 f.)⁹

Dort, wo der Autobiograph selbst immer die größtmögliche Freiheit in Anspruch nehmen wird, wenn er ausgiebig aus seinen individuellen Ressourcen ‚Erinnerung und Gedächtnis‘ schöpft, bleibt der Historiker an die wissenschaftlich redlichen Instrumente seines Methodenkanons gebunden.

Mit der erzählerischen Emanzipation vom Postulat historischer Wahrheit und Authentizität werden die Derivate von Erinnerung, [...] zum Substrat avancierter Autobiographik. Was die Tätigkeit des Gedächtnisses freilegt (oder produziert), ist niemals ‚authentisch‘ im Sinne einer Einholbarkeit vergangener Lebensstatsachen, aber es ist auch nicht als ‚falsche‘ (verfälschte) Erinnerung zu diskreditieren, weil es sich immer um Sequenzen handeln dürfte, welche bedeutsam für die individuelle Genese waren. (Holdenried 2000, 60 f.)

Damit hat die Literaturwissenschaftlerin Michaela Holdenried zweifellos einen Punkt angesprochen, an dem die Bedingungen autobiographischer Erinnerung und Gedächtnisleistung ausführlicher thematisiert werden könnten, zumal dazu mittlerweile auf eine umfangreiche Forschungsliteratur zurückgegriffen werden kann, die diese Thematik diskutiert (Vgl. Welzer 2002a, Welzer 2002b, Welzer 2008, Markowitsch 2002, Assmann 2006). Ich möchte aber vorschlagen, diesen Aspekt hier innerhalb des Zeitschichten-Modells zu behandeln, da Koselleck ihn mit seinen Überlegungen zu „synchronen und diachronen Faktoren der Bewusstseinsprägung“ meiner Ansicht nach hinreichend berücksichtigt – jedenfalls im Rahmen der hier von mir verfolgten Fragestellung (Koselleck 2003, 265 ff.). Denn die Tendenz, die biologische Entwicklung des Gehirns und seine neuronalen Grundlagen nur analog zu den sozialen Bedingungen der Gedächtnisentwicklung verstehen zu können, scheint sich auch innerhalb der darauf spezialisierten Forschung als konsensfähig zu erweisen. Bei Harald Welzer findet sich beispielsweise die Definition des autobiographischen Gedächtnisses als Prozess, innerhalb dessen „organische Reifungsvorgänge, psychische Entwicklung, soziale Interaktion und kultureller Kontext lediglich verschiedene Aspekte desselben Vorgangs sind“ (Welzer 2002a, 166). Insofern würde sich damit auch jede individuelle Gedächtnisleistung unter den erkenntnistheoretischen Bedingungen des oben beschriebenen Rückgangs in die Vergangenheit behandeln lassen. Indem schon Heidegger davon ausgeht, dass sich jede historische Erschließung ohnehin aus der Zukunft zeitigt, dass jede Darstellung folglich auf die Zukunft zielt – und nicht etwa auf die Gegenwart, die nach seiner Ontologie ohnehin immer nur als schon gerade *vergangen* ins Bewusstsein treten kann –, setzt er auch die Bedingungen für das autobiographi-

⁹ Gestrich untersucht an dieser Stelle auch das hermeneutische Problem der Objektivität, welches sich seit dem Abschied vom Paradigma des Historismus und den Positionen Diltheys besonders im Bereich der Biographieforschung „erneut in unvermittelter Schärfe“ stelle. Er kommt zu dem Ergebnis, dass es zwar keine Lösung des hermeneutischen Dilemmas geben kann, jedoch kommunikationstheoretische Ansätze (er bevorzugt dabei die Methode der „dichten Beschreibung“ von Clifford Geertz) gerade auf diesem Gebiet die vielversprechendsten Optionen der historischen Sozialforschung darstellen. Auch Gestrich betont hier nochmals ausdrücklich, dass „die ‚wissenschaftliche‘ Interpretation [...] der Selbstinterpretation der Akteure nicht überlegen“ sei.

sche Gedächtnis. Auch der erinnernde Rückgang ist nur in seiner Geschichtlichkeit zu verstehen und nachzuvollziehen.

Der Rahmen, in den Koselleck die Erfahrungsverarbeitung als zentrale Komponente seines Modells einspannt, umfasst daher immer auch schon Fragen nach der Erinnerung im Kontext abgestufter Erfahrungsschichtung und Bewusstseinsprägung. Sofern sich aber jedes individuelle Gedächtnis auch immer geschichtlich konstituiert, kommen auch hier die Kategorien Kosellecks, die die Bedingungen möglicher Geschichten setzen, als Determinanten in Frage. Denn „es sind vor allem drei anthropologische Differenzbestimmungen, die für Koselleck die Grundfiguren aller möglichen Geschichten vorgeben“.¹⁰ Hier bedarf es freilich weiterer Ausdifferenzierung, um diese Gegensatzpaare als Kategorien einer historischen Analyse autobiographischer Quellen verwenden zu können. Es wäre dann zu fragen, wie *und* warum sich die Bedingungen individueller Erfahrungssammlung und -verarbeitung innerhalb dieser Meta-Vorgaben verändern und somit nicht nur das ‚gewesene Dasein‘ selbst, sondern gleichzeitig auch die Perspektiven *darauf*, strukturieren. Ein Forschungskonzept vor dem Hintergrund des Zeitschichten-Modells muss also versuchen, sowohl für die individuelle *Lebensdauer* (als zeitlich-endliche Grenze subjektiver Erfahrungsmöglichkeiten in der Spannung zwischen früher und später) eine eigene geschichtliche Zeitlichkeit zu definieren als auch gleichzeitig den individuellen *Lebensraum* (mit den Strukturvorgaben innen/außen, oben/unten) als Ort, an dem sich gesellschaftliche Sozialisation unter bestimmten Bedingungen vollzieht, zu problematisieren. Um noch einmal Hans-Georg Gadamer zu Wort kommen zu lassen:

Lange bevor wir uns selber verstehen, verstehen wir uns auf selbstverständliche Weise in Familie, Gesellschaft und Staat, in denen wir leben. [...] Die Selbstbesinnung des Individuums ist nur ein Flackern im geschlossenen Stromkreis des geschichtlichen Lebens. Darum sind die Vorurteile des einzelnen weit mehr als seine Urteile die geschichtliche Wirklichkeit des Seins. (Gadamer 1975, 261)

Diese Feststellung Gadamers unterstreicht auch noch einmal eindrücklich warum Objektivität allein kein theoretisch zu rechtfertigendes Kriterium sein kann, um damit autobiographische Quellen als unzuverlässiges Material a priori aus dem Forschungsprozess auszuschließen. Diese ‚Vor‘-Urteilsnahme des so verfahrenen Historikers ist – nach den oben ausgeführten erkenntnistheoretischen Positionen – quellenimmanent ohnehin nicht mehr zu begründen. Die Position, dass sich der Objektivitätsgehalt der Forschungsergebnisse analog zur vermeintlichen Objektivität der Quellen benehme, ist demnach nicht mehr haltbar. Im Gegenteil: Gerade der – tatsächliche oder angenommene – subjektive Gehalt bestimmter Quellen (Vorurteile des Einzelnen) lässt sich bei entsprechender theoretischer Vorarbeit und den daraus abgeleiteten methodischen Rahmenbedingungen als überaus erkenntnisfördernd abarbeiten. Mehr noch: Koselleck demonstriert eindrucksvoll in seiner Studie „Terror und Traum“, dass sogar Träume als Quellen für die Geschichtswissenschaft verarbeitet werden können, obwohl doch Träume „am äußersten Ende einer denkbaren Skala historischer Rationali-

¹⁰ Diese werden insbesondere herausgearbeitet von Hofmann 2011, 171 f.: (Früher/Später), (Innen/Außen), (Oben/Unten).

sierbarkeit stehen. Aber streng genommen zeugen Träume von einer unentrinnbaren Faktizität des Fiktiven, auf die sich einzulassen ein Historiker deshalb nicht verzichten sollte.“ Sofern also Träume zwar „keine reale Darstellung der Wirklichkeit bieten“, so gehören sie dennoch unzweifelhaft zur „Wirklichkeit des Lebens“ und können für den Historiker auch „von einer vergangenen Wirklichkeit zeugen“ (Koselleck 1989, 283 f.). Gleiches gilt danach umso mehr für autobiographisches Quellenmaterial. Bei den – im weiteren Forschungsprozess natürlich völlig legitimen und notwendigen – Überlegungen zum Quellenwert autobiographischer Aufzeichnungen geht es dann vielmehr um die *Objektivierbarkeit* auf eine zu formulierende Hypothese hin als um die (wie auch immer definierte) Objektivität der Quelle schlechthin. Besonders durch die auf jeder Seite freizulegenden Vorurteile lässt sich also auf die geschichtliche Gewordenheit eines autobiographisch entworfenen Daseins schließen und zu den Bedingungen *seiner* Geschichten vordringen.

Um derart vorzugehen, bedarf es allerdings eines theoretischen Rahmens, der die Quellen in diesem Sinne zum Sprechen bringen kann, und zwar indem er hilft, die richtigen Fragen an sie zu stellen. Daher soll an dieser Stelle nun zuerst eine graphische Darstellung der Grundstruktur des Zeitschichten-Modells versucht werden, welche vor allen Dingen den Begriff der „Erfahrung“ für die Analyse der autobiographischen Aufzeichnungen Hubert von Ranke's verwendbar macht. Ein angemessener Einstieg scheint mir darin zu liegen, zunächst die von Koselleck definierten drei Arten des Erfahrungsgewinns in einem Modell tatsächlicher Schichtung zusammenzufassen. Erfahrung ist auch im Umfeld autobiographischer Quellen einer der zentralen Begriffe, und die theoretischen Vorüberlegungen die bisher gemacht wurden, sollten dazu beitragen, diesen Begriff im Hinblick auf seinen Erkenntniswert positiv zu besetzen. In der Art, wie Erfahrungen überhaupt gemacht werden, liegt ein erster Zugang zum systematischen Ort des Begriffs innerhalb des Zeitschichtenmodells.

Zum ersten Fall gehören die überraschenden Erfahrungen. Sie sind der klassische Fall von individueller Primärerfahrung; wenngleich auch mehrere Personen daran beteiligt sein können, „prägt diese Art des Erfahrung-Machens jede Person einzeln“ (Koselleck 2003, 34). Im zweiten Fall, der Erfahrung durch Wiederholung, dehnt sich die Zeitspanne des primären Erfahrungsgewinns schon „zu Fristen, die ein Leben gliedern, umordnen oder stabilisieren und deren maximale Spanne der Weg von der Geburt bis zum Tode ist: denn keine Erfahrung lässt sich unmittelbar übertragen. [...] Aber es lässt sich vermuten, daß Erfahrungsfristen in erhöhtem Maße generationsspezifisch sind“. Für Koselleck sind Generationseinheiten der Raum, in dem sich „jede individuelle Geschichte profiliert“, und zwar erstmalig in der Spannung zwischen „Erziehung und Emanzipation“, dann später, indem Eigenerfahrungen beispielsweise im politischen Bereich „je nach Alter und sozialer Zuordnung“ an „ähnliche Erfahrungen der Mitmenschen zurückgebunden“ werden (Koselleck 2003, 35). Biographische Sozialisation spielt sich demnach vor allen Dingen innerhalb eines generationellen Rahmens ab, dessen personelle Interdependenzen festlegen, wie subjektive Eigenerfahrungen mittel- und langfristig eingeordnet werden und so zum Erfahrungsgewinn beitragen. Bis hierhin laufen individuelle und generationell verarbeitete Primärerfahrung „insoweit synchron, als sie an die zusammenlebenden Generationen zurückgebunden bleiben. [...] Der dritte Fall des langfristigen Systemwandels ist strikt diachron, in generationsübergreifenden Sequenzen angelegt, die sich der unmittelbaren Erfahrung entziehen“. Jeder Zugriff darauf erfordert zwingend den Einsatz

von historischen Methoden, da er innerhalb der jeweiligen Generationseinheiten gar nicht mehr interpersonal nachvollziehbar ist. Aber auch auf die beiden ersten Ebenen des Erfahrungswandels wirkt diese dritte Form ein, indem sie die langfristigen Bedingungen möglicher Geschichten setzt, die als „Hintergrunderfahrung präsent“ bleiben (Koselleck 2003, 38).

Für Erfahrungsgewinn und Erfahrungswandel stellt das Zeitschichten-Modell somit schon einmal drei wesensartig verschiedene Zeitebenen bereit, die allerdings nicht starr nebeneinander stehen, sondern vielmehr mit unterschiedlicher Geschwindigkeit einzeln oder im Zusammenfluss an die Oberfläche treten. Eine geeignete Form der Analyse wird sich daher an weiteren Kriterien, jeweils durch alle drei Erfahrungsschichten hindurch, orientieren müssen. Der Grund, warum Geschichte überhaupt begreifbar ist, liegt für Koselleck aber in der Tatsache, dass sich „Erfahrungsweisen selber strukturell wiederholen“:

Es gibt also, anthropologisch gesehen, dauerhafte und langfristige Strukturen, in denen die Bedingungen möglicher Einzelgeschichten angelegt und enthalten sind. Diese Bedingungen [...] sind zwar zunächst theoretisch, metahistorisch zu definieren und dann methodisch zu handhaben, aber sie gehören ebenso zur wirklichen Geschichte wie die einmaligen Überraschungen, die die jeweils konkreten Geschichten aus sich hervortreiben. (Koselleck 2003, 66)

Die Vorüberlegung zu den drei Arten der Erfahrungsschichtung entpuppt sich somit endgültig als Schichtmodell mit immanent unterschiedlichen Geschwindigkeiten. Die folgende graphische Darstellung soll ein erstes Grundmodell für die Quellenanalyse autobiographischer Aufzeichnungen bereitstellen, indem es diese drei Erfahrungsschichten und deren Geschwindigkeiten aufeinander bezieht. Dieser Meta-Rahmen wird dann sukzessive um weitere Analyseebenen ergänzt werden.

Dieses Grundmodell beinhaltet zunächst einmal die wesentlichen Determinanten der Erfahrungsschichtung, die innerhalb einer Lebensspanne zu beobachten sind. Die „Null-Achsen“ stellen innerhalb jeder Zeitschicht die „Lebensachse“ dar, die in unterschiedlicher Frequenz von den „Ereigniswellen“ geschnitten werden. An jedem dieser Schnittpunkte wird dann die subjektive Primärerfahrung ausgelöst. Die Richtung der Wellen ist dabei ohne Bedeutung für das Modell, so dass man den Eintritt der jeweiligen Überraschung, Wiederholung etc. auch mit einem anderen Symbolen markieren könnte. Die von Zeitschicht zu Zeitschicht differente Wellenfrequenz verdeutlicht meiner Ansicht nach jedoch etwas anschaulicher den temporalen Charakter der drei Erfahrungsarten. Wobei man sicher darüber diskutieren kann, ob die Überraschungen der ersten Zeitschicht überhaupt als untereinander verbundene Wellenfrequenz dargestellt werden sollten, da diese doch nach Koselleck durch Einmaligkeit und Unwiederholbarkeit gekennzeichnet sind. Für eine Darstellung in Wellenform spricht jedoch auch die Tatsache, dass erstens diese einmaligen Überraschungen innerhalb des generationellen Kontextes verarbeitet werden und damit auch mit den wiederholbaren Erfahrungen der zweiten Zeitschicht zumindest stellenweise zusammenfließen können. Und zweitens, dass immer wieder auch einmalige Ereignisse als Episoden in die

spätere autobiographische Darstellung miteingebunden werden und somit durchaus ihre Funktion in der narrativen Textgestaltung übernehmen.¹¹

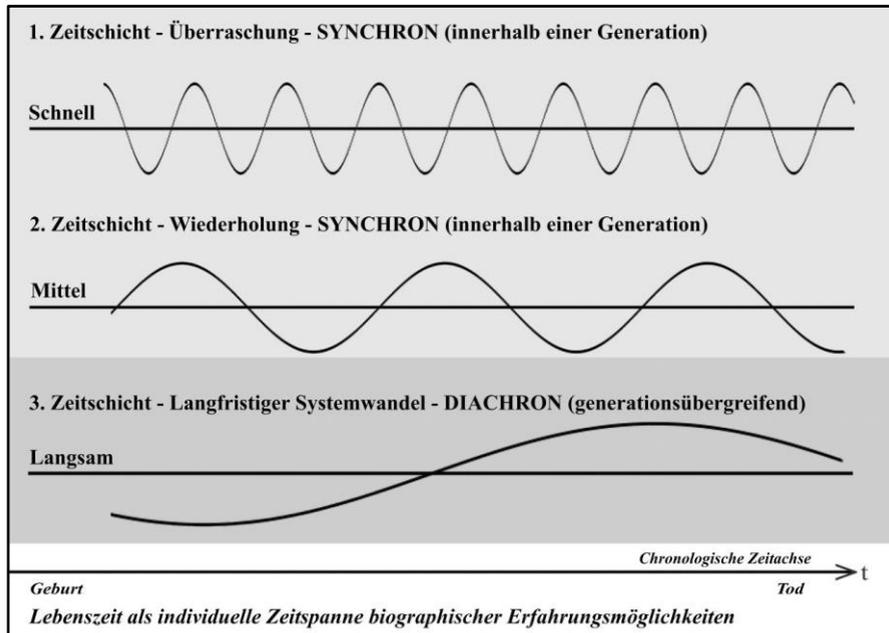


Abb. 1: Die drei Arten des Erfahrungsgewinns in ihrer temporären Struktur

Um diese sprachliche Konstruktionsleistung des Autobiographen in den Griff zu bekommen, bedarf es dann auf der formalen Ebene der Textkritik zusätzlicher Topoi aus dem Bereich der Narratologie. Von Seiten der Literaturwissenschaft wird daher betont, dass in dem Maße, in dem „die autobiographische Rekonstruktion ihren eigenen Notwendigkeiten und Gesetzmäßigkeiten folgt [...] man durchaus auch von ‚Konstruktion‘ sprechen“ kann. Dann wird „[d]er mediale Prozess der Erinnerung, der im Strukturzusammenhang der Autobiographie immer schon ein sprachlicher ist [...] zum vordringlichen Konstitutionselement der autobiographischen Fiktionalität“ (Wagner-Egelhaaf 2005, 13). Auch bei Koselleck gerät die sprachliche Ebene der Konstruktion nicht aus dem Blick, aber aus seiner Sicht sind erlebtes Ereignis *und* dessen Verarbeitung (auch die sprachliche) zuerst einmal als zwei Seiten derselben Münze zu behandeln. Eine Erzähltextanalyse autobiographischer Quellen sollte, nach Koselleck, daher innerhalb des methodischen Rahmens durchgeführt werden, den das Modell für die unterschiedlichen temporalen Strukturen bereitstellt und der dabei auch – wie weiter oben gefordert – den Bereich Erinnerung und Gedächtnis problematisiert. Dazu sind weitere Modifikationen notwendig, die das dreistufige Grundmodell erheblich ausdifferenzieren und auf historische Untersuchungsfragen hin anwendbar machen. Konkret: die Bedingungen offenzulegen, unter denen Erfahrungen zu Geschichten werden.

¹¹ Vgl. dazu Schlegelmilch 2011, 7 ff.: Zur „episodischen Erzählung als narratives Gestaltungselement“.

6. Synchrone und Diachrone Faktoren der Bewusstseinsbildung

In der „Erfahrung“ fließen sowohl das Erlebnis selbst in seiner Unmittelbarkeit als auch die Erinnerung daran zusammen. An dieser Stelle soll der Erfahrungsbegriff – im Bemühen, daraus analytische Kategorien abzuleiten – nochmals genauer in seiner Doppeldeutigkeit ausdifferenziert werden: Erfahrung meint hier nämlich mehr als nur das Erlebnis eines Ereignisses, sondern umfasst auch schon die erste Stufe von dessen Verarbeitung. Anders gewendet: Das Ereignis läuft zwangsläufig dem Erlebnis voraus. Zur Erfahrung wird die Summe von Ereignissen und Erlebnissen dadurch, dass sich diese innerhalb von *Ereignisstrukturen* vollziehen, die „auf gemeinsame Bewusstseinsprägung schließen lassen“. Weitere Erfahrungen treten hinzu, verändern das Bewusstsein aufs Neue und wirken zurück auf „Verhaltensweisen, Einstellungen und das Bewußtsein davon [...] was freilich nicht zwingend so sein muß.“ Am Beispiel der Wirkung der beiden Weltkriege auf das soziale Bewusstsein entfaltet Koselleck nun ein Kategorienfeld, das ermöglichen soll analytisch zwischen dem Ereignis selbst und seinen Folgen zu unterscheiden, wenngleich beides zunächst in der „Erfahrung der Betroffenen unmittelbar zusammen“ gehört. Hier liegt die methodische Herausforderung für den Historiker, und es gilt zu differenzieren, ob eine Bewusstseinsveränderung aus dem Ereignis selbst resultiert oder eher aus seinen Folgewirkungen. Als Lösung dieses Dilemmas bietet Koselleck die Unterscheidung zwischen „synchronen“ und „diachronen Faktoren der Bewusstseinsprägung“ an, wie er in seinem Aufsatz, „Erinnerungsschleusen und Erfahrungsschichten – Der Einfluß der beiden Weltkriege auf das soziale Bewußtsein“ erläutert (Koselleck 2003, 265-275).

Die nachfolgende Graphik ist nun der Versuch, diese Faktoren in ihrer Wirkung auf das Bewusstsein vereinfacht abzubilden und damit Kategorien für die weitere Arbeit mit autobiographischen Quellen zu beschreiben.



Abb. 2: Synchrone und diachrone Faktoren am Beispiel der Kriegserinnerungen

Bis sich also so etwas wie eine erste (aber lebenslang wandelbare und daher nie endgültige) Kriegserinnerung manifestiert, durchläuft das Bewusstsein jedes Menschen, der (wie im Fall Ranke) einen der Weltkriege des 20. Jahrhunderts erlebt hat, eine Reihe von Stationen, deren Wirksamkeit auf die persönliche Bewusstseinsbildung von einer Reihe weiterer Faktoren abhängig ist. Bereits in dem hier als Vorkriegszeit bezeichneten Erfahrungsraum werden Faktoren wirksam (Faktorenreihe I), die den Kriegereignissen und ihrer Verarbeitung vorausliegen. „Sie stellen die Möglichkeit bereit, wie und welche Erfahrungen gemacht werden können, sie bedingen und begrenzen sie zugleich“ (Koselleck 2003, 267). Schon an dieser Stelle wird deutlich, dass es sich dabei um Faktoren handelt, die im wissenschaftlichen Forschungsgang vorwiegend in den Bereich sozialisationstheoretischer Aufarbeitung fallen, gerade auch weil sie „in der Empirie nur gebündelt und schwer unterscheidbar auftauchen“ (ebd.).

Hier liegt gewissermaßen das Scharnier, welches das Zeitschichten-Modell im Bereich der Autobiographieforschung – als Modell zeitlich und räumlich abgestufter Erfahrung – mit dem analytischen Potential von Sozialisationstheorien verbindet. In der Summe ihres Zusammenwirkens justieren also die sechs Sozialisationsfaktoren des gesellschaftlichen und politischen Bereichs, unter denen Koselleck hier differenziert, den ersten Erfahrungsfiler (Erfahrungsfiler I), dem alle kommenden Ereignisse und Erlebnisse der Kriegszeit chronologisch *und* im „Strom des Bewußtseins“ nachgeordnet sind (Koselleck/Gadamer 2003, 273). Bevor also die „Primärerfahrungen“ des Krieges ihre Prägekraft auf das Bewusstsein entfalten können, müssen diese zuerst „in historisch gegebene Erfahrungsmöglichkeiten einrast[en]“ (Koselleck 2003, 271). Dabei sind die vorgegebenen sechs Faktoren in jedem Fall in einem ersten Schritt abzuarbeiten, noch bevor die subjektiven Kriegserlebnisse ihrerseits auf ihren bewusstseinsprägenden Gehalt hin befragt werden. Hier bewegen sich die Begriffe Kosellecks im Übrigen weitgehend analog zu den Topoi der Gedächtnisforschung, wie sie Aleida Assmann zuletzt dargestellt hat. Zuerst prägend „spielt das Familiengedächtnis eine besondere Rolle, das zum Teil perspektivisch gebrochen ist [...]. Die Grenze zwischen dem was selbst erlebt ist und was einem von anderen erzählt wurde, wird dabei durchlässig“ (Assmann 2006, 206). Aber alles, was innerhalb dieses Rahmens erlebt wurde, sickert gewissermaßen, unterschiedlich dosiert (je nach perspektivischer Brechung), in den individuellen Erfahrungshaushalt ein und stellt so den ersten Erfahrungsfiler ein, durch den dann alle neuen Erlebnisse (hier die Kriegserlebnisse) erst hindurch fließen müssen, um auf das Bewusstsein zu wirken. Aber auch hinter dem Filter werden die Primärerfahrungen der Kriegserlebnisse dann innerhalb von Strukturen verarbeitet, die „gemeinsame Bewußtseinlagen stiften“, also einen Raum gemeinschaftlicher Verinnerlichung des Erlebten bereitstellen (Koselleck 2003, 266). Diese Konstellationen der „Kriegszeit“ korrelieren zusätzlich noch mit den Aufgaben- und Tätigkeitsbereichen, die in direkter Verbindung mit dem Krieg selbst stehen, den „kriegsbedingten Funktionen“ – in der Grafik im weißen Kreis dargestellt (Koselleck 2003, 270).

Spätestens an dieser Stelle wird deutlich, dass sich eine scharfe analytische Trennung der verschiedenen Faktorenreihen in der Forschungspraxis kaum durchhalten lässt, da immer von einer Wechselwirkung ausgegangen werden muss. Zusammengekommen regulieren diese Interdependenzen dann auch den zweiten Erfahrungsfiler (Erfahrungsfiler II), der das Bewusstsein im Übergang in die Nachkriegszeit for-

miert. Bevor aber der Bereich diachroner Faktoren erreicht wird, muss die zentrale Frage geklärt werden, in welchem Verhältnis die Faktoren im Bereich synchroner Bewusstseinsbildung (Faktorenreihe I und II) zueinander stehen; ob man eher den sozialen Vorprägungen oder vielmehr den Primärerlebnissen des Krieges – die sich in gemeinsamen Strukturen vollziehen – mehr Gewicht zumessen muss. Diese zweifellos schwierig durchzuführende Analyse wird sich nach Koselleck am besten bewältigen lassen, wenn darin die „kriegsbedingten Funktionen“ gewissermaßen als Zünglein an der Waage fungieren. „[W]enn der zweite analytische Schnitt die bewußtseinsändernde Kraft all der Funktionen ausmißt, die nur im Kriege und vom Krieg allein hervorgerufen sind und die ihrerseits die gesellschaftlichen Vorgaben verändert und zugleich die Kriegsereignisse ermöglicht haben“ (Koselleck 2003, 272).

Ein Beispiel soll diese Überlegung Kosellecks verdeutlichen: Ob jemand als jugendlicher Flakhelfer noch 1945, gewissermaßen in letzter Minute, rekrutiert wurde und wie er seine Tätigkeit (als kriegsbedingte Funktion) in den Tagen seines Einsatzes eingeordnet hat, hängt dann erstens ganz maßgeblich davon ab, welche Sozialisationsfaktoren bis dahin wirksam geworden sind, ihn gleichsam vorgeprägt haben, und zweitens innerhalb welcher kriegsbedingter Strukturen sich gemeinsame Bewusstseinslagen ausgebildet haben. Dementsprechend wird er seinen Einsatz in damaliger aktueller Perspektive möglicherweise durchaus positiv bewertet haben; und er wird – auch das sei hier unterstellt – seine eigentliche Kriegserinnerung nicht von diesen Vorgaben freihalten können, wenn er Jahre später versucht, diese Zeit rückblickend aufzuarbeiten. Dann wird der subjektiv empfundene, heroische Gehalt der Primärerlebnisse auch in der Kriegserinnerung noch zum Tragen kommen und in „sprachlicher Rückübersetzung“ (Koselleck 2003, 273) – beispielsweise in seinen autobiographischen Aufzeichnungen – als Subtext zu Tage treten, auch wenn das leitende Narrativ seiner Darstellung unter ganz anderen Vorzeichen steht. Aber auch in dem dann erreichten Komplex diachroner Bewusstseinsbildung werden wiederum – hier aus den Kriegsfolgen resultierende – Strukturen wirksam, die die Erinnerung abermals überformen. Das Narrativ zum Zeitpunkt der Niederschrift wird dann beispielsweise dadurch beeinflusst, ob derjenige, der sich erinnert, zu den Siegern oder Besiegten des Krieges gehört; zu den Opfern oder Tätern, etc., um nur zwei der möglichen asymmetrischen Begriffspaare zu nennen, zwischen denen jenes Spannungsfeld entsteht, in welchem die Kriegserinnerung vorläufige Gestalt annimmt¹² – oder anders gesagt: in welchem Erfahrungen zu Geschichten werden.

Geschichten ereignen sich nur deshalb, weil die in ihnen angelegten Möglichkeiten weiter reichen, als sie hinterher eingelöst werden können. Dieser Überschuß von Möglichkeiten muß abgearbeitet werden, um etwas ‚in der Zeit‘ verwirklichen zu können. Deshalb bedarf es der Oppositionsbestimmungen, die jene zeitliche Endlichkeit hervortreiben, in deren Horizont sich Spannungen, Konflikte, Brüche, Inkonsistenzen auf tun, die situativ immer uneinlösbar bleiben, aber an deren diachroner Lösung sich alle Handlungseinheiten beteiligen und betätigen müssen, sei es um weiterzuleben, sei es, um darüber unterzuge-

¹² Vgl. dazu auch den Aufbau in Assmann 2006, 62 ff. Dort entfaltet Assmann ihre Überlegungen zur Entstehung eines kollektiven Gedächtnisses weitgehend an den Koselleck'schen Oppositionspaaren (Sieger/Besiegte), (Opfer/Täter) etc., die jeweils unterschiedliche Erinnerungsnarrative aus sich hervorbringen.

hen. [...] sie (die Oppositionsbestimmungen, Anm. d. Verf.) bleiben konstitutiv für Entstehung, Verlauf und Wirksamkeit von Geschichten. (Koselleck 2003, 110)

Um die Anschlussfähigkeit des Koselleck'schen Modells nochmals zu unterstreichen, soll an dieser Stelle auch noch einmal auf die umfangreichen Arbeiten Harald Welzers zur Entstehung des autobiographischen Gedächtnisses verwiesen werden, der zu vergleichbaren Ergebnissen kommt. Demnach „haben wir es bei der Gedächtnisentwicklung prinzipiell nicht mit einem autonom ablaufenden biologischen Vorgang zu tun, sondern mit einem biologischen Prozeß, der nach Maßgabe sozialer und kultureller Determinanten geformt und in sozialer Interaktion gestaltet wird. Mit einer solchen Sicht auf die Erfahrungsabhängigkeit der Gehirnentwicklung selbst, können wir weder das Gehirn, noch das Gedächtnis, noch gar das Bewußtsein als etwas konstitutiv Individuelles verstehen“ (Welzer 2002a, 166).

Man kann nun davon ausgehen, dass sich in autobiographischen Aufzeichnungen, die sich die Darstellung des eigenen Lebens – beispielsweise in jenen Jahren der Vorkriegs, Kriegs- und Nachkriegszeit – zum Ziel gesetzt haben, die Interdependenz räumlicher und zeitlicher Perspektiven, synchroner und diachroner Faktoren analog zur Formung einer subjektiven Kriegserinnerung niedergeschlagen hat. Die individuelle, erfahrungsgeschichtliche Seite autobiographischer Aufzeichnungen durchläuft einen – im Hinblick darauf, wie interdependente Faktoren im Modellverlauf das Bewusstsein formen – durchaus parallelen Entstehungsprozess. Überhaupt kann von einer „narrativen Standardisierung von Erlebniszusammenhängen“ ausgegangen werden, in denen sich gruppen- und generationspezifische Erfahrungen verdichten“ (Assmann 2006, 206).

Gerade der politisch-utopische Projektionsraum vergrößerte sich seit Ende des 19. Jahrhunderts mit derartigen Intensität, dass man erwarten kann, dass jede autobiographische Aufzeichnung diesem Zeitgefühl in irgendeiner Art Ausdruck verliehen haben muss. Sei es in der Art der narrativen Verarbeitung, des Konstruierens von Zusammenhängen und Kausalitäten oder auch anhand der absichtlichen Auslassungen, soweit man diesen auf die Spur kommen kann. Einer der von Koselleck selbst genannten Analyseschwerpunkte, an denen sich eine historische Analyse von Autobiographien dann abzarbeiten hätte, ist damit genannt. Es handelt sich um die Bestimmung des Verhältnisses der Sozialisationsfaktoren zur Primärerfahrung des Grenzerlebnisses selbst und die sprachliche Rückübersetzung aus der Erinnerung heraus, eingebettet in den Versuch diachroner Aufarbeitung der Folgen.

Abschließend soll noch versucht werden, diesen Analyseschwerpunkt methodisch kurz einzuordnen und zu erläutern, welche Anforderungen sich daraus im Hinblick auf die Arbeit mit autobiographischen Quellen ergeben. Dabei möchte ich darauf hinweisen, dass trotz aller bisher eingeforderten theoretischen Stringenz (die im Sinne der erkenntnistheoretischen Aufwertung autobiographischer Quellen im Rahmen des Zeitschichten-Modells durchaus notwendig ist) die methodischen Instrumente der Quellenanalyse in keinem Fall als „ein dogmatisiertes Ideengerüst deduktionistisch an Individuen heranzutragen“ sind. Ganz im Sinne von Platos darf eine differenzierte Methodik – auch wie sie hier im Rahmen der Koselleck'schen Historik bisher entwickelt wurde – nicht dazu führen, dass die Quellen letztendlich „nur als Illustrationen für anderswo gewonnene These dienen“ (v. Plato 2009/2010, 31). Die weiter oben

getroffenen Feststellung, dass der grundsätzliche, subjektive Gehalt autobiographischer Quellen deren Erkenntniswert für die historische Forschung nicht a priori mindert – sofern man ihn erst theoretisch (hier mit dem Zeitschichten-Modell) und in dessen Rahmen dann auch methodisch angemessen zu handhaben versteht – soll im Weiteren durchaus als Hinweis auf eine gewisse Offenheit des Verfahrens verstanden werden. Gerade hier bieten sich, meiner Ansicht nach, vielfältige Anknüpfungspunkte an das Modell Kosellecks, da sich die dort beschriebenen Kategorien immer noch inhaltlich und fallbezogen hinreichend individualisieren lassen, um eben nicht in die Falle eines theoretischen Dogmatismus zu tappen. Anders gesagt: Das Zeitschichten-Modell stellt auf einer Meta-Ebene zwar Kategorien bereit, welche die Bedingungen möglicher Geschichten aufzeigen können, aber die daraus dann tatsächlich entstandenen (und autobiographisch konstruierten) Geschichten sind ganz im Sinne der Multiperspektivität des Kollektivsingulars Geschichte in jedem Fall in ihrem individuellen Gehalt zu würdigen.

7. Fazit

Ein an dem Paradigma der Erfahrungsschichtung ausgerichtetes Modell über Autobiographien ist in der Lage, die Verflechtungen von Schreibgegenwart, erlebter und erinnelter Vergangenheit sowie deren retrospektive Konstruktion in Form der eigenen Biographie eingehend in Beziehung zu setzen. Die autobiographischen Quellen können somit in ihrer komplexen Mehrdimensionalität aufgeschlüsselt und für genuin historische Fragestellungen – auch mit der Verfeinerung des Analyserasters durch sozialisationstheoretische Ansätze – nutzbar gemacht werden. Vor dem Hintergrund des Zeitschichten-Modells wird es möglich, einen theoretischen Meta-Rahmen zu setzen, innerhalb dessen Erfahrungssammlung, -schichtung und -verarbeitung analysiert werden kann, zumal dessen Anschlussfähigkeit an spezifische sozialwissenschaftliche Theorien hier deutlich geworden sein dürfte.

Für die Untersuchung der autobiographischen Selbstzeugnisse Hubert von Rankes hat sich diese Konzeption als durchaus erkenntnisfördernd erwiesen. Demnach sind bestimmte Zeitabschnitte eines Lebenslaufs erst dann der autobiographischen Retrospektive geöffnet, wenn die Geschichtlichkeit des eigenen Lebens an einem bestimmten Punkt auch die Maßstäbe für ihre Bewertung mit hervorgebracht hat. Es müssen Kriterien hinzukommen, die eine Rekonstruktion früherer synchroner Faktoren mit sprachlichen Mitteln erst bedingen. Insofern ist sicherlich einer dieser Maßstäbe immer in der schreibgegenwärtigen Kommunikationssituation des Autors zu suchen. Besonders dann, wenn es im Fall von Kriegserinnerungen im Kontext öffentlich ausgetragener und moralisch aufgeladener Erinnerungskonkurrenzen um die nachträgliche Bewertung bestimmter historischer Ereignisse und Zeiträume geht, also jene überindividuellen Bedingungsfaktoren autobiographischen Schreibens ins Spiel kommen, die als Deutungsangebot nicht selten den Widerspruch des Autobiographen herausfordern und dann zugleich wesentlicher Schreib Anlass unter dem Paradigma der nachträglichen Rechtfertigung des eigenen früheren Tuns und Erlebens sind. Die Primärerfahrung des Autobiographen meldet ihren Einspruch an, und mit dem Schreiben über die eigene Vergangenheit ist unter diesen sozialkommunikativen Bedingungen dann auch immer schon eine Vorentscheidung für bestimmte Narrative verbunden.

LITERATUR

- Assmann, Aleida (2006): *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*. Lizenzausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn.
- Bindrich, Oswald und Susanne Römer (1991): *Beppo Römer. Ein Leben zwischen Revolution und Nation*, Berlin.
- Coppi, Hans et al. (2001): *Aufbruch. Dokumentation einer Zeitschrift zwischen den Fronten*, Koblenz.
- Delacor, Regina M. (1999): „Auslieferung auf Verlangen“? Der deutsch-französische Waffenstillstandsvertrag 1940 und das Schicksal der sozialdemokratischen Exilpolitiker Rudolf Breitscheid und Rudolf Hilferding, in: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte*, 47. Jg., 217-242.
- Depkat, Volker (2003): *Autobiographie und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit*, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 29. Jg., 441-476.
- Depkat, Volker (2004): *Nicht die Materialien sind das Problem, sondern die Fragen, die man stellt. Zum Quellenwert von Autobiographien für die historische Forschung*, in: Thoman Rathmann und Nikolaus Wegmann (Hg.): „Quelle“. *Zwischen Ursprung und Konstrukt. Ein Leitbegriff in der Diskussion*, Berlin, 102-117.
- Depkat, Volker (2007): *Lebenswenden und Zeitenwenden. Deutsche Politiker und die Erfahrungen des 20. Jahrhunderts*, München.
- Depkat, Volker (2010a): *Plädoyer für eine kommunikationspragmatische Erneuerung der Quellenkunde*, in: Patrick Merziger et al. (Hg.): *Geschichte, Öffentlichkeit, Kommunikation. Festschrift für Bernd Sösemann zum 65. Geburtstag*. Stuttgart, 205-221.
- Depkat, Volker (2010b): *Zum Stand und zu den Perspektiven der Autobiographieforschung in der Geschichtswissenschaft*, in: *BIOS-Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, 23. Jg., 170-187.
- Dilthey, Wilhelm (1981): *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*, Frankfurt a. M.
- Enzensberger, Hans Magnus (2008): *Hammerstein oder der Eigensinn. Eine deutsche Geschichte*, Frankfurt a.M.
- Gadamer, Hans-Georg (1975): *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*, Tübingen.
- Gestrich, Andreas (1988): *Einleitung: Sozialhistorische Biographieforschung*, in: Andreas Gestrich (Hg.): *Biographie – sozialgeschichtlich*, Göttingen, 5-28.
- Heidegger, Martin (1979): *Sein und Zeit*, Tübingen.
- Heinze, Carsten (2007): *Der paratextuelle Aufbau der Autobiographie*, in: *BIOS-Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, 20. Jg., 19-39.
- Heinze, Carsten (2010a): *Autobiographie und zeitgeschichtliche Erfahrung. Über autobiographisches Schreiben und Erinnern in sozialkommunikativen Kontexten*, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 36. Jg., 93-128.
- Heinze, Carsten (2010b): *Zum Stand und zu den Perspektiven der Autobiographie in der Soziologie. Sozialkommunikative Konzepte zur Beschreibung einer literarischen Gattung*, in: *BIOS-Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, 23. Jg., 201-231.
- Heinze, Carsten und Arthur Schlegelmilch (2010): *Autobiographie und Zeitgeschichte. Einleitung*, in: *BIOS-Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, 23. Jg., 167-169.
- Hoffmann, Stefan-Ludwig (2011): *Zur Anthropologie geschichtlicher Erfahrungen bei Reinhart Koselleck und Hannah Arendt*, in: Hans Joas und Peter Vogt (Hg.): *Begriffene Geschichte. Beiträge zum Werk Reinhart Kosellecks*, Berlin, 171-204.
- Holdenried, Michaela (2000): *Autobiographie*, Stuttgart.

- Institut für Zeitgeschichte – München (1981): Ranke, Hubert von, Journalist, Schriftsteller. Korrespondenzen, Aufzeichnungen, unveröffentlichte Manuskripte, Nachlass ED 161/1-13.
- Joas, Hans und Peter Vogt (Hg.) (2011): *Begriffene Geschichte*. Beiträge zum Werk Reinhart Kosellecks, Berlin.
- Koselleck, Reinhart (1975): *Geschichte, Historie*, in: Otto Brunner, Werner Conze und Reinhart Koselleck (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe*. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Stuttgart, 647-715.
- Koselleck, Reinhart (1989): *Vergangene Zukunft*. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt a.M.
- Koselleck, Reinhart (2003): *Zeitschichten*. Studien zur Historik, mit einem Beitrag von Hans-Georg Gadamer, Frankfurt a.M.
- Markowitsch, Hans J. (2002): *Autobiographisches Gedächtnis aus neurowissenschaftlicher Sicht*, in: BIOS-Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 15. Jg., 187-201.
- Plato, Alexander von (2009/2010): *Geschichte und Psychologie – Oral History und Psychoanalyse*. Problemaufriss und Literaturüberblick, in: Alexander von Plato und Almut Leh: *Studienbrief Erfahrungsgeschichte*, Kurseinheit 1: *Erfahrungsgeschichte als Konzept*, Historisches Institut, FernUniversität in Hagen, 8-47.
- Schlegelmilch, Arthur (2011): *Politische „Grenzgänger“ in der Viersektorenstadt Berlin (1945-1948)*. Überlegungen zu einer historischen Quellenkritik der Autobiographie, in: *Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen* (Hg.): *Biografische Ansätze zur Geschichte der Arbeiterbewegung im 20. Jahrhundert*, Essen, 51-72.
- Tossdorf, Reiner (1993): *Ein Moskauer Prozess in Barcelona*. Die Verfolgung der POUM und ihre internationale Bedeutung, in: Hermann Weber und Dietrich Staritz (Hg.): *Kommunisten verfolgen Kommunisten*. Stalinistischer Terror und „Säuberungen“ in den kommunistischen Parteien Europas seit den dreissiger Jahren: Beiträge des Internationalen wissenschaftlichen Symposiums an der Universität Mannheim „Weisse Flecken“ in der Geschichte des Weltkommunismus vom 22. bis 25. Februar 1992, Berlin, 193-216.
- Wagner-Egelhaaf, Martina (2005): *Autobiographie*, Stuttgart.
- Welzer, Harald (2002a): *Die Entwicklung des autobiographischen Gedächtnisses – ein Thema für die Biographieforschung*, in: BIOS-Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 15. Jg., 163-168.
- Welzer, Harald (2002b): *Was ist das autobiographische Gedächtnis, und wie entsteht es?*, in: BIOS-Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen 15. Jg., 169-186.
- Welzer, Harald (2008): *Das kommunikative Gedächtnis*. Eine Theorie der Erinnerung. München.

Gemeinsam einsam?

Ein Vergleich „polnischer Holocaustkinder“ und
„ostpreußischer Wolfskinder“

Marta Ansilewska und Christopher Spatz

Zusammenfassung

Ausgehend von zwei Promotionsprojekten wird die Frage gestellt, welche Erfahrungen polnische Holocaustkinder und ostpreußische Wolfskinder trotz ihrer unterschiedlichen Herkunft teilen, welcher Strategien sie sich beim Erzählen ihrer Lebensgeschichte bedienen und welche Intention diesen zugrunde liegt.

Der Aufsatz kommt zu dem Ergebnis, dass beide Gruppen ähnliche Erzählstränge und Lebensnarrative verwenden und über Erfahrungsräume verfügen, die sich erstaunlich stark überschneiden. Zentraler Punkt sowohl bei Holocaustkindern als auch bei Wolfskindern ist die Einsamkeit, die aus den Verlust-, Gewalt- und Isolationserfahrungen der Kriegs- bzw. unmittelbaren Nachkriegszeit resultiert und von mannigfaltig erlebter Geringschätzung des eigenen Schicksals und vom Nicht-gehört-werden-Wollen in den polnischen bzw. sowjetlitauischen und deutschen Nachkriegsgesellschaften potenziert wurde.

1. Einleitung

Sie heißen Janina und Christel, Jerzy und Günter, Joanna und Helga, Ludwik und Manfred. Joanna hat ihren wirklichen Geburtsnamen allerdings nie erfahren, Manfred hieß zwischendurch ein halbes Jahrhundert lang Vincas, Ludwik besucht als älterer Herr die Psychotherapie, und Christel wird heute noch allnächtlich von Bildern ihres verhungerten Bruders geweckt.

Geboren sind sie zwischen 1932 und 1945, in Warschau, Königsberg, Lemberg und Tilsit. Sie alle stammen aus dem östlichen Mitteleuropa und wären in fundamental andere Leben hineingewachsen, wenn die Nationalsozialisten nicht ihren Vernichtungsfeldzug im Osten geführt hätten.

Doch Janina, Jerzy, Joanna und Ludwik durften ab 1939 nicht mehr die sein, als die sie zur Welt gekommen waren, Christel, Günter, Helga und Manfred erging es ab 1945 ebenfalls so. Die einen wurden in Polen unter deutscher Besatzung als Juden stigmatisiert, verfolgt und für die Vernichtung vorgesehen. Die anderen waren Kinder aus ebendiesem deutschen Volk und auf sich alleine gestellt, nachdem ihre Väter in Gefangenschaft geraten waren und ihre Mütter in Folge der russischen Okkupation Ostpreußens ihr Leben verloren hatten.

Ausgehend von unseren Promotionsvorhaben stellen wir uns die Frage, welche Erfahrungen diese Kinder trotz ihrer unterschiedlichen Herkunft teilen, welcher Strategie

gien sie sich beim Erzählen ihrer Lebensgeschichte bedienen und welche Intention diesen zugrunde liegt.¹

Wir knüpfen damit an Forschungen zum Thema Kriegskinder an, die seit einigen Jahren sowohl in den Sozial- und Geisteswissenschaften als auch in der Medizin und Psychologie erhebliche Fortschritte erzielen konnten. (z.B. Keilson 1999; Muhtz et al. 2011; Reulecke/Seegers 2009), aber eben auch noch zahlreiche Fragen unbeantwortet ließen.

Klassische Schriftquellen führen in diesem Falle nur bedingt weiter, weil sie nicht bzw. nur in geringem Umfang vorliegen. Zur Nachzeichnung der Mentalitäts- und Identitätsgeschichte von Holocaustkindern und Wolfskindern bietet sich daher die Methode der Zeitzeugenbefragung in hervorgehobener Weise an.

Zum einen wird mit ihrer Hilfe überhaupt erst eine Quellenbasis geschaffen, wo aufgrund von Krieg, Verfolgung und Zwangsassimilierung keine oder nur lückenhaft schriftliche Dokumente entstehen konnten und/oder überliefert wurden. Zum anderen bieten die Interviews die Chance, Selbsteutungen einzelner Mitglieder dieser Gruppen sichtbar zu machen, indem „die erinnerungsbedingten Verschiebungen, das Ineinanderfließen von vergangenen Erlebnissen und gegenwärtiger Befindlichkeit und die Versuche der sich erinnernden Person, sich im Interview in ein möglichst positives Licht zu rücken“ (Dejung 2008, 106) analysiert und in den jeweiligen gruppenbiographischen Zusammenhang gesetzt werden.

Bis in die 1990er Jahre ließen Wissenschaftler Schoah-Überlebende, die im Zweiten Weltkrieg noch Kinder gewesen waren, für Zeitzeugenprojekte außer Acht, da sie meinten, diese Personen seien zu jung gewesen, um glaubwürdige Informationen über den Völkermord vermitteln zu können. (vgl. Friedmann et al. 1999, 39) Inzwischen sind die mündlichen Berichte von Holocaustkindern jedoch zu durchaus anerkannten Quellen bei der Erforschung der Schoah geworden.²

Insbesondere für die Zeit des Zweiten Weltkriegs wurden die Auswirkungen des Überlebens unter falscher Identität auf das religiöse und nationale Selbstverständnis der polnischen Holocaustkinder von der Forschung bisher thematisiert. Die Frage nach ihrer Identität in der weiteren Nachkriegszeit ist angesichts der mangelnden schriftlichen Quellen und zahlreichen methodologischen Probleme jedoch bis heute nur fragmentarisch erforscht. Diese Lücke versucht die Dissertation von Marta Ansilewska zu schließen, indem sie nicht nur Identitätsschwankungen der polnischen Holocaustkinder während der Besatzungszeit untersucht, sondern auch ihre Identitätsprobleme in den folgenden Jahrzehnten und im heutigen Polen analysiert.

Die bisher editierten deutschsprachigen Zeitzeugenberichte aus dem nördlichen Nachkriegsostpreußen und Nachkriegslitauen berühren die damaligen Erfahrungsräume der Kinder und Jugendlichen ebenfalls kaum oder gar nicht. Zum einen weil

1 Beide Dissertationsprojekte werden an der Humboldt-Universität zu Berlin von Frau PD Dr. Ruth Leiserowitz betreut. Die Arbeit von Marta Ansilewska „Durch Taufe befreit? Die religiös-nationale Identität der polnischen Holocaustkinder nach 1939“ wird seit April 2011 durch die Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit gefördert. Die Arbeit von Christopher Spatz „Identität und Identitätswandel ostpreußischer ‚Wolfskinder‘ in der deutschen Gesellschaft“ wird seit Januar 2011 durch die Konrad-Adenauer-Stiftung gefördert.

2 Auf Aufzeichnungen von bzw. Interviews mit erwachsenen Holocaustkindern basieren u.a. die Arbeiten von Stein 1999; Marks 1994; Dwork 1994 und Muth 2004. Für die polnischen Holocaustkinder liegt die Memoirensammlung „Dzieci Holocaustu mówią“ vor: Sliwowska 1993 (Bd. 1); Gutenbaum/Latała 2001 (Bd. 2); Meloch/Szostkiewicz 2008 (Bd. 3) und 2012 (Bd. 4).

diese größtenteils von schreibaffinen Personen der Jahrgänge 1890 bis etwa 1920 verfasst wurden, zum anderen weil sich die Schilderungen in hohem Maße auf die Abläufe von missglückter Flucht, an Deutschen begangenen Gewalttaten und späterer Ausweisung konzentrieren und weitere Erlebnisse außen vor lassen.³ Aus diesem Grunde existiert zu den ostpreußischen Wolfskindern überhaupt erst eine größere wissenschaftliche Arbeit. (Kibelka 1996)

Berücksichtigt man, dass die zwischen 1947 und 1951 aus dem Königsberger Gebiet und dem Baltikum nach Deutschland ausgewiesene ostpreußische Zivilbevölkerung zum überaus größten Teil aus Frauen sowie Kindern und Jugendlichen bestand, wird erkenntlich, wie unterrepräsentiert diese Gruppe im bis heute öffentlich zugänglichen Quellenfundus ist.⁴

Wolfskinder, denen die Rückkehr nach Deutschland erst später glückte, waren teilweise nie zur Schule gegangen, konnten nur mit Mühe lesen und schreiben und hatten überdies häufig ihre Muttersprache vergessen. Ohne Oral History wären die Lebenswirklichkeiten und Identitätskonstrukte dieser Personen für die Forschung schlichtweg nicht greifbar.⁵

2. Einhundert Interviews

Sowohl Holocaustkinder als auch Wolfskinder haben jahrzehntelang über ihre Verfolgungsgeschichte geschwiegen. Dies ist auf den enormen Assimilationszwang in der Kriegs- bzw. Nachkriegszeit sowie die später erfahrene gesellschaftliche Ablehnung ihrer Lebenswege zurückzuführen.

Im hohen Alter haben sich die Prämissen hingegen geändert. In Polen und Deutschland wird unseren Zeitzeugen nun öffentliches Interesse für ihre Vergangenheit entgegengebracht. Dies motiviert sie, sich der eigenen Geschichte zu stellen – eine Aufgabe, die im Regelfall aufwühlend und schmerzhaft ist, denn Erlebnisse aus Kindheit und Jugend scheinen wie ein Stachel in ihr heutiges Leben hineinzuragen und sie noch immer unmittelbar in ihrem Denken, Fühlen und Handeln zu beeinflussen.

Die untersuchten Holocaustkinder ließen sich durch Herkunft (Personen, die während des Krieges laut den „Nürnberger Gesetzen“ als Juden galten und sich dem jüdischen Volke zugehörig fühlten), Alter (Jahrgänge 1926 und jünger)⁶, Wohnort (wäh-

3 Das umfangreichste und bis heute bedeutendste Projekt der Sammlung von Zeitzeugenberichten zum Thema Flucht und Vertreibung stellt die Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa dar. (Schieder 1953-1962). Zur Entstehungsgeschichte dieser Dokumentation siehe Beer 1998.

4 Das Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) hat eine Online Publikation erstellt, die einen breiteren und einfacheren Zugang zu biographischen Äußerungen/Ego-Dokumenten von Menschen ermöglicht, die aus den früheren deutschen Ostgebieten stammen. Der Wert von Zeitzeugenprojekten und Oral History wird hier durchaus erkannt, auf die besondere Schwierigkeit, Erfahrungsräume von Kriegskindern zu erfassen und in den bereits existierenden Quellenkorpus einzugliedern, wird allerdings nicht eingegangen (siehe Kalinke 2011/2012).

5 Zu den grundsätzlichen Vorteilen, die die Methode der Oral History bietet, vgl. insbesondere auch Dejung 2008, 106 ff.

6 Diese Festlegung stammt von der „Stowarzyszenie Dzieci Holocaustu w Polsce“ (Verband der Holocaustkinder in Polen) – einer Organisation, die 1992 in Warschau gegründet wurde, um die Interessen der noch lebenden Holocaustkinder zu vertreten. Der Verband verfügt in Polen über fünf Niederlassungen und zählt aktuell ca. 600 Mitglieder.

rend der Verfolgungszeit ein Versteck auf der „arischen Seite“, nach 1945 Hauptwohnsitz in Polen) und Sozialisation (Abstammung aus jüdischen Familien, die vor dem Kriegsausbruch weitgehend assimiliert lebten)⁷ charakterisieren. Die Kontaktherstellung erfolgte über den „Verband der Holocaustkinder in Polen“. Nach der Vorstellung des Forschungsvorhabens bei einem Treffen der Verbandsmitglieder in Warschau fasste die Gruppe Vertrauen zu Marta Ansilewska, wodurch eine weitere erfolgreiche Zusammenarbeit möglich wurde.

Für die Interviews mit den Wolfskindern waren Personen von Interesse, die nach 1945 im Königsberger Gebiet als Kinder oder Jugendliche in außerdeutsche Lebenswelten geraten waren, fortan zumeist in Litauen lebten und infolge dessen ihre ostpreußische Herkunft ablegen mussten, zwischen 1948 und 1998 aber den Weg zurück in die deutsche Gesellschaft fanden. Im Gegensatz zu den Holocaustkindern und den wenigen bis heute noch in Litauen lebenden Wolfskindern, die sich im Verein „Edelweiß“⁸ organisiert haben, besitzen die nach Deutschland zurückgekehrten Wolfskinder keine eigene Interessenvertretung. Da ihre Rückkehr zudem in keinem zentralen Verzeichnis erfasst wurde, blieb der Weg über Inserate in den Heimatbriefen der Kreisgemeinschaften der früheren nordostpreußischen Kreise. Zumeist meldeten sich hierauf Mittlerfiguren, die einen Kontakt zu einem ihnen bekannten Wolfskind herzustellen vermochten. Manchmal bekundeten auch Wolfskinder aus eigenem Antrieb ihre Bereitwilligkeit zur Teilnahme an den Interviews.

Sämtliche von uns zwischen Frühjahr 2010 und Herbst 2012 durchgeführten biographischen Interviews erfragten, mit unterschiedlicher Schwerpunktsetzung auf Kriegs- oder Nachkriegszeit, die gesamte Lebensgeschichte. Für beide Projekte wendeten wir folglich die Erhebungsmethode des narrativen Interviews an, um den Gesprächspartnern „möglichst viel Gestaltungsfreiheit zu lassen [...] [und] Inhalt und Struktur der zu erzählenden Lebensgeschichte nicht durch Fragen vorzugeben“ (Stephan 2008, 16).⁹ Alle Gespräche, pro Forschungsvorhaben gut 50, mit einer Dauer von jeweils zwei bis fünf Stunden Länge, wurden mit einem digitalen Aufnahmegerät gespeichert und zur weiteren Auswertung weitestgehend verschriftlicht. Dabei zeigten sich neben der Einzigartigkeit jeder individuellen Biographie sowohl bei Holocaustkindern als auch bei Wolfskindern ähnliche Verlaufsformen und Sozialisationen.

Nahezu allen gemein war eine Erzählmotivation, die auf dem Wunsch basierte, sich anderen mitzuteilen, um das Schicksal von Holocaustkindern bzw. Wolfskindern vor dem Vergessen zu retten. Häufig empfanden sie diese Aufgabe auch als Verpflichtung gegenüber früheren Weggefährten, die die Kriegs- bzw. Nachkriegsjahre nicht überlebt haben.

7 Kinder aus orthodoxen bzw. ultraorthodoxen Familien haben den Zweiten Weltkrieg zumeist nicht überlebt.

8 Der Verein „Edelweiß“ ist eine Selbsthilfegruppe von bis heute in Litauen lebenden Wolfskindern. Er diente den in der Vergangenheit Ausreisewilligen u.a. als Interessenvertretung gegenüber den deutschen Behörden. Für die in Litauen Verbliebenen besitzt er bis heute die Funktion einer Begegnungsstätte und Erinnerungsplattform, zudem werden deutsche Spendengelder über seine Kanäle an die Betroffenen verteilt. Eine wissenschaftliche Aufarbeitung der Geschichte der Wolfskinder kann der Verein verständlicherweise nicht leisten.

9 Zur Forschungsintention des Interviewers und dem Problem, dass die Auswahl der Fragen bereits den Problemaufriss intendieren und Antwortlösungen suggerieren siehe auch Petry 2006, 144 ff.; außerdem Dejung 2008, 107.

Ferner hofften unsere Gesprächspartner, wenn auch vermutlich unbewusst, auf eine psychische Entlastung, die das Verbalisieren von Traumata und erlittenen Identitätsbrüchen mit sich bringen kann.

Unglaube, Skepsis, Neugier und Aufregung – die meisten Zeitzeugen durchliefen diese Gemütszustände zwischen Kontaktaufnahme und dem eigentlichen Interview in der angegebenen Reihenfolge. Nach der Erklärung unserer Vorhaben schwand das anfänglich manchmal vorhandene Misstrauen und wandelte sich nicht selten in Dankbarkeit für die ihnen und ihrem Schicksal von uns entgegengebrachte Aufmerksamkeit.

Unabhängig von ihrer Herkunft bezweifelte ein Teil unserer Interviewkandidaten, ob die eigene Lebensgeschichte für die Wissenschaft von Bedeutung sei. Die Furcht, Informationen bieten zu müssen, die man vielleicht nicht liefern könnte, begegnete uns regelmäßig. Hier lag es an uns, den Betroffenen zu verdeutlichen, dass wir von ihnen keine bestimmte Geschichte erwarteten, sondern an ihren persönlichen Erinnerungen und subjektiven Bewertungen interessiert seien. Zum raschen Abbau dieser Zweifel war es von Vorteil, wenn sich eine Vertrauensbasis zwischen uns und Zeitzeugen schaffen ließ.¹⁰

„Sie sind aber noch jung.“ – Diesen Satz hörten wir häufiger zur Begrüßung. Dass sich der Altersunterschied von ca. 50 Jahren als ein hinderliches Element bemerkbar machte, war in den Gesprächen für uns jedoch nicht festzustellen. Holocaustkinder und Wolfskinder begrüßten grundsätzlich das Interesse junger Menschen für ihre Geschichte, sahen uns zuvorderst aber als Historiker und Wissenschaftler. Auch die Frage der Geschlechtszugehörigkeit schien irrelevant zu sein. Über sexuellen Missbrauch, andere Gewalterfahrungen oder psychische Probleme redeten Frauen wie Männer gleichermaßen offen bzw. verkläusuliert mit uns.

Unseren eigentlichen Forschungsvorhaben schenkten beide Gruppen geringe Aufmerksamkeit. Bei den Holocaustkindern ist dies vermutlich mit dem ihnen bereits vertrauten Interesse der sogenannten „Dritten Generation“ (gemeint ist die Enkelgeneration) an den Kriegserlebnissen ihrer Großeltern zu erklären, das in den polnischen Medien seit etwa 20 Jahren zu beobachten ist. Zudem wird die Dissertationsschrift von Marta Ansilewska in deutscher Sprache an einer deutschen Universität verfasst und somit für die Befragten in Polen nicht zugänglich sein. Weitaus wichtiger war den Interviewten dagegen der jüdische Hintergrund von Ansilewska. Erst wenn sie ihnen diesen versichert hatte, schienen die Holocaustkinder mit ihr *Tacheles* zu sprechen (indem sie z.B. die katholische Kirche kritisierten).

Auch Wolfskinder erkundigten sich bei Christopher Spatz eingangs nach dem Motiv für die Wahl seines Promotionsthemas und einer eventuell vorhandenen ostpreußischen Familiengeschichte. Diese Personen versuchten sich abzusichern, dass ihr Gegenüber Kenntnis besitze von dem Erfahrungsraum, in dem sie sich bis heute als Entwurzelte bewegen. Viele Wolfskinder waren jedoch derart auf das bevorstehende Gespräch konzentriert, dass sie keine weiteren Erläuterungen zum Forschungsvorhaben erwarteten und hören wollten. Sie hatten in den Nächten vor dem Interview schlecht geschlafen und mit ihren empor drängenden Erinnerungen gerungen. Zu Beginn waren sie äußerst angespannt. Diesen Personen schien es in dieser Phase von

¹⁰ Zur Einschätzung der Erwartungshaltung des Interviewers durch die Zeitzeugen vgl. Hagemann 1990, 29-48; Petry 2006, 145 ff.; Stephan 2005, 17 ff.

nachgeordneter Bedeutung zu sein, ob jemand aus wissenschaftlichem Erkenntnisinteresse vor ihnen saß. Ungleich wichtiger war ihnen, überhaupt einen Zuhörer gefunden zu haben, der sich für ihre Geschichte Zeit nahm.

3. Zwei Beispiel-Biographien

Holocaustkind Ludwik G.

Ludwik G. wird am 25. April 1936 als Ludwik Oppenheim in Warschau geboren. Sein Vater ist Rechtsanwalt und stammt aus einer assimilierten Medizinerfamilie, seine Mutter kommt aus einer religiösen Familie und ist Lehrerin. Ludwik hat einen älteren Bruder, der später im Ghetto sterben wird.

Zu Kriegsbeginn folgt der Vater seiner Einberufung zur Armee. Als die Wohnung bei der Belagerung Warschaus zerstört wird, ziehen sie zu Ludwiks Großeltern. Nach der Umsiedlung ins Ghetto im Sommer 1940 gründet der Vater eine Untergrundorganisation der Polnischen Sozialisten. Die Mutter leitet bis zum Herbst 1941 auf dem Kirchengelände einen Kindergarten, den Ludwik ebenfalls besucht. Im März 1942 wird sein Vater inhaftiert und kommt nach einigen Monaten im Pawiak-Gefängnis ums Leben. Einen Monat später wird auch die Mutter durch die Gestapo verhaftet. Ludwik wird von Bekannten aufgenommen und fängt an zu stottern. Als seine Mutter im Mai 1942 entlassen wird, haben bereits die Deportationen aus dem Warschauer Ghetto ins Vernichtungslager Treblinka begonnen. Um dem Tod zu entkommen, wird Ludwik im Juni 1942 von einem Polen aus dem Ghetto auf die sogenannte „arische Seite“ geschleust. Die Mutter mit Ludwiks Oma und Tante können zwei Monate später folgen. Von Januar 1943 bis August 1944 wohnen sie bei einer Polin. Ludwiks Mutter tritt als deren Cousine auf. Da Ludwik nicht beschnitten ist und zu Kriegsbeginn getauft wurde, wird er anfangs nicht versteckt, sondern Nachbarn und Fremden als Familienangehöriger vorgestellt, der aus dem Reich umgesiedelt worden sei. Wegen seiner „semitischen“ Züge und seiner Schüchternheit wird er alsbald aber doch von Menschen ferngehalten und verlässt fortan das Zimmer im Wohnungsinnern hinter einem Bücherschrank nicht mehr. Nach der Niederschlagung des Warschauer Aufstands 1944 wechselt die Familie erneut ihren Wohnort, um einer drohenden Deportation zur Arbeit nach Deutschland zu entfliehen. Dort bewegt sich Ludwik auf allen Vieren durchs Zimmer und spricht nur im Flüsterton. Als er kurz vor Kriegsende auf der Straße zwei deutschen Soldaten begegnet, meinen diese, ihn als Juden zu erkennen, und versuchen, ihn seiner Mutter zu entreißen. Eine Flucht gelingt unter glücklichen Umständen. Nach der Befreiung Warschaus bleibt die Familie in der Stadt. Ludwik nimmt in den 1950er Jahren ein Studium der Physik auf und schlägt anschließend eine wissenschaftliche Laufbahn ein. Als Jude gibt er sich auch jetzt nicht zu erkennen, sondern lebt nach streng katholischem Ritus. Obwohl er seiner Ehefrau nichts über seine Abstammung erzählt, gibt diese später an, Ludwiks Herkunft stets geahnt zu haben. Ihre einzige Tochter erziehen sie ebenfalls katholisch. Als diese mit 16 Jahren erfährt, dass ihr Vater Jude ist, nimmt sie die Nachricht problemlos zur Kenntnis. Anfang der 1990er Jahre tritt Ludwik dem „Verband der Holocaustkinder in Polen“ bei und absolviert eine Gruppen-Psychotherapie. Seine Lebensgeschichte wird in der mehrbändigen Publikation *Dzieci Holocaustu mówią* (Kinder des Holocaust sprechen) veröffentlicht (Śliwowska et al., Bd. 1, 1993, 103-105).

Wolfskind Christel F.

Christel wird am 29.12.1934 als erstes Kind ihrer Eltern in Königsberg geboren. Im August 1938 kommt ihr Bruder Harry auf die Welt. Ihr Vater, der in einer Ziegelei arbeitet, wird gleich zu Kriegsbeginn eingezogen. An die Arbeitsstelle der Mutter erinnert sich Christel nicht mehr genau. 1941 wird sie eingeschult. Nach den schweren Bombenangriffen der Alliierten auf Königsberg im August 1944 zieht sie mit Mutter und Bruder zum Großvater nach Weischkitten ins Samland. Als die Rote Armee im Januar 1945 ihre Großoffensive auf Ostpreußen beginnt, versuchen sie, Richtung Westen zu flüchten, werden von den sowjetischen Soldaten unterwegs allerdings eingeholt und wieder Richtung Osten geschickt. Zurück in Weischkitten, nach der Geburt eines Mädchens und zahlreichen Vergewaltigungen, stirbt die Mutter im Sommer 1945. Bis zum Frühjahr 1947 leben Christel und Harry fortan bei einer Tante im zerstörten Königsberg. Nach dem Hungertod des Bruders gelangt Christel nach Litauen, wo sie anfangs bei einem Bauern und später in der Stadt Radviliškis als Kindermädchen in einer Familie arbeitet. Da sie sich nicht als Deutsche zu erkennen geben darf, nimmt sie den Namen Kristina Jankauskaite sowie sowjetlitauische Papiere an. 1954 zieht sie zu einer Familie nach Kaunas, wo sie ebenfalls eine Stelle als Kindermädchen erhält. 1957 findet Christel Arbeit in einer Weberei, heiratet 1958 einen Litauer und bringt 1959 und 1961 Sohn und Tochter zur Welt. Über eine litauendeutsche Familie, der um 1960 die Ausreise in die Bundesrepublik genehmigt wird, gelingt ein Kontakt zum inzwischen in Castrop-Rauxel lebenden Vater, der Christel bereits seit Jahren über das Rote Kreuz suchen lässt, allerdings unter ihrem deutschen Namen und daher erfolglos. Für den folgenden Briefverkehr ist Christel auf einen Dolmetscher angewiesen, da sie ihre Muttersprache weitestgehend vergessen hat. Die sowjetischen Behörden gestatten ihr im März 1969 eine Besuchsreise nach Westdeutschland, allerdings nur mit der Tochter, der Sohn bleibt als Pfand in der Sowjetunion zurück. Nach ihrer Rückkehr wird sie vom KGB verhört. Einen zweiten, bereits genehmigten Besuchsantrag für die Bundesrepublik zerreißt Christels Schwiegermutter aus Sorge, ihren einzigen Sohn samt Familie über kurz oder lang an den Westen zu verlieren. 1988 verstirbt Christels Ehemann. Nach Litauens Unabhängigkeit im Jahre 1991 findet sie über die evangelische Kirche und den Wolfskinder-Verein „Edelweiß“ Kontakt zu Schicksalsgefährten. Nachdem sie die deutsche Staatsbürgerschaft zurückerhalten und ihren Geburtsnamen wieder angenommen hat, siedelt sie 1996 mit ihren beiden Kindern und deren Familien in die Bundesrepublik aus. Der erhoffte Familienanschluss zu einer noch lebenden Cousine verläuft enttäuschend. Sohn und Tochter finden schnell Arbeit. Christel spricht heute wieder fließend Deutsch, das vom Ostpreußischen ihrer Kindheit dialektal gefärbt ist. Sie und ihre Familie wohnen in Baden-Württemberg.

4. Bruchstellen und Lebensnarrative

Die Biographien der Holocaust- und Wolfskinder sind im Regelfall durch ein hohes Maß an erzwungener Individualisierung und innerer Vereinsamung geprägt. Der radikalste Bruch ihrer Lebenswege vollzog sich zweifelsohne bereits im Kindesalter mit dem Einmarsch der Wehrmacht in Polen bzw. der Roten Armee in Ostpreußen. Die sie bis dahin schützenden Erwachsenen hatten 1939 bzw. 1945 von heute auf morgen ihre Autorität, und häufig auch Würde, verloren.

Jüdische Kinder wurden zumeist von ihren Eltern getrennt und aus Sicherheitsgründen alleine versteckt. Im nördlichen Ostpreußen verbliebene Kinder wanderten nach Litauen, weil ihre Mütter Zwangsarbeit leisten mussten oder durch Gewalteinwirkung, Hunger und Seuchen innerhalb kurzer Zeit verstorben waren.¹¹

Der Fokus von Holocaustkindern und Wolfskindern blieb somit über Jahre hinweg eng auf das eigene Überleben fixiert und ließ sie zu Einzelkämpfern werden. Rettung versprach das Verwischen und Verdrängen der eigenen Herkunft.

Dieses Bestreben lässt sich bis heute auch in den Äußerungen Ludwiks und Christels feststellen. „Nach dieser Kriegseinsperrung war ich ziemlich ängstlich, ich konnte nicht mehr mit Altersgenossen spielen. Irgendetwas ist doch von diesen Kriegserlebnissen im Inneren geblieben.“ (Ludwik) „Für große Freundschaft war ich niemals nicht.“ (Christel)

Allen Interviewpartnern gemein war die unterschiedliche Gewichtung von Lebensabschnitten und ein nahezu immer identischer Aufbau der Erzählung, wenn sie zusammenhängend und ohne Unterbrechung ihre Geschichte wiederzugeben versuchen.

Die Erinnerungen an ihre vermeintlich heile Kindheit wurden mit der Okkupation durch ihnen feindlich gesinnte Besatzungsmächte kontrastiert. Zentrale Stellung in den Lebensnarrativen der Holocaustkinder nahm die Zeit des Zweiten Weltkriegs ein, in denen der Wolfskinder die ersten fünf bis sechs Nachkriegsjahre. Schmerzvolle und möglicherweise als traumatisch erlebte Ereignisse wurden häufig bloß in Halbsätzen angedeutet, ebenso, wenn überhaupt, zwischenmenschliche Konstellationen, z.B. das Verhältnis zur Mutter, zu Geschwistern oder zu fremden Menschen, von denen man zeitweise abhängig war. So nannte Ludwik im Interview weder Namen noch Alter seines Bruders. Christel wiederum erwähnte eher beiläufig, dass es beide Male Tanten von ihr waren, die sie nach dem Tode der Mutter bzw. des Bruders aus Nahrungsmittelmangel fortschickten und einer ungewissen Existenz überließen.

Die permanente Bedrohung der eigenen Existenz vor Augen, blieb ihre Wahrnehmung in dieser Phase auf den Augenblick fokussiert, der ein Maximum an Kraft, Härte, Intelligenz und Improvisation einforderte, wie sie es in späteren Zeiten nicht mehr zu mobilisieren brauchten.

Vermutlich wiesen aus diesem Grunde die eigenständigen Berichte von Holocaustkindern mit dem Kriegsende einen derartigen Abfall des Spannungsbogens auf. Bei den Wolfskindern verhielt es sich genauso, hier markierte die Normalisierung ihres Alltags in Litauen oder die Rückkehr in die deutsche Gesellschaft das Ende der „erzählenswerten“ Ereignisse.

Die Jahrzehnte bis zum Zerfall der Sowjetunion, der litauischen und polnischen Souveränität und der deutschen Wiedervereinigung, in der die Zeitzeugen heirateten, eine Familie gründeten und berufstätig waren, wurden häufig in wenigen Sätzen abgehandelt. Im Vergleich zur Kriegszeit waren ihre Erfahrungen in dieser Phase weniger extrem und eher allgemeingültig, was sie diese Zeit verhältnismäßig kurz umreißen ließ.

¹¹ Die Väter der „Wolfskinder“ befanden sich in der Nachkriegszeit nur in seltenen Fällen bei ihren Familien. Entweder waren sie in Kriegsgefangenschaft geraten oder aber als Zivilisten unmittelbar nach dem Einmarsch der Roten Armee von ihren Angehörigen getrennt und in sowjetische Internierungslager, z.B. in Kasernen in Preußisch Eylau sowie Rothenstein in Königsberg, gebracht worden.

Den letzten 20 Jahren wurde manchmal wiederum mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Mit dem Eintritt ins Rentenalter, den politischen Umbrüchen und dem freien Zugang zu Archiven und persönlichen Erinnerungsorten in Osteuropa war es nun auf einmal möglich, sich auf die Suche nach den eigentlichen Wurzeln zu begeben. Dieser im Regelfall schmerzvolle Prozess beschäftigt viele Holocaustkinder und Wolfskinder bis in die Gegenwart und hätte ohne das Zusammentreffen der vorstehenden Faktoren nicht angeschoben werden können.

Sowohl die Holocaustkinder als auch die Wolfskinder tragen eine Vielzahl von emotionalen Erinnerungen aus den für sie existenzbedrohenden Kriegs- bzw. Nachkriegsjahren in sich. Mangels Gelegenheit ist ein Teil dieser emotionalen Erinnerungen mit dem ihnen innewohnenden traumatischen Potenzial lange Zeit nicht in sprachliche umgewandelt und durch wiederholende Erzählungen gefestigt worden. Wie nachhaltig sich ihre Erlebnisse ins Gedächtnis eingepägt haben, hängt entscheidend „von den Bedingungen für ihre Speicherung ab als auch von der Situation des Vergegenwärtigens“ (Stephan, 2005, 19).

Aleida Assmann unterscheidet diesbezüglich in sinnliche und sprachliche Erinnerungen. Die sinnlichen Erinnerungen „festigen sich durch die Intensität des Eindrucks, die sprachlichen dagegen durch beständige Wiederholung. Die sinnlichen Erinnerungen sind geprägt von der Kraft des Affekts, dem Druck des Leidens, der Wucht des Schocks. Sie haften im Gedächtnis, ganz unabhängig davon, ob sie zurückgerufen werden oder nicht. Dagegen ist der Rahmen für die sprachlichen Erinnerungen nicht der Körper, sondern die soziale Kommunikation“ (Assmann 2001, 107)

Als Christel während des Interviews zu beschreiben versucht, wie sie nach dem Tod von Mutter und Bruder als 12-Jährige im Frühjahr 1947 Litauen erreicht, drängen ihre emotionalen Erinnerungen mit aller Wucht an die Oberfläche, die sie 45 Jahre lang aus Furcht vor beruflichen Konsequenzen und familiären Querelen mit keinem Menschen teilen konnte:

Da kam der Bauer an, und dann hat der Bauer mich mitgenommen, auf'n Land. Wissen Se, wie das schwer ist, im fremden Land, keine Sprache, ganz allein. [sie beginnt zu weinen] [...] Das erste Jahr hab ich Kühe gehütet [...] und dann hab ich immer Lieder gesungen und hab immer gesungen: „Mama, Mama. Warum hast Du mich allein gelassen? Warum hast Du mich verlassen?“ [jetzt weint sie richtig]

Bei Ludwik ist es dagegen das Feuer während des Aufstands im Warschauer Ghetto, welches sich tief in sein Gedächtnis eingegraben hat. Obwohl er zu diesem Zeitpunkt bereits auf der sogenannten „arischen Seite“ lebt, nimmt er das brennende Ghetto als existenziell bedrohlich wahr. Bis heute scheint es ihm nicht gelungen zu sein, diesen Eindruck in eine sprachliche Erinnerung umzuwandeln.

Und man sah nach der Dämmerung diese brennende [er zögert], dieses Feuer [er macht eine Pause] und diese [er zögert], ja [erneute Pause]. Und da Sie während des Krieges nicht gelebt haben, wissen Sie auch nicht, wie das aussah.

Im Gegensatz zu Christel findet das traumatische Potenzial von Ludwiks Erinnerung in diesem Falle kein Ventil in Form eines emotionalen Ausbruchs, sondern äußert sich in einem Rückzug nach innen.

Holocaustkindern und Wolfskindern fehlten über Jahrzehnte hinweg Erklärungsmuster, mit Hilfe derer sie sich ihrer eigenen emotionalen Erinnerungen hätten vergewissern und Anschluss an einen öffentlichen Diskurs finden können. Ihre jeweils durch politische und gesellschaftliche Tabus bedingte Erinnerungseinsamkeit verhinderte in den meisten Fällen eine vollständige Integration der biographischen Bruchstellen in ihr Selbstbild.

Erst die Gründung von Interessenverbänden in Polen und Litauen, das Aufgreifen der Themen durch polnische bzw. litauische und deutsche Medien in den vergangenen zwanzig Jahren sowie das damit einhergehende Wissen um Schicksalsgefährten bewirkte einen Umschwung. Der Austausch gegenseitiger Erinnerungen auf Vereinstebene, zuvorderst aber Publizistik und TV, schufen nun Bilder und Narrative, durch die viele Holocaustkinder und Wolfskinder frühere Erfahrungsräume symbolisch widergespiegelt sahen. Dies unterstützte sie beim Abrufen eigener Erinnerungen, die jahrzehntelang in ihrem Unterbewusstsein einen trügerischen Dämmer Schlaf geführt hatten.

Wem die Aktivierung eigener Erinnerungen trotz dessen nicht gelingen wollte, hatte es nun immerhin leichter, Teile aus diesen öffentlichen Diskursen in die Nacherzählung des eigenen Lebensweges einzubauen und sich somit in eine bestimmte Art des kollektiven Erinnerens einzuschreiben. Weder in Ludwiks noch in Christels Schilderungen lässt sich hierfür ein markantes Beispiel aufdecken, doch seien an dieser Stelle exemplarisch für die Erzählungen von Holocaustkindern die Bilder der erfrorenen jüdischen Bettelkinder im Warschauer Ghetto genannt. Bei den Wolfskindern passen die Bilder der verlassenen, von Wölfen umzingelten Kinder im verschneiten Winterwald sowie ein ostpreußischer Betteljunge, der aus einem fahrenden Zug geworfen wird, in dieselbe Kategorie.¹²

Die Orientierung an solchen Anker-Bildern und die durch sie vorgegebenen Erzählstrukturen ermöglichten vielen Gesprächspartnern, ihre häufig chaotisch anmutenden Erinnerungsfetzen erstmals in eine verständliche und chronologische Erzähllinie einzuordnen und diese hierdurch nicht zuletzt auch glaubwürdiger erscheinen zu lassen.

Als Kehrseite dieses Prozesses führte die Fokussierung auf bestimmte Bilder und Narrative bei einem Teil der Betroffenen zur Überblendung eigener Erinnerungen, vor allem dann, wenn ihnen ebendiese im Vergleich zu den medial vorgegeben unstimmg erschienen oder eine Verbalisierung zu schwer fiel.

Neben der Unterscheidung von sinnlichen und sprachlichen sowie individuellen und überblendeten Erinnerungen konnten in nahezu jedem unserer Interviews unterschiedliche Erzählebenen nachgewiesen werden. Die Haupterzähllinie umfasste zu meist die Schilderung des hart erkämpften Überlebens, der Suche nach Familienangehörigen und der eigenen Identität. Einige Zeitzeugen gestalteten ihre Lebensnarrative zudem als Dramen, Erfolgsstorys oder Romanzen. Diese Schutzmechanismen ermög-

¹² Im Falle der Wolfskinder lassen sich diese Bilder direkt auf den ZDF-Film „Wolfskinder“ (Blumenberg 2006) zurückführen.

lichten ihnen auf dieser Ebene einen leichteren Umgang mit ihrer Biographie. (vgl. Dwork 1991, 39)

Verdeckter liegende Erfahrungsstränge, die aus sprachlich nicht aufbereiteten sowie aus sinnlichen Erinnerungen bestanden, wurden dagegen in eine zweite Erzähllinie verdrängt oder komplett ausgelassen. (vgl. Schreiber 2005, 344) So berichtete Ludwik nur widerwillig von der Zeit, die er im Ghetto verbrachte, und versuchte, jeglichen Fragen nach seinem dort verstorbenen Bruder auszuweichen. Christel schilderte mit keinem Satz das Schicksal ihrer im Frühjahr 1945 geborenen Schwester, die Auswirkungen der zahlreichen selbst miterlebten Vergewaltigungen auf ihr Verhältnis zur Mutter sowie die Gefahren, denen vor allem heranwachsende weibliche Wolfskinder in Litauen aufgrund ihres Geschlechts ausgesetzt waren.

Neben den traumatischen Erfahrungen aus der direkten Kriegs- und Nachkriegszeit sei an dieser Stelle ergänzend auch hingewiesen auf die physischen und psychischen Langzeitfolgen wie lebenslange Schuld-, Verlust- und Einsamkeitsgefühle, Sprachlosigkeit, Kopfschmerzen und andere chronische Krankheiten, unerfüllte Partnerschaften, Suizidgedanken und die latente Sorge, mit diesen Problemen die eigenen Kinder und Enkel zu belasten.

Die Offenlegung unbekannter Erfahrungsräume erfolgte in unseren Interviews teilweise von allein. Bei Christel sind es zum Beispiel die Sommersandalen, an die sie sich erinnert, als sie zu schildern versucht, wie ihr und ihrem Bruder Harry im Hungerwinter 1947 von einem russischen Kinderhaus im nunmehr umbenannten Kaliningrad die Aufnahme verwehrt wird. Bei jedem Schritt versinken sie tief im Schneematsch. Das Vergegenwärtigen dieser Situation lässt Christel ungewollt von ihrer Haupterzähllinie abkommen und zu tiefer gelegenen Erinnerungen gelangen. Bisher gefasst und geordnet berichtend, wechselt sie in einen staccato-artigen Ton, als ihr plötzlich ins Bewusstsein rückt, wie ihr Bruder auf dem Rückweg vom Kinderhaus aus Schwäche zusammenbricht und nicht mehr weitergehen kann. Schwer ausatmend, mit tränenaufsteigender Stimme und in zunehmend bruchstückhaft wirkenden Sätzen beschreibt sie, wie sie Harry bei ihrer Rückkehr vorfindet, nachdem sie von irgendwoher einen Schlitten aufgetrieben hat, um ihn in ihre Unterkunft zu bringen:

Und dann, wissen Se, wie ich kam, wie ich ankam, er war steif, können sich vorstellen, Dein Bruder liegt [sie klopft auf den Tisch] wie ein Klotz Holz, steif gefroren. Und ich hab ihm auf'n Schlitten jelegt und hab ihm nach Hause gebracht. [sie weint nun richtig] [...] Und in der Nacht, da höre ich [sie imitiert ein Keuchen und Stöhnen]: Trinken, trinken. [sie schluchzt und atmet tief durch] Ja, was Trinken war, Wasser habe ich ihm gegeben, vielleicht habe ich jewärmt bisschen, ich weiß nich, ich weiß nich mehr. Und dann am Morgen ist er aufgewacht, ist er aufgewacht, und fragen Se nich, wie lange hat gelebt, er hat nich lange jelebt, vielleicht paar Wochen, vielleicht 'n Monat, ich weiß nich. [...]. Und dann hab ich, wenn ich irgendwo hab jefunden verfrorne Kartoffeln, da hab ich bisschen immer so gerieben, [sie atmet tief] gerieben mit Wasser [sie atmet tief] und dann hab ich so immer so, ja wie für ein kleines Kindchen, verstehn Se, so, kein Brei, das war kein Brei, das war mehr Wasser, ohne ohne Salz, ohne Zucker, das gab`s nich. [sie atmet tief] Und dann sagte ich: „Harry, du musst was essen.“ [sie atmet tief] Er ist nur aus dem Bett aufgestanden und dann auf'n Fensterbrett konnt er sich so hinsetzen. Und dann

safß er, ist er nich mehr rausjegangen. [sie schluchzt] Sagt er: „Christel, ich will essen, aber das schmeckt mir nich.“ Ich sag: „Harry, ich hab nichts.“ [...] Wir haben nich mehr jewusst, wie Brot schmeckt. [sie atmet tief] Und dann ist, ich weiß nich, dann [sie macht eine Pause, atmet tief und schwer] ein Morgen ist er, in der Nacht ist er eingeschlafen. Da habe ich mit meinem toten Bruder noch geschlafen in meinem Bett und morgens ist er nich mehr aufjstanden. [sie atmet tief] Ja, und da mussten wir ihm auch beerdigen. Und wo wir haben jewohnt, gleich neben an war der Friedhof, für die Deutschen noch. Und da war mein Cousin noch, auch [sie hält kurz inne] und dann ham wir ihm im Kartoffelsack, wissen Se, das kann man nich vergessen, [sie weint] in ein Kartoffelsack haben wir ihm reingesteckt. Und dann hat er ihm gebracht auf'n Friedhof und da war auch schon so, das war Winter. Ich weiß, das war nicht so sehr gefrom, aber es war schon, aber er hat noch, vielleicht so tief hat er Loch jemacht, [sie zeigt knapp 50 cm] verstehn Se, anders ging nich. Und da ham wir ihm dann begraben. [sie schluchzt und atmet tief] Und das ist, und da hab ich, da blieb ich ganz allein.

An dieser Stelle findet Christel vorerst zum Hauptstrang ihrer Erzählung zurück, verliert ihn im Folgenden allerdings auf ähnliche Weise ein weiteres Mal.

Taten sich tiefer liegende Erinnerungen im Gespräch nicht von selbst auf, weil unsere Interviewpartner etwa über ein festgefügtes Deutungskonstrukt ihrer Biographie verfügten, stellten wir behutsam Zwischenfragen, um unsere Gegenüber auf diese Weise mit Leerstellen in ihren Geschichten zu konfrontieren. Im Idealfall waren nur wenige solcher Impulse nötig, um sie dazu zu bringen, sich von selbst an Dinge zu erinnern, die in der Hauptlinie ihrer Erzählung vermutlich keine Beachtung gefunden hätten. Am besten glückte dies, wenn sich durch unsere Nachfragen Momente einstellten, in die sich etwa Christel von alleine gebracht hatte, Situationen also hervorgerufen wurden, in denen lang unterdrückte Erlebnisse an die Oberfläche drängten. Häufig öffneten sich dabei die Wege zu abgekapselten Erinnerungen über Fragen nach Bildern, Gerüchen, Geräuschen und anderen Sinneseindrücken. (vgl. Assmann 2001, 104 u. 108 ff.)

Bei Personen, die im Erzählen ihrer Geschichte bereits eine gewisse Routine entwickelt hatten und dementsprechend über engmaschige und erprobte Deutungskonstrukte verfügten, gestaltete sich dies schwieriger als bei solchen, die erstmalig in dieser Ausführlichkeit über ihren Lebensweg sprachen.

Bei Ludwik gelang es beispielsweise gar nicht, sein festgefügtes Deutungskonstrukt aufzubrechen und zu tiefer gelegenen Erfahrungssträngen vorzudringen. Gleichwohl böten sich in seiner Biographie verschiedene Punkte, an denen ein Versuch Aussicht auf Erfolg verspräche. In den Wochen etwa, als Vater und Mutter beide im Gefängnis sitzen, kommt ein Deutscher zu ihm, der Polnisch spricht, ihm einen Bonbon gibt und Fragen nach Personen stellt, zu denen sein Vater vor dessen Festnahme Kontakt hatte. Nachfragen zu solchen Momenten beantwortet Ludwik im Interview jedoch nur kurz, Gefühle zeigt er keine. So lässt sich im gesamten Gespräch kein eindeutiger Verdrängungsprozess in eine Zweitlinie der Erzählung ausmachen.

Tendenziell zeigten sich viele Holocaustkinder im Erzählen ihrer Geschichte geübter als die Wolfskinder, da sie in ihrem Verband in Warschau bereits eine Gruppen-Psychotherapie durchlaufen hatten und ihre Biographien in einer mehrbändigen Pub-

likation veröffentlicht worden sind. Dadurch waren im Laufe der letzten Jahre wichtige Episoden in ihren Lebensnarrativen zu Anekdoten geworden, deren Merkmal darin lag, dass sie sich auf den Inhalt der Aussagen bezogen, die für ihr Überleben signifikant waren. Gleichzeitig hatten sie durch diesen Prozess aber auch an ursprünglicher Erfahrungsqualität eingebüßt. Durch ihre Verwendung fiel es den Betroffenen leichter, überhaupt ins Gespräch einzusteigen bzw. während des Interviews nicht die Fassung zu verlieren und das achtsam zurechtgelegte Erinnerungskonstrukt plötzlich einstürzen zu sehen.

In anderen Fällen, vor allem bei Wolfskindern, konnten nicht in Erzählungen gebundene und selten oder bisher nie wiederholte Erinnerungen bei ihrer ersten Verbalisierung nach Jahrzehnten ein derartig hohes Maß an ursprünglicher Erfahrungsqualität entfalten, dass die Betroffenen in emotionale Ausnahmezustände gerieten, denen es achtsam zu begegnen galt. Die Annäherung an unbekannte Erfahrungsräume gestaltete sich generell zeitintensiv, anspruchsvoll und nicht selten für beide Seiten überaus anstrengend. Sie stellte häufig einen Spagat dar zwischen den Lebensnarrativen und Erinnerungssträngen des jeweiligen Holocaustkinds bzw. Wolfskinds, seiner psychischen Belastbarkeit und seinen sprachlichen Fähigkeiten sowie unserer Gesprächslenkung, unserem wissenschaftlichen Erkenntnisinteresse und unserer ethischen Verantwortung.

Bemerkenswert viele Gespräche kreisten dabei um die elementare Frage „Wer bin ich?“ Die bis zum heutigen Tage nicht abgeschlossene Auseinandersetzung mit der eigenen Herkunft ließ sich dabei zumeist in direkter Linie auf die transnationalen, transreligiösen und transkulturellen Erfahrungen unserer Gesprächspartner zurückführen. Der bis zum Ende des Kommunismus auf den Holocaustkindern und den in Litauen verbliebenen Wolfskindern lastende Assimilierungsdruck hatte zur Folge, dass sich die meisten in einer neuen nationalen und religiösen Identität eingerichtet hatten, ihre ursprüngliche gleichwohl aber weiter in sich trugen. Christel versucht die Zeit von 1947 bis zur litauischen Unabhängigkeit 1991 mit folgenden Worten zu beschreiben:

Nachher war ich Lietuvaite, heißt das [Begriff für eine heranwachsende litauische Frau], eine Litauerin bin ich jeblieben, und dann hab ich das auch mein Mann nicht erzählt. [sie setzt ihn davon in Kenntnis, als sie in den 1960er Jahren erfährt, dass ihr Vater noch lebt] Verstehn Se, das [gemeint sind ihre deutschen Wurzeln] war schon nicht vergessen, aber das war alles hier drin versteckt [zeigt auf ihre Brust], weil ich Angst hatte. Die russische Regierung, die war doch in Litauen noch.

Die äußere Hülle wird allerdings brüchig, wo sie mit Deutschen in Berührung kommt.

Einmal in Litauen hab ich gehört, zwei junge Männer, im Fahrstuhl ham se Deutsch gesprochen. Ich hab so gezittert. Ich wollte irgendwas, se ansprechen, [...] aber ich wusste nich, was ich sagen soll.

Die existenzielle Angst einer Christel teilte die Mehrheit der überlebenden Holocaustkinder in der Volksrepublik Polen nicht mehr, gleichwohl war auch ihr Bestreben darauf ausgerichtet, ihre eigentliche Herkunft zu verschleiern und sich in die

Mehrheitsgesellschaft unauffällig einzugliedern. Antriebsgründe waren zumeist die Furcht vor sozialer Ausgrenzung und Benachteiligung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. In den Interviews sprechen die Holocaustkinder nicht von Antisemitismus, sondern von einem „ungünstigen politisch-sozialen Klima“. Ihre Einstellung zum heutigen polnischen Staat ist dementsprechend ambivalent. Auf die Frage, wer er denn eigentlich sei, antwortet Ludwik:

Nun, es ist so. Es lässt sich schwer sagen. Ich gedenke meiner Herkunft und meiner Wurzeln, aber gleichzeitig fühle ich mich mit Polen verbunden wie mit einer Heimat. Ich habe hier mein ganzes Leben verbracht. Es ist eigentlich mein Land. Und dass es einige Standards nicht erfüllt, das denken polnischstämmige Polen ja auch, nicht wahr?

Infolge dieser Erfahrungen stellte bei fast allen unserer Gesprächspartner die Familie den entscheidenden Bezugsrahmen dar. Am deutlichsten ließ sich dies bei Personen erkennen, die in ihrer Kindheit Eltern und Geschwister verloren hatten und deswegen nur sehr wenige Informationen über ihre Herkunft besaßen. Häufig erzählten sie eine mehr oder weniger idealisierte Familiengeschichte, die sie oft erst nach jahrelanger Suche rekonstruiert hatten. Ihre positiven Charaktereigenschaften begründeten sie mit den guten Wesenszügen der Eltern oder Großeltern. Auch nonverbale Treuebekundungen gegenüber den Verstorbenen (z.B. durch Fotografien, die die zentralsten Stellen in den Wohnungen der Befragten einnahmen) demonstrierten ein Stückchen Kontinuität in ihren Lebenslinien. So hängt in Christels Wohnzimmer ein Bild aus der Zeit vor 1945, auf dem sie mit Mutter und Bruder in Königsberg abgelichtet ist. Ludwik wiederum betont im Gespräch mit Stolz, dass sein Vater posthum mit dem höchsten polnischen Militärorden, dem *Virtuti Militari*-Kreuz, ausgezeichnet worden sei.

Weshalb ausgerechnet man selbst überlebt habe, während Angehörige ermordet wurden oder verhungert waren, versuchten viele von ihnen zu erklären, indem sie ihr Überleben auf höhere Mächte wie Gotteswillen, Schicksal etc. zurückführten. Die Frage nach dem „Warum ich?“ bestimmte dabei häufig die Auswahl der erzählten Episoden. Selbst wenn sich unsere Gesprächspartner hierfür eine Erklärung zurechtgelegt hatten, fühlten sich viele in ihrem Selbstbild doch derart verunsichert, dass sie während des Interviews versuchten, ihre Herkunft materiell zu fundieren und einen Schutzwall aus Dokumenten, Suchanträgen und Briefen um sich errichteten, den sie zur Hilfe für das Erzählen ihrer Lebensgeschichte benötigten. Vor allem in den Deutungskonstrukten der Wolfskinder waren jedoch immer wieder chaotische und zerrissene Narrative, Leerstellen sowie Rück- und Vorblenden auszumachen, die in vielen Fällen auf eine fragmentierte Identität schließen ließen, der die Kohärenz durch eine stimmige Erzählung versagt blieb.

Festzuhalten bleibt, dass vielen unserer Gesprächspartner die Identifizierung mit der eigenen Lebensgeschichte leichter fällt, seitdem sie ihr jahrzehntlang isoliert wahrgenommenes Einzelschicksal in ein übergeordnetes Kollektivschicksal verorten können. Unterstützt wurde dieser Prozess durch die Prägung zweier Begriffe, die sie in ihrem speziellen Schicksal charakterisieren und nicht nur von den Betroffenen selbst, sondern inzwischen auch von der Öffentlichkeit verstanden werden: Holocaustkind bzw. Wolfskind.

In diesen beiden Wörtern kulminieren ihre Kindheitserinnerungen, Verluste, Demütigungen, Hunger und Diskriminierungen, Sehnsucht nach Angehörigen und Heimat, Hoffnungen auf eine späte Wende zum Besseren und – je nach sozialer, ökonomischer und gesundheitlicher Verfassung – Resignation oder Selbstwertgefühl und ein bisschen Zufriedenheit.

5. Resümee

Menschliche Erinnerungen sind flüchtig, ihre Bedeutungsstrukturen und Bewertungsmuster verändern sich stetig. Alle Arbeiten, die sich auf erzählte Erinnerungen stützen, bieten somit lediglich eine Darstellung und Analyse sinnbildungsgebender Prozesse zum Zeitpunkt x – das gilt auch für Holocaustkinder und Wolfskinder.

Durch die Methode der Oral History konnten wir allerdings Erfahrungsräume und Erinnerungsstränge sichtbar machen, die aus schriftlichen Quellen nicht abzuleiten gewesen wären. Ebenso wurden bei beiden Gruppen die Versuche von Gesprächspartnern in besonderer Weise deutlich, sich in eine bestimmte Erinnerungskultur einzuschreiben und die eigenen Erinnerungen mit ebendieser in Einklang zu bringen. (vgl. Dejung 2008, 107)

Gleichzeitig reicht der Quellenwert unserer Interviews weit über Einblicke in die subjektiven Wahrnehmungen der Zeitzeugen hinaus. Die aufgezeichneten Gespräche gewähren Informationen über Lebensverhältnisse und Identitätskonstruktionen sowie Einsichten in Erinnerungsprozesse, Bewältigungsstrategien und die Bedeutung von Bildern und Narrativen für die Gruppen der Holocaustkinder und Wolfskinder. (vgl. Stephan 2005, 22)

Ob die von uns interviewten Personen als repräsentativ für den Kreis aller in Polen verbliebenen Holocaustkinder bzw. der in die deutsche Gesellschaft zurückgekehrten Wolfskinder gelten können, ist indes zu bezweifeln. Abgesehen von den bereits Verstorbenen lehnte ein Teil von vornherein eine Mitarbeit ab, andere werden von unserem Vorhaben gar nicht erfahren haben, weil sie ihr Schicksal bis heute absolut isoliert wahrnehmen. Diese Zeitzeugen verfügen sicherlich über weitere Erinnerungsstränge, die die bisher gewonnenen ergänzt hätten.

Doch auch so bleibt festzustellen, dass sich die Erfahrungsräume von polnischen Holocaustkindern und ostpreußischen Wolfskindern stark überschneiden. Angesichts ihrer unterschiedlichen Herkunft mag dies auf den ersten Blick überraschen, da unsere Wahrnehmungsmuster des Zweiten Weltkriegs bis heute darauf ausgerichtet sind, auch Kollektivbiographien von Kindern in nationale Deutungskategorien zu zwingen. Die Erinnerungen der Holocaustkinder als Angehörige der polnisch-jüdischen Opferseite müssten demnach konträr zu denen der Wolfskinder als Angehörige der deutschen Täterseite stehen.

Wie unzulänglich diese Herangehensweise jedoch ist, verdeutlichen die beschriebenen ähnlichen Bruchstellen und Lebensnarrative beider Gruppen. Zentraler Punkt sowohl bei Holocaustkindern als auch bei Wolfskindern ist die Einsamkeit, die sich aus den Verlust-, Gewalt- und Isolationserfahrungen der Kriegs- bzw. unmittelbaren Nachkriegszeit speiste und von mannigfaltig erlebter Geringschätzung des eigenen Schicksals und vom Nicht-gehört-werden-Wollen in den polnischen bzw. sowjetlitauischen und deutschen Nachkriegsgesellschaften noch potenziert wurde.

Dem entziehen konnten sich allenfalls Holocaustkinder, die unmittelbar nach dem Krieg nach Israel, Westeuropa oder in die USA auswanderten, wo sie ihre jüdische Identität nicht zu verstecken brauchten und gleichzeitig ihre polnische bewahren konnten. (siehe hierzu Wiszniewicz 2008) Dagegen gab es für Holocaustkinder, die sich im kommunistischen Polen über ihre jüdische Herkunft und ihr spezielles Verfolgungsschicksal zu definieren versuchten, ebenso wenig Platz wie für zurückgekehrte Wolfskinder in beiden deutschen Teilstaaten.

In Polen drohte das angestrebte Ideal der homogenen sozialistischen Mehrheitsgesellschaft gestört zu werden, was bei einer Differenzierung in polnische und jüdische Kriegsschicksale zwangsläufig passiert wäre und folgerichtig auch eine Auseinandersetzung mit den polnischen Kollaborateuren und der Beteiligung an der Vertreibung der Deutschen nach sich gezogen hätte. Nicht zufällig erfolgte die Gründung des Verbandes der überlebenden polnischen Holocaustkinder erst im Jahre 1991, als nach dem Ende des Sozialismus und ihrem bereits abzusehenden Eintritt ins Rentenalter vielen Betroffenen das Risiko eines gesellschaftlichen *Coming-Outs* überschaubarer erschien.

Auch Litauens Unabhängigkeit gab für die dort verbliebenen Wolfskinder im Jahre 1991 erst das Signal, ihre Interessenvertretung „Edelweiß“ zu gründen.

Unter dem Dach beider Vereine kristallisierten sich alsbald Merkmale von kollektiven Identitäten, die den Betroffenen im Prinzip qua Mitgliedschaft einen Opferstatus zubilligten und ihnen zugleich auch mehr oder weniger komplexe und vorgefertigte Erinnerungsmuster mitlieferten. (vgl. hierzu auch Dejung 2008, 107; Stephan 2005, 20 ff.)

Bis heute sind gänzlich unorganisiert und daher auch deutlich heterogener aufgestellt sind dagegen die zwischen 1948 und den 1970er Jahren in die deutsche Gesellschaft zurückgekehrten Wolfskinder. Während in der DDR die Schicksale der im nördlichen Nachkriegsostpreußen verbliebenen Zivilbevölkerung von Seiten des Staates systematisch verharmlost und teils gar negiert wurden, herrschte in der Bundesrepublik spätestens seit den 1970er Jahren trotz breiter Fürsorgemaßnahmen für Rückkehrer durch staatliche und karitative Stellen ein gesellschaftliches Klima, welches in nahezu jedem interviewten Wolfskind das Gefühl erzeugte, angesichts der übermächtigen Kriegsverbrechen Deutschlands kein Anrecht auf eine Würdigung des eigenen Schicksals zu besitzen.

Vereint sind die von uns interviewten Holocaustkinder und Wolfskinder in ihren existenziellen Erfahrungen von Gewalt, Tod, Entwurzelung und Versteckspiel. Keine der sie aufnehmenden Nachkriegsgesellschaften konnte oder wollte den seelischen Nöten dieser Menschen auf angemessene Weise begegnen. Unabhängig von ihrer Herkunft und der damit implizierten Zugehörigkeit zur Opfer- oder Täterseite haben ihre transnationalen, transreligiösen und transkulturellen Erfahrungen sie zu isolierten Außenseitern werden lassen, die lebenslang bestrebt waren, ein integraler Teil der Mehrheitsgesellschaft zu werden. Heute verbindet sie nicht zuletzt der Wunsch, mit ihrer Lebensgeschichte doch noch ein angemessenes Plätzchen im öffentlichen Bewusstsein ihrer Länder zu erhalten.

LITERATUR

Assmann, Aleida (2001): Wie wahr sind Erinnerungen?, in: Harald Welzer (Hg.): Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung, Hamburg, 103-122.

- Beer, Matthias (1998): Im Spannungsfeld von Politik und Zeitgeschichte. Das Großforschungsprojekt „Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, 46, 345-389.
- Blumenberg, Hans-Christoph (2006): Die Kinder der Flucht. Wolfskinder (Staffel 2), ZDF.
- Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (1953-1962): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa 8 Bd., Bonn.
- Dejung, Christof (2008): Oral History und kollektives Gedächtnis. Für eine sozialhistorische Erweiterung der Erinnerungsgeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft, 34, 96-115.
- Dwork, Deborah (1991): Children with a Star. Jewish Youth in Nazi Europe, New Haven/London.
- Friedmann, Alexander, Elvira Glück und David Vyssoki (1999): Überleben der Shoah – und danach. Spätfolgen der Verfolgung aus wissenschaftlicher Sicht, Wien.
- Hagemann, Karen (1990): „Ich glaub‘ nicht, daß ich Wichtiges zu erzählen hab‘...“ Oral History und historische Frauenforschung, in: Herwart Vorländer (Hg.): Oral History – mündlich erfragte Geschichte, Göttingen, 29-48.
- Kalinke, Heinke M. (2011/2012): Zur Bedeutung „lebendiger Erinnerung“ für die Erforschung und Dokumentation von Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa – das Projekt des Bundesinstituts, in: Heinke M. Kalinke (Hg.): Zeitzeugenberichte zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa im 20. Jahrhundert. Neue Forschungen, Oldenburg, Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa 2011/2012. URL: <http://www.bkge.de/52803.html>, letzter Zugriff: 31. Oktober 2012.
- Keilson, Hans (1999): Sequentielle Traumatisierung bei Kindern durch „man-made-disaster“, in: Alexander Friedmann, Elvira Glück und David Vyssoki (Hg.): Überleben der Shoah – und danach. Spätfolgen der Verfolgung aus wissenschaftlicher Sicht, Wien, 109-126.
- Kibelka, Ruth (1996): Wolfskinder. Grenzgänger an der Memel, Berlin.
- Marks, Jane (1994): Die versteckten Kinder. Dokumente von Angst und Befreiung, Augsburg.
- Muhtz, Christoph, Christine von Alm, Kathrin Godemann, Caharlotte Wittekind, Lena Jelinek, Alexander Yassouridis und Michael Kellner (2011): Langzeitfolgen von in der Kindheit am Ende des II. Weltkriegs erlebter Flucht und Vertreibung, in: Psychother Psych Med, 61, 233-238.
- Muth, Kerstin (2004): Versteckte Kinder. Trauma und Überleben der „Hidden Children“ im Nationalsozialismus, Gießen.
- Petry, Erik (2006): Teilnehmende Beobachtung oder Oral History? Zur Quellenkritik von Interviews, in: Peter Haber, Erik Petry und Daniel Wildmann (Hg.): Jüdische Identität und Nation. Fallbeispiele aus Mitteleuropa, Wien, 140-154.
- Reulecke, Jürgen und Lu Seegers (Hg.) (2009): Die „Generation der Kriegskinder“. Historische Hintergründe und Deutungen, Gießen.
- Schreiber, Birgit (2005): Versteckt. Jüdische Kinder im nationalsozialistischen Deutschland und ihr Leben danach, Frankfurt/Main.
- Śliwowska, Wiktoria, Jakub Gutenbaum, Agnieszka Latała, Katarzyna Meloch und Halina Szostkiewicz (Hg.) (1993-2012): Dzieci Holocaustu mówią 4 Bd., Warszawa.
- Stein, Andre (1999): Versteckt und Vergessen. Kinder des Holocaust, München.
- Stephan, Anke (2005): Erinnerungtes Leben: Autobiographien, Memoiren und Oral-History-Interviews als historische Quellen, München.
- Wiszniewicz, Joanna (2008): Życie przecięte. Opowieści pokolenia marca, Warszawa.

Jung interviewt Alt – Ein Lehrstück des Scheiterns

Linde Apel

Zusammenfassung

Der Einsatz von Zeitzeugen im Schulunterricht scheint umso mehr Konjunktur zu haben, je länger die relevante Periode, insbesondere die Zeit des Nationalsozialismus, zurück liegt. Lehrer versprechen sich viel von dem per se als lehrreich geltenden Kontakt zwischen den Generationen. Allerdings verbleiben diese zweifellos eindrucksvollen Begegnungen, die sich in den Lehrplan sicherlich nicht immer einfach integrieren lassen, häufig im Eindimensionalen, zu einem Dialog oder einer Analyse des Erzählten kommt es selten. Ähnlich der Verwendung von Zeitzeugen in den Medien scheint es auch in den Schulen nicht immer um eine kritische Auseinandersetzung mit dem Gesagten oder der subjektiven Verarbeitung des Erlebten zu gehen, sondern eher um Anerkennung, Wohlbefinden sowie geschichtspolitisch und moralisch korrektes Verhalten. Der folgende Beitrag beschreibt einen gescheiterten Versuch, über einen rein affirmativen Umgang mit Interviews zwischen Jung und Alt hinauszugehen. Ursprünglich als Nachwort eines Buches vorgesehen, das Interviews von Schülerinnen und Schülern einer 9. Klasse mit Frauen und Männer zu ihren Erfahrungen in Krieg und Nationalsozialismus enthält, wurde es nicht veröffentlicht, da einer der Interviewten seine Interpretationshoheit nicht hinterfragt sehen wollte. Konflikte dieser Art sind womöglich kein Einzelfall.

Vorbemerkung

Vor einiger Zeit trug ein Pastor an mich den Wunsch heran, Interviews zu kommentieren, die eine 9. Schulklasse einer staatlich anerkannten freien Schule in einer Mittelstadt in Norddeutschland im Rahmen des Geschichtsunterrichts mit Angehörigen der älteren Generation zu den Themen Nationalsozialismus, Krieg und Nachkriegszeit geführt hatte.¹ Offenbar hatte er von der Arbeit der Werkstatt der Erinnerung, dem Oral-History-Archiv der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg erfahren. (Apel 2011) Da er plante, die Interviewtranskripte als Buch in einer von ihm edierten Reihe herauszugeben, hielt er einen Beitrag von wissenschaftlicher Seite, den er als Nachwort vorgesehen hatte, wohl für eine gute Ergänzung. Eine inhaltliche Einschränkung machte er nicht, sondern ließ mir freie Hand. Ich habe diese Aufgabe gern übernommen und mich intensiv mit den Interviews beschäftigt, die mir in schriftlicher und bearbeiteter Form zur Verfügung standen. Nach intensiver Lektüre der Transkripte begann ich, einen Text für Jugendliche zu entwerfen. Ich bemühte mich dabei, eine verständliche Sprache zu verwenden, Fremdwörter möglichst zu vermeiden und auf

1 Die Namen der Beteiligten und die erwähnten Orte wurden anonymisiert.

Fußnoten zu verzichten. Eine Liste mit weiterführender Literatur sollte zum Weiterlesen anregen. In meinem Beitrag formulierte ich zunächst mein Interesse an Interviews dieser Thematik, die meiner Ansicht nach stark davon geprägt sind, dass überwiegend nichtverfolgte Deutsche von sehr viel Jüngeren, teils Verwandten, über ihre Erinnerungen an Nationalsozialismus und Krieg befragt werden. Dann arbeitete ich anhand von ausgewählten Interviews deutungsoffene Lesarten heraus und verfasste Interpretationsangebote zu einzelnen Interviewpassagen. Darüber hinaus war es mir wichtig, an einigen Beispielen die Interviewdynamik zwischen Jung und Alt zu kommentieren. Dieser Artikel (und die Literaturliste) sind im Anschluss nachzulesen. Der Aufsatz ist allerdings in dem geplanten Band nie erschienen. Wie es dazu kam und wie dies heute in Zeiten der allgegenwärtigen, teils selbsternannten Zeitzeugenschaft zu verstehen ist, findet sich in der Nachbemerkung.

*Jung interviewt alt – Gespräche über Nationalsozialismus,
Krieg und Nachkriegszeit*

„Das schönste am Gedächtnis sind die Lücken.“ – Peter Ensikat

Schülerinnen und Schüler der 9. Klasse haben im Rahmen ihres Geschichtsunterrichts beeindruckende Quellen erarbeitet: Sie interviewten Frauen und Männer über ihre Erfahrungen in Krieg, Nationalsozialismus und Nachkriegszeit. Als Leiterin der „Werkstatt der Erinnerung“, des Oral-History-Archivs der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, bin ich für Interviews zuständig, die mit ganz unterschiedlichen Frauen und Männern in Hamburg und Norddeutschland geführt wurden. Ein wichtiger Teil der Sammlung besteht aus Interviews mit Personen, die im Nationalsozialismus verfolgt wurden oder Widerstand geleistet haben. Denn die „Werkstatt der Erinnerung“ wurde vor 20 Jahren ausdrücklich gegründet, um die Stimmen von Verfolgten und derjenigen, die gegen den Nationalsozialismus Widerstand geleistet haben, aufzunehmen und zu archivieren.

Die Interviewpartner der Schülerinnen und Schüler stammen hingegen eher nicht aus dem Milieu derjenigen, die dem Nationalsozialismus in der Zeit seiner Existenz kritisch gegenüberstanden. Gleichwohl halte ich die entstandenen Interviews für ausgesprochen lesenswert. Einige habe ich exemplarisch untersucht, um über das Transkript, die schriftliche Fassung des Gesprächs, hinaus zu zeigen, was alles in einem Interview „drinsteckt“, was bei genauem Hinsehen angesprochen, aber auch nicht angesprochen wird und wie es sich verstehen lässt. Es ist ein sehr wertvoller Bestand an Interviews entstanden. Vielleicht ergibt sich die Möglichkeit, die Interviewpartner in einigen Jahren erneut zu befragen, mit dem genaueren Wissen darüber, woher sie stammen und was sie erlebt hatten. Aus wissenschaftlich-historischer Sicht würde sich das in jedem Fall lohnen.

Gut gefallen an den Interviews hat mir, dass sie bei den Befragten zuhause durchgeführt wurden. Die Interviewten mussten also nicht der ganzen Schulklasse Rede und Antwort stehen, sondern sie trafen einzelne Schülerinnen und Schüler oder eine kleine Gruppe in ihrem vertrauten Umfeld. Das ist auch deshalb sinnvoll, weil die Interviewten sich in diesem Rahmen weniger als Zeitzeugen verstehen, die etwas „zu bieten

haben“ und eine ganze Klasse mit möglichst spannenden Anekdoten unterhalten müssen, sondern sich besser auf sich selbst und ihr Gegenüber besinnen können.

Einführende Gedanken

Über den Nationalsozialismus zu sprechen, ist für diejenigen, die ihn erlebt haben, auch Jahrzehnte später nicht einfach. Die Tatsache, dass es heute als hoher Wert gilt, diese Zeit erlebt zu haben und darüber sprechen zu können, macht es nicht leichter, denn die Angehörigen der Erlebnisgeneration werden immer weniger. Die Schülerinnen und Schüler, die sich auf das Interviewprojekt eingelassen haben, machten mit diesen Schwierigkeiten ihre Erfahrungen. Manche Fragen wurden gar nicht beantwortet. Andere wurden zwar beantwortet, die Antworten hatten aber mit der Frage nichts zu tun. Interviewpartner können nämlich ausgesprochen eigensinnig sein. Häufig haben sie ihre eigene Agenda, verfolgen persönlich für sie wichtige Themen, unabhängig davon, welche Fragen ihnen gestellt werden. Dieses Verhalten stellt sicherlich eine besondere Herausforderung der Oral History dar und kann zu Enttäuschung auf Seiten der Interviewer, aber auch zu lohnenden Einblicken in die Erzählinteressen der Interviewten führen.

Ein Interview hat immer viel mehr Facetten, als in der Abschrift der Aufnahme sichtbar wird. Das Transkript stellt lediglich eine stark eingeschränkte Version des an sich flüchtigen Moments der Kommunikation dar, die neben dem gesprochenen Wort auch Gesten und Körpersprache, nonverbale Kommunikation, die aus unterschiedlichsten Gründen veränderte Tonlage, die Sprachmelodie, Betonung, Rhythmus oder Wortabbrüche, Stottern oder Schweigen, umfasst. All das wird in den Transkripten, wie sie im Buch vorliegen, nicht sichtbar. Man ist (fast) ausschließlich auf die geschriebenen Sätze angewiesen, viele Ebenen der Interviewkommunikation sind nicht erkennbar.

Wenn ich Interviews lese, die sich mit der Zeit des Nationalsozialismus beschäftigen, interessiert mich natürlich, worüber gesprochen wird. Mindestens genauso neugierig bin ich aber darauf, worüber geschwiegen wird, was nicht an- oder ausgesprochen wird oder werden kann. Ich habe mir daher genau angesehen, wie geredet wurde, welche Bilder verwendet und ihnen innewohnende Vorstellungen vermittelt wurden. Und natürlich wollte ich wissen, wie die Schülerinnen und Schüler auf die Interviewaussagen reagiert haben – ob sie sich am vorgegebenen Leitfaden „festgehalten“ haben, oder ob sie nachfragen, nachhaken konnten und nicht gleich aufgaben, wenn ihre Gegenüber eine Frage ganz anders (oder gar nicht) beantworteten als erwartet.

Ich gehe davon aus, dass das Sprechen über den Nationalsozialismus von vielen Einflüssen geprägt ist. Wie darüber gesprochen wird, hängt u.a. davon ab, welche Erfahrungen gemacht wurden. Die Erfahrungen sind wiederum vom Wohnort und Lebensmittelpunkt geprägt, also davon, ob der Interviewpartner oder die Interviewpartnerin in einer Großstadt oder in einem Dorf gelebt hat; aber auch davon, wie alt die Person zu diesem Zeitpunkt war und ob sie als Mann oder Frau, als Junge oder Mädchen gemacht hat. Auch die soziale Herkunft – waren die Befragten wohlhabend oder eher arm –, der gesellschaftliche Hintergrund – sangen sie im Kirchenchor oder waren sie Mitglied im Arbeitersportverein –, prägen ein Interview. Letztlich kann sogar die Tagesform, Gesundheit oder Krankheit und was man am Morgen im Radio gehört, am Vorabend im Roman gelesen oder in der vergangenen Woche im

Kino gesehen hat, im Interview von Bedeutung sein. Nicht zuletzt wird ein Interview auch von der Person geprägt, die fragt und die in diesem Fall zur Enkelgeneration gehörte.

Wenn die Zeit des Nationalsozialismus Thema eines Interviews sein soll, wird häufig in erster Linie gar nicht darüber, sondern über den Krieg gesprochen. Dafür gibt es im vorliegenden Band viele Beispiele. Dieses verkürzte Sprechen über den Nationalsozialismus wurde von den Interviewerinnen und Interviewern gelegentlich bestärkt, weil sie gleich danach fragten. Oft wird sogar überwiegend vom Ende des Krieges erzählt, von einer Zeit also, in der die Menschen schlimme Erfahrungen machten, weil ihnen der Krieg mit seiner Gewalt sehr nah kam. Das ist durchaus nachvollziehbar, denn diese Erlebnisse waren lebensgefährlich, und man hoffte, dass sie nie wieder geschehen. Aber wir sollten auch bedenken, dass es älteren Menschen schwer fällt, wissbegierigen Jugendlichen realistisch von Krieg zu erzählen, weil sie sie schonen möchten und sie nicht mit Erzählungen von Gewalt und Unrecht belasten wollen. Im vorliegenden Band finden wir allerdings auch recht drastische Schilderungen davon, welche Auswirkungen der Bombenkrieg auf die Menschen hatte.

Freilich kann ein Schwerpunkt auf den Kriegserlebnissen, die man erlitten hat oder unter denen man sich bewähren musste, dazu führen, dass andere für uns heute interessante Themen gar nicht erwähnt werden. Es mag daran liegen, dass sie von Erinnerungen überdeckt werden, die sehr viel anstrengender auszusprechen gewesen wären, oder weil es leichter ist, über etwas zu sprechen, was man erlitten hat, als darüber, was man damals aktiv mitgetragen hat und im Nachhinein am liebsten nicht getan hätte. Denn es gibt gegenwärtig ein breites gesellschaftliches Einvernehmen darüber, dass der Nationalsozialismus ein verbrecherisches System gewesen ist. Daher ist es durchaus nachvollziehbar, dass viele nicht darüber Auskunft geben wollen, wie fasziniert und begeistert sie von der Hitler-Jugend oder von den vielen anderen Angeboten waren, sich am NS-System zu beteiligen. Vielleicht wird diese Zeitspanne deshalb selten erwähnt, weil die Vorkriegszeit als normaler, als uninteressanter, gleichförmiger Alltag erlebt wurde, in dem nichts erinnens- und erzählenswertes geschah. Da man aber heute weiß, was an Unrecht und Verbrechen längst vor dem Krieg geschah, kann es für viele schwierig sein, diese gegensätzlichen eigenen Erfahrungen auszusprechen.

Die Interviews

Mein vordringliches Interesse an Interviews mit Frauen und Männern, die den Nationalsozialismus erlebt haben, liegt darin herauszufinden, wie es dazu kommen konnte, dass so viele Deutsche ein verbrecherisches System gestützt haben. Dies geht aus den Aussagen natürlich nicht direkt hervor, aber es finden sich spannende Hinweise, denen nachzugehen sehr lohnenswert ist. Auch dies möchte ich an den in diesem Band versammelten Gesprächen überprüfen.

Aber schauen wir doch nun in die Interviews. Im Buch sind 17 Gesprächsprotokolle abgedruckt, es wurden neun Männer und sieben Frauen interviewt. Die Älteste gehört dem Geburtsjahrgang 1915 an, der Jüngste wurde 1939 geboren. Vier Interviews habe ich ausgewählt und sie etwas gründlicher in Augenschein genommen. Damit möchte ich sie aber nicht bewerten. Alle Interviews wären es wert gewesen, ausgiebig analysiert zu werden.

„Man musste schließlich aber doch miteinander auskommen.“ Das Interview mit Hugo Thode

Hugo Thode, der von sich sagt, dass er sich für „Früher“ interessiert und an der Chronik seines Dorfes mitgearbeitet habe, gehört dem Jahrgang 1935 an. Er war also zum Zeitpunkt des Kriegsendes zehn Jahre alt, ein Junge, der mit seinen Eltern, seinen Großeltern und seinen vier Geschwistern in einem Dorf im Westen Norddeutschlands gelebt hat. Die längsten Passagen des Interviews behandeln die Kriegszeit aus einer typischen altersgemäßen Wahrnehmung heraus, da sein Heimatdorf in der Einflusszone der US-amerikanischen und britischen Flugzeuge lag. Daher erlebte er zahlreiche Flüge von Bombenflugzeugen mit, die gelegentlich angegriffen wurden, ihre Bombenlast in seiner Nähe abwarfen oder abgeschossen wurden. Am tiefsten hat sich ihm die Bombardierung einer Raffinerie eingeprägt. Beeindruckend ist, wie genau er sowohl den Ablauf der Bombenangriffe als auch die technischen Details schildern kann.

...das waren Stabbrandbomben, etwa 40 Zentimeter lang, achteckig und unten war ein Eisenkopf dran, der war etwa zehn Zentimeter hoch, damit die mit dem Kopf zuerst nach unten fielen. Oben war eine Blechdose drauf. Unter dieser Blechbüchse war so Magnesium und hinten drauf war ein Zünder, alles sechs- oder achteckig.

Wer diese Zeilen liest, hat nicht den Eindruck, als würde Hugo Thode von einem Ereignis sprechen, das bald 70 Jahre zurück liegt ist, so präsent sind ihm die technischen Details, die „Tannenbäume“, die vorbereitend herabgelassen wurden, und die Folgen der Bombardierungen. Es wird deutlich, dass ihn als Junge die großen Maschinen, die Technik, das „Feuerwerk“ der Bombenangriffe fasziniert hat. Er hat sogar – von größeren Jungen mitgenommen, auch das ein erinnerenswertes Ereignis in seinem Leben, weil es ihm wahrscheinlich verboten war – die Überreste der Bomben anschließend aufgesammelt. Damit hat er auf alters- und geschlechtsgemäß typische Weise seiner Begeisterung für den Krieg Ausdruck verliehen. Damit ist er nicht der einzige. Wie er haben viele heranwachsende Jungen den Bombenkrieg nicht so sehr als Bedrohung, sondern als aufregende Ausnahmezeit empfunden. Hugo Thode formuliert dies mit den Worten: „Also, das war etwas ganz Besonderes.“

Bemerkenswert aber finde ich an dem Interview etwas anderes, das viel weniger auffällig, in kurzen Erwähnungen mal hier, mal da im Gespräch auftaucht. Eine der ersten Fragen bezog sich darauf, ob er Mitglied in einer der nationalsozialistischen Organisationen gewesen sei. Er stellt es so dar, als habe er (und alle anderen) keine andere Wahl gehabt, als sein Kreuz bei der NSDAP zu machen. Eine aufschlussreiche Antwort, denn als kleiner Junge durfte er ja noch gar nicht wählen. Hier hätte man eigentlich eine ganz andere Antwort erwartet. Vielleicht eine Erzählung über seine Zeit im Jungvolk, denn Herr Thode war ja bei Kriegsende erst zehn Jahre alt. Stattdessen macht er sich im Rückblick viel älter, als er tatsächlich war. Er spricht hier also nicht von sich, sondern nimmt eine andere Position ein, nämlich die des Dorfchronisten und Historikers seiner Zeit, der für alle Auskunft geben kann. Eigentlich, so scheint mir, möchte er aber seine Befürchtungen deutlich machen, dass es im Dorf

für ihn unangenehm geworden wäre, wenn er nicht das getan hätte, was alle taten, nämlich Mitglied in der Hitlerjugend zu sein.

„Man musste schließlich aber doch miteinander auskommen.“ Auch das kann man in viele Richtungen interpretieren. Es könnte bedeuten, dass er sich heute noch an den Druck von Gleichaltrigen erinnert, den er als Junge gespürt hat. Er könnte sein, dass er sich an die damals vorherrschende Sicht- und Verhaltensweise erinnert. Man könnte den Satz aber auch so verstehen, dass er heute für sein Verhalten von damals um Verständnis wirbt, weil man ja auch nach dem Krieg längerfristig in einem Dorf mit seinen überschaubaren sozialen Beziehungen miteinander auskommen musste. Er erzählt weiter, dass er im Nachbarort in die Hitlerjugend eintrat, und geht schnell dazu über zu schildern, dass er es bedauerte und was ihm daran nicht gefiel, unter anderem, dass er von den HJ-Führern garstig behandelt wurde, aber auch, dass er nicht am Geburtstag seines Großvaters teilnehmen konnte, weil er an dem Tag „Dienst“ hatte. Beim Lesen erhält man den Eindruck, dass er nur Hitlerjunge geworden ist, weil er einen gewissen sozialen Zwang zur Anpassung gespürt hat, denn es hätten alle getan, und er wäre als Ausnahme unangenehm aufgefallen. An dieser Stelle des Interviews sagt er nicht, was viele andere auf Fragen dieser Art häufig antworten, nämlich ob er es nun eigentlich gern wollte, ob er unbedingt – wie so viele in der Zeit – auch eine Uniform tragen wollte, ob ihm die gemeinsamen Fahrten und Abenteuer Spaß gemacht haben oder ob er einfach dazugehören wollte. Sondern er verweist gleich darauf, dass er quasi eintreten musste, er also eigentlich dafür nicht verantwortlich zu machen ist. Erst viel später im Interview wird deutlich, was er tatsächlich für ein Verhältnis zum Nationalsozialismus hatte. Er hat nämlich durchaus darunter gelitten, dass seine Familie etwas anders war als alle anderen. Als er gefragt wird, ob er für oder gegen die Nazis gewesen sei, erzählt er, dass nur vor dem Haus seiner Eltern nicht geflaggt gewesen sei, im Gegensatz zu allen anderen Häusern des Dorfes, vor denen die Hakenkreuzfahne geweht habe. Auf seine Initiative sei dann auch bei seinen Eltern eine Fahne angebracht worden.

Aber das war ich alleine, Opa hat vielleicht noch mitgeholfen, aber die Eltern waren nicht dafür.

Uns mag es heute seltsam vorkommen, dass es dem kleinen Jungen, der Herr Thode damals war, so wichtig war, dass auch vor seinem Elternhaus die Hakenkreuzfahne hing. Aber in einem Dorf, in dem jeder jeden kennt, stellte eine fehlende Fahne ein sehr sichtbares Zeichen für Distanz zum herrschenden politischen Regime dar. Von vielen, die dem Nationalsozialismus kritisch gegenüber eingestellt waren, weiß man, dass sie damals zumindest ein kleines Fähnchen herausgehängt haben, damit sie eben nicht auf den ersten Blick als Kritiker oder Gegner erkennbar waren. Dies ist das einzige Mal, dass Hugo Thode sagt, dass er sich aktiv für einen Aspekt des Nationalsozialismus eingesetzt habe. Ansonsten hält er sich völlig mit einer Einschätzung zurück und erweckt den Anschein, als habe er schon damals die Meinung vertreten, die heute bei allen Zustimmung findet: dass nämlich der Nationalsozialismus abzulehnen sei. Nur sei eben der Druck so stark gewesen, dass alle hätten mitmachen müssen.

So erklärt er auch die Entscheidung seines Vaters, in die NSDAP einzutreten, damit, dass die gesamte Familie Probleme bekommen hätte, wenn er es nicht getan

hätte. Um sie zu schützen, sei der Vater dann doch Parteimitglied geworden, obwohl er den Nationalsozialismus, im Gegensatz zum Großvater Hugo Thodes, der SA-Mitglied gewesen sei, abgelehnt habe. Auch dies ist ein nicht ungewöhnlicher nachträglicher Umgang mit dem Nationalsozialismus: Es wird so dargestellt, als hätten alle keine andere Möglichkeit gehabt als mitzumachen. Wirklich überzeugt war aber eigentlich keiner. Auf diese Weise muss heute niemand so recht für sein Verhalten Verantwortung übernehmen. Dieser Aspekt der Anpassung, der sozialen Kontrolle und der Angst vor Nachteilen oder Strafen ist von großer Bedeutung, wenn man versuchen will zu verstehen, wie das nationalsozialistische System funktioniert hat.

Eine andere Passage im Interview lässt aber an der Distanz des Vaters zum NS-System zweifeln. Es ist durchaus denkbar, dass sein Vater in die Partei eingetreten ist, um, wie sein Sohn an anderer Stelle im Interview erwähnt, ein großes Gut in der Ukraine zu erhalten. Wie Thode selbst sagt, wurden diese privilegierten Bauern „Sonderführer“ genannt. Sein Vater hatte dafür eine besondere Landwirtschaftsschule besucht. Wir können nicht wissen, was er dort getan hat und unter welchen Bedingungen er aufgenommen wurde. Herr Thode selbst formuliert es folgendermaßen:

Ich habe einen Brief von meinem Vater, indem er schreibt: „Wir sind zu dritt in die Ukraine gekommen, in die Nähe von Schytomyr“, diese Landwirte nannte man dann Sonderführer, „wir sind zu dritt auf 65.000 Hektar Land, wovon etwa 4.000 Hektar gepflügt werden können und in einem Zustand sind, dass man dort Getreide oder anderes anbauen kann. Unsere erste Aufgabe wird es sein, dass die Bevölkerung, die hier noch lebt, was zu essen bekommt.“ In der Ukraine sollte das Getreide wachsen, um in Deutschland die Menschen zu ernähren.

Im obigen Zitat ist ein Widerspruch enthalten: Herr Thodes Vater schrieb, er solle die dort lebende Bevölkerung mit Nahrungsmitteln versorgen. Er selbst schließt unmittelbar an, dass die Menschen in Deutschland ernährt werden sollten. Was hat es mit diesen gegensätzlichen Aussagen auf sich? Sie lassen sich nicht so einfach auflösen. Ein grundsätzliches Ziel des Angriffs der deutschen Wehrmacht auf die Sowjetunion, „Unternehmen Barbarossa“ genannt, lag jedenfalls darin, sich die Gebiete anzueignen, die Bevölkerung umzubringen oder auszuhungern, die landwirtschaftlichen Produkte für das Deutsche Reich zu verwenden und die gesamte Region für die deutsche Kolonisierung vorzubereiten. Denn die nationalsozialistische Politik sah die Ukraine vor allem als „Lebensraum“, als ein Siedlungsgebiet für die Deutschen nach dem Krieg. Auf diese Weise sollte die deutsche Bevölkerung mit Agrarprodukten versorgt und die Bevölkerung vor Ort dem Hungertod ausgeliefert werden. Zur Führung der großen Güter wurden die „landwirtschaftlichen Sonderführer“ benötigt. Häufig wurden dort einheimische Zwangsarbeiter, d.h. Häftlinge oder Kriegsgefangene, beschäftigt und brutal ausgebeutet. Ob also sein Vater dem NS-System tatsächlich so distanziert gegenüber stand, wie er behauptet, erscheint vor diesem Hintergrund fraglich. Es könnte aber auch ganz anders gewesen sein. Denkbar ist, dass Hugo Thodes Vater sich von dem Umzug ins ferne Shitomir erhoffte, der Enge des Heimatdorfes zu entfliehen, in dem er sich wegen seiner Position als politischer Außenseiter nicht sonderlich wohlfühlte.

Beim mehrmaligen Lesen des Interviews verfestigt sich der Eindruck, dass der Nationalsozialismus für Herrn Thode insgesamt keine entbehrungsreiche, gefährvolle oder aus anderen Gründen negativ besetzte Zeit gewesen ist. Denn auf die Frage der Jugendlichen danach, wie sich die Familie ernährt habe, stellt er fest, dass die „Nachkriegszeit [...] eigentlich die schlechteste Zeit“ gewesen sei. Dann nämlich sei es erst richtig schwierig gewesen, an genügend Lebensmittel heranzukommen, und es seien sogar Mangelkrankheiten aufgetreten. Für ihn scheint die Kriegszeit, ebenso wie der Nationalsozialismus, den er als kleiner Junge ohnehin nicht richtig durchschaute, der ihn aber stark geprägt hat, nicht wirklich schlimm gewesen zu sein. Wenn man vorsichtig war und sich angepasst, nichts falsches gesagt und getan hat, ist man gut durch gekommen und kehrte nicht, wie ein Bauer, der für eine kritische Bemerkung denunziert und in ein Konzentrationslager eingeliefert wurde, „im Zinksarg zurück“, wie Herr Thode erwähnt.

Zugleich war die unmittelbare Nachkriegszeit für ihn aber extrem spannend, weil die Region, in der er lebte, zu jenem Sperrgebiet gehörte, in dem ehemalige Wehrmachtssoldaten und höhere Ränge unter britischer Oberherrschaft interniert waren und sich selbst verwalteten. Einige waren bei Herrn Thodes Familie einquartiert. Er erlebte sie also unmittelbar und erzählt davon besonders lebhaft, anschaulich und mit vielen Details.

Dieses relativ kurze Interview ist eine komplexe Quelle, die eine Vielfalt von Aspekten anspricht, die sich hinter dem großen Thema Nationalsozialismus und Krieg verbergen. Die jugendlichen Interviewer fanden es interessant, wie sie im Nachtrag schreiben. Das ist es tatsächlich. Auf den ersten Blick wirkt das Interview vielleicht eindeutiger, als es nach mehrmaligen Lesen zu sein scheint. Letztlich bleibt etwas unklar, welches Verhältnis der Vater zum Nationalsozialismus gehabt hat. Dafür hätte man noch etwas genauer nachfragen müssen. Vermutlich wäre es aufschlussreich gewesen, wenn die Jugendlichen in die Briefe des Vaters hätten hineinschauen können, um sich selbst ein Bild von seinen Aufgaben in der Ukraine zu machen. Dies ist aber eine Aufgabe, die man von Studierenden und Wissenschaftlern verlangen kann, von Neuntklässlern jedoch nicht. Aber die Mischung aus Anpassung und Attraktion, aus Andeutungen und Anekdoten über den Krieg und der Einsicht, dass die Nachkriegszeit die schlimmere war, wird den Jugendlichen sicherlich zu denken gegeben haben. Zurück bleibt ein mehrdeutiger Eindruck von Herrn Thodes Erzählung – und das ist sicherlich nicht das Schlechteste. Denn so eindeutig negativ wie heute über Krieg und Nationalsozialismus gesprochen wird, scheint es für Herrn Thode – und mit ihm für viele andere auch – nicht gewesen zu sein, so jedenfalls hat er es nicht erlebt. Auch wenn er sich heute immer wieder vom Krieg und NS-System distanziiert, bleibt erkennbar, dass ihn damals als Kind vieles begeistert und fasziniert hat.

„Aber ich persönlich habe überhaupt nichts getan.“ Das Interview mit Edgar Rethmann

Ganz unerwartet stellt sich für mich das Interview mit dem 1922 geborenen Edgar Rethmann dar. Man erfährt nicht, wo er damals gelebt hat. Ich vermute, dass er in einer norddeutschen Großstadt aufgewachsen ist. Er wurde zu Kriegsbeginn im Alter von 17 Jahren als Soldat in die Wehrmacht eingezogen. Ich hätte angenommen, dass dieser Interviewpartner ausgiebig von seinen Kriegserfahrungen erzählt, von den Ländern und Regionen, in denen er eingesetzt war, und von dem, was er dort erlebt

hat, denn schließlich gelangten viele Männer auf diese Weise zum ersten Mal ins Ausland. Aber all das erwähnt er überhaupt nicht. Stattdessen kommt er mehr oder weniger sofort auf seine Gefangenschaft zu sprechen. Im Mai 1945, unmittelbar vor Kriegsende, geriet er in der Sowjetunion in Kriegsgefangenschaft, wo ihm im Winter des Jahres bei der Zwangsarbeit sein Fuß erfror. Später musste ihm nach und nach das gesamte Bein amputiert werden. Befragt nach seinen schrecklichsten Erinnerungen schildert er, wie es dazu kam, und erklärt, dass er es einer russisch-jüdischen Ärztin zu verdanken habe, dass er nach Hause zurückkehren konnte. Dies erwähnt er in anerkennender Weise. Er sagt:

Obwohl wir Deutschen die Juden verfolgt hatten, hat eine jüdisch-russische Ärztin dafür gesorgt, dass ich nach Hause konnte.

In seiner Erläuterung ist ein sehr indirektes Schuldeingeständnis enthalten. Die drei Jugendlichen, die ihn interviewten, stellten daraufhin eine angemessene, in den Kontext passende Frage, die zeigt, wie gut sie sich auf das Thema des Interviews vorbereitet haben. Sie wollten wissen, ob Herr Rethmann mitbekommen habe, wie die Juden verfolgt wurden. Herr Rethmann verneint das. Die Jugendlichen gaben sich damit aber nicht zufrieden, sondern hakten nach und schlossen mit der fragenden Feststellung an: „Eher so im Nachhinein?“

Herr Rethmann will dazu offenbar nichts sagen. Er weicht aus und antwortet:

Vor dem Krieg war ich sehr jung, dann war ich ja sofort Soldat. Aber ich hab' persönlich überhaupt nichts getan. Ich weiß nur, dass unsere Nachbarn auch Juden waren, aber das haben wir erst gewusst, als die Bude leer war. Auf einmal waren sie weg, aber wohin, wussten wir nicht. Ich wurde dann eingezogen. Ich hab' davon nichts mitgekriegt, ich war immerhin schon mit 17 Soldat.

Dass Juden, von denen man noch nicht einmal wusste, dass sie Juden waren, auf einmal „weg“ waren, ist eine typische Formulierung aus Interviews, die ich in vielen Varianten kenne. Unklar bleibt, was eigentlich genau geschehen ist. Konnten die jüdischen Nachbarn emigrieren oder wurden sie deportiert? Niemand scheint es zu wissen. Herr Rethmann will damit jedenfalls erkennbar nichts zu tun haben. Er benennt weder Opfer noch Täter. Er will sich lediglich positionieren und vielleicht auch entlasten: „Aber ich persönlich habe überhaupt nichts getan.“

Das könnte bedeuten, dass er durchaus von anderen weiß, die etwas getan haben. Es könnte auch nahelegen, dass er sich bewusst ist, dass die Verfolgung der Juden ein Verbrechen gewesen ist, das der gesamten deutschen Gesellschaft angelastet werden kann. Da er in der Sowjetunion in Gefangenschaft geriet, ist anzunehmen, dass er auch dort Soldat gewesen ist. Dass er dort von der Verfolgung und Ermordung der jüdischen Bevölkerung nichts mitbekommen haben soll, ist schwer vorstellbar. Aber vielleicht ist das genau der Grund, warum er darüber nicht sprechen möchte und darauf besteht, nichts getan zu haben.

„Ich konnte das alles bestens führen.“ Das Interview mit Anna K.²

Ein besonderer Fall ist sicherlich das Interview mit Anna K. Aus der Nachbemerkung der Interviewerin geht hervor, dass Frau K. bei einem Folgebesuch der Interviewerin sehr feindselig reagierte und ihr heftige Vorwürfe machte. Dies ist natürlich eine sehr unangenehme und aufwühlende, jedoch gelegentlich vorkommende Reaktion. Denn Interviews gibt oder führt man „nicht einfach so“, sondern sie können viel in Bewegung setzen, Positives wie Beunruhigendes. Die hilfsbereite Leiterin des Seniorenheims, in dem Frau K. lebt, informierte darüber, dass Frau K. dement sei. Dem Transkript des Interviews ist das nicht unbedingt anzumerken. Frau K., Jahrgang 1915 und damit die Älteste der Interviewten, erzählt auffallend anschaulich und offen. Nur wenige Passagen oder Äußerungen wiederholt sie, und dies könnte daran liegen, dass sie bereits vergessen hatte, es kurz zuvor erwähnt zu haben. Es könnte aber auch darauf verweisen, dass bestimmte Ereignisse in ihrem Leben eine besondere Bedeutung für sie hatten, weswegen sie mehrmals auf sie zu sprechen kommt. Diese Vermutung wird ihren Erzählungen und dem, was sie in ihrem Leben heute als wichtig einschätzt, womöglich besser gerecht.

Befragt nach ihrer Kindheit, kommt Frau K. zügig auf ein besonders wichtiges Ereignis in ihrem Leben zu sprechen. Sie wohnte mit den Eltern und ihren beiden Schwestern in einer Kleinstadt in Pommern. Ihr Vater war Kreisoberstraßenmeister, hatte also eine nicht unwichtige Position. Es ist anzunehmen, dass die Familie von Frau K. in kleinbürgerlichen, gesicherten Verhältnissen lebte. An ihre Schulzeit hat sie nur gute Erinnerungen. Eines Tages habe die „Frau des Gutsbesitzers“ bei ihrer Mutter vorgesprochen und sie darum gebeten, ihre Töchter aufs Gut zu schicken, damit sie gemeinsam mit ihren Kinder von einer Hauslehrerin erzogen würden.

Ab da waren wir die Kinder vom Gut ... Dort haben wir sehr viel gelernt, aber ich war begabter als die Kinder vom Gut.

Sie führt aus, dass sie weniger Fehler machte, als die aus einer höheren Schicht stammenden Kinder „vom Gut“. Die Kinder selbst erwähnt sie nicht, auch nicht, ob sie sich mit ihnen verstanden hat oder mit ihnen befreundet war. Frau K. wollte offenbar vor allem vermitteln, dass sie talentierter war als sie. Ihr Lehrer sorgte später dafür, dass sie eine höhere Schule besuchen durfte. Dort musste sie selbst schriftlich und mündlich erläutern, warum sie auf dieses Gymnasium gehen wollte. Auch damit war sie erfolgreich. Sie beschreibt es folgendermaßen:

Und ich bin dann immer so ein Treppchen hochgestiegen, nur durch Begabung.

Ihr eigentliches Ziel, ein Studium aufzunehmen, erreichte sie aber nicht. Umstandslos beschreibt sie den frühen Abbruch ihrer Ambitionen damit, dass sie schon als Jugendliche ihren zukünftigen Mann kennengelernt habe. Der aber wollte Kaufmann werden und brauchte gar keine studierte Ehefrau, sondern vor allem eine gute Mitarbeiterin. Frau K. kommentiert dies nicht. Anstelle einer Bewertung zitiert sie ihren zukünftigen Mann mit den Worten:

2 Das Transkript lag mir in dieser Form anonymisiert vor.

„Du wirst nicht studieren! Du heiratest mich, ich bin ein Kaufmann, du wirst die Frau eines Kaufmanns...“

Hier hätte es nahegelegen, wenn die Interviewerin nachgefragt hätte. Ich hätte an dieser Stelle gern gewusst, wie Frau K. heute darüber denkt, dass ihr Wunsch nicht in Erfüllung gegangen ist. Ob sie sich gern oder mit Mühe den Forderungen ihres Mannes angepasst hat, ob sie mit ihm darüber gestritten hat, ob sie vielleicht sogar überlegt hat, ihn nicht zu heiraten – warum sie ihn dann doch geheiratet hat, all das erfahren wir nicht. Aus dem Interview geht aber hervor, dass Frau K. mit ihrem Lebensweg ganz zufrieden zu sein scheint. Denn sie wurde eine erfolgreiche Geschäftsfrau, wie sie später erzählt.

Auffallend und beeindruckend an dem Interview mit Frau K. ist, dass sie nach ihren Aussagen zu urteilen am wenigsten von allen Interviewten den heutigen Konsens über das verbrecherische, abzulehnende System des Nationalsozialismus verinnerlicht hat. Denn Frau K. spricht ohne größere moralische Verrenkungen, Einschränkungen und Rücknahmen auch von den guten Seiten des Nationalsozialismus und des Krieges. Schließlich ermöglichte er ihr größere Handlungsspielräume. Denn auch wenn ihr Mann nicht wollte, dass sie studierte, führte sie doch während seiner Abwesenheit das Geschäft erfolgreich allein. Davon erzählt sie mit unüberhörbarem Stolz:

Die großen Güter, das waren unsere Kunden. Alles, was auf diesen Gütern anfiel, wurde hinten in der Sattlerei und Polsterei gemacht, aber ich musste vorne im Geschäft stehen und es führen. Ich hatte aber, Gott sei Dank, die gute Buchführung gelernt. Ich konnte alles, was das Geschäft betraf, regeln. Ich konnte das alles bestens führen. Mein Mann war Soldat, die Gesellen und Meister, die das Alter hatten, waren Soldaten. Ich musste alles, was dort anfiel, selbst machen.

Sie hat es also auch ohne eine akademische Ausbildung zu etwas gebracht, und sie hatte auch wieder mit den Gutshöfen zu tun, die schon in ihrer Kindheit eine wichtige Rolle in ihrem Leben gespielt hatten.

Sehr freimütig und gleichzeitig kritisch fallen ihre Antworten auf die Fragen nach ihrer Einbindung in nationalsozialistische Organisationen aus. Ohne sich zu rechtfertigen und den Schwerpunkt darauf zu legen, dass sie gezwungen wurde, wie manche andere es in Interviews tun, erzählt sie auf unschuldig wirkende Weise, dass es ihr im BDM gut gefallen habe. Differenziert verweist sie darauf, dass ihre Eltern nicht sonderlich erfreut darüber waren, sie selbst es aber durchaus genossen hätte:

Ja, da war ich drin. Es war sehr streng. Aber es war auch, ja, wie soll ich sagen, schön. Denn endlich konnten wir mal geschlossen mit anderen Kindern zusammen sein. Wir konnten zusammen spielen, wir wurden erzogen. Wir haben nachts Ausflüge gemacht, mussten durch die Wälder marschieren, aber alles immer unter Aufsicht und Befehlen. Bei Hitler war gleich: Erziehung, Erziehung und Strenge. Er gab die Befehle und seine Leute mussten ausführen. Und so wurden wir Kinder erzogen. Es war eines Teils gut und eines Teils nicht gut.

Ihre die positiven und negativen Seiten mit einbeziehende Sichtweise zieht sich weiter durch das Interview. Dies kann sie vermutlich deshalb gut, weil sie wohl eher nicht zu den Verfolgten und Verdächtigten, vielleicht auch nicht zu den Schuldiggewordenen gehörte, sondern eher zu jenen, die unbeeinträchtigt durch Nationalsozialismus und Krieg kamen. Auf die Frage, ob ihre Eltern die NSDAP gewählt hätten, antwortet sie:

Ja, doch natürlich, wir mussten es doch. Wenn wir es nicht taten, waren wir dumm. Hitler hat sehr aufgepasst, wenn einer seine Befehle nicht ..., ähm, also die haben Ärger bekommen. Aber so schlimm war es nicht, es hatte was für sich, denn wir wurden alle gut erzogen, bloß streng erzogen, aber anders ging es nicht. Und wenn wir das nicht getan haben, wurden wir streng bestraft.

Hier scheint durch, dass sie den Nationalsozialismus allenfalls als Erziehungsdiktatur empfunden hat, die im Grunde den Menschen nichts Schlechtes gewollt hat. Über die Verbrechen des Regimes spricht sie von sich aus nicht. Die Interviewerin stellt zum problematischsten Komplex dieser Zeit eine angemessen offene, wertfreie Frage, vielleicht weil sie mit der Bedeutung des „wir“ von Frau K. nicht zufrieden oder mit ihrer Interpretation nicht einverstanden ist: „Hatten Sie Menschen mit jüdischem Glauben oder anderen Religionen in Ihrem Umfeld?“ Frau K. antwortet entwaffnend und unerwartet mit: „Ja, die waren ja überall in allen Dörfern.“

Sie fügt dem aber nichts weiter hinzu. Erst auf die Folgefrage, ob die Juden nach einem bestimmten Zeitpunkt anders behandelt wurden als zuvor, erläutert sie:

Teils, teils. Oh Gott, weißt du, vorher hat man sich gar nicht darum gekümmert, wer jetzt Jude war oder wer das war. Wir sind doch zusammen in die Schule gegangen. Und wer Freund war, der war Freund. Die Juden hatten ja meistens die Geschäfte, oder sie waren ausgebildet als Uhrmacher. Alles, was so geschäftlich war, das war in der Hand der Juden, und da hakte Hitler ein. Das war sofort verboten, das durften keine Juden mehr führen, und da kamen die Deutschen ran.

An dieser Aussage fällt auf, dass sie zunächst von freundschaftlichen, nahen persönlichen Kontakten spricht, ohne aber auszuführen, ob sie selbst jüdische Freunde hatte. Dann findet aber ein Perspektivwechsel statt. In Sachen Ausgrenzung der Juden kommt Hitler ins Spiel: Er ist es, der nun quasi persönlich zuständig ist. Frau K. formuliert in eigenen Worten den Prozess der „Arisierung“, der wirtschaftlichen Ausgrenzung und Ausplünderung der jüdischen Bevölkerung, von der in der Regel die unmittelbaren nichtjüdischen Nachbarn und die Partei am stärksten profitierten. Die Aussage „da kamen die Deutschen ran“ klingt, als seien die Deutschen irgendwelche fernen anderen Leute und eben nicht die gleichen Bewohner des Ortes, die Nachbarn und ehemaligen Geschäftskollegen gewesen. Seltsam klingt es auch, wenn eine erfolgreiche Geschäftsfrau, selbst Nichtjüdin, behauptet, dass alles „was so geschäftlich war [...] in der Hand der Juden“ gewesen sein soll. Dies hört sich so an, als würde Frau K. ein klassisches Argument der damaligen antisemitischen Propaganda wiederholen.

Leider wurde hier nicht nachgefragt. An dieser Stelle hätte sich angeboten, nach ihrer persönlichen Wahrnehmung und Erinnerung zu fragen. Zum Beispiel danach,

wer denn ihre jüdischen Freunde gewesen sind und was aus ihnen geworden ist. Wer weiß, was sie dazu erzählt hätte, denn schließlich war sie zur Zeit der stärksten Ausgrenzung der Juden bereits erwachsen und wird als aktive Geschäftsfrau von der Verdrängung der jüdischen Bevölkerung aus dem Wirtschaftsleben einiges mitbekommen haben. Dazu wird sie aber nicht gefragt und erzählt von sich aus nichts. Das ist in gewisser Weise nachvollziehbar, denn dieses Thema, die Behandlung der Juden im Nationalsozialismus, ihre Verfolgung, Vertreibung und Ermordung und das Verhalten der nichtjüdischen Bevölkerung, die überwiegend wegschaute, mit Genugtuung zuschaute oder von der Ausgrenzung der Juden profitierte, gehört zu den heikelsten und ist nach wie vor von Tabus, von vermeintlichen Gesprächsverboten belastet, die ein unbefangenes Sprechen darüber erschweren. Beide am Interview Beteiligten haben es hier nicht leicht, weil das Wissen um die schuldhafte Verstrickung der Deutschen am Holocaust mehr oder weniger unausgesprochen über allem schwebt.

Aus dem nachdenklichen und reflektierten Kommentar der Interviewerin geht hervor, dass es bei einem späteren Besuch der Interviewerin zu einem heftigen Konflikt kam. Frau K. warf der Interviewerin vor, sie hätte sie des Judenmords bezichtigt. Die Interviewerin wirkt in ihrer Ablehnung dieses Vorwurfs zweifelsfrei glaubwürdig und ist für den Gefühlsausbruch von Frau K. nicht verantwortlich. Ihre Fragen waren ausgesprochen sachlich. Sie hat Frau K. in keinem Moment moralisch in die Enge getrieben oder hartnäckig auf die Beantwortung bestimmter Fragen bestanden. Warum kam es also zu diesem Gefühlsausbruch und zu diesen Vorwürfen? Wie lässt sich die Reaktion von Frau K. interpretieren? Frau K. war im Nachhinein offenbar sehr unzufrieden mit dem Interview. Die Gründe dafür können wir nicht wissen, aber wir können überlegen, ob es Hinweise gibt, die eine Erklärung nachvollziehbar erscheinen lassen. Ein Grund könnte sein, dass Frau K. Erinnerungen auf der Seele liegen, die sie im Interview nicht erwähnt hat, die ihr aber im Nachhinein zurück ins Gedächtnis kamen und mit denen sie sich unwohl oder für die sie sich schuldig fühlt. Vielleicht ist es aber auch ganz anders, und sie fühlt sich unverstanden, weil sie den Nationalsozialismus eigentlich gar nicht als schlechte Zeit erlebt hat und ein schlechtes Gewissen hat, weil man heute weiß und quasi täglich in den Medien hören kann, wie viele Verbrechen in der Zeit begangen wurden. Vielleicht hängt sie aber auch der Vorstellung an, dass „die Jugend“, die die Zeit nicht miterlebt hat, sich ein Urteil über ihre Aussagen anmaßt, mit dem sie nicht einverstanden ist. Denn häufig hört man in Interviews mit älteren Menschen, dass sie sich nur mit Gleichaltrigen über die Zeit des Nationalsozialismus unterhalten könnten, da nur sie aus eigener Erfahrung Verständnis für die Zeit hätten. Jüngere, die nicht dabei gewesen sind, würden mit dem NS nur die Verbrechen und den Mord in Verbindung bringen und zu viele Vorwürfe äußern, die die Älteren nicht hören möchten.

„Weil es so nah war.“ Das Interview mit Lisbeth Prüsse

Viele der Gesprächspartner des Interviewprojekts, die während des Nationalsozialismus noch Kinder oder Jugendliche waren, erinnern sich besonders intensiv an die Bombenangriffe, von denen sie ausgiebig und anschaulich erzählen. Der anfangs erwähnte Herr Thode mit seiner für Jungen typischen Begeisterung und den präzisen Schilderungen der Bomben gehörte auch dazu. Aber auch ältere Damen, die als Mädchen den Bombenkrieg erlebten, können heute noch technische Details beschreiben, allerdings aus etwas anderen Gründen, wie sich gleich zeigen wird.

Die 1924 in Hannover geborene und aufgewachsene Lisbeth Prüsse erhielt im Schulunterricht eine Art Ausbildung als „Melder“. Danach musste sie bei Fliegeralarm durch die Stadt gehen und bei Rettungsstellen angeben, wo Bomben gefallen waren. Eine heute grausam klingende Aufgabe für Kinder und Jugendliche, die sie völlig überforderte und der sich Frau Prüsse vor lauter Angst bald entzogen hat.

Das war der größte Unsinn, denn da kriegte ich ja meinen ersten Horroranfall, wie die ersten Bomben fielen. Im fremden Keller saß ich da. Das hab ich einfach nicht mehr gemacht.

Wenn man weiß, wie wichtig es für Kinder und Jugendliche war, die Bombenangriffe mit ihrer kaum vorstellbaren Gewalt zumindest im schützenden und geborgenen Familienkreis zu erleben, dann kann man ein wenig ermessen, was es für Frau Prüsse bedeutet haben muss, in fremden Kellern auszuharren, also auch mit fremden Leuten, die mit ihren eigenen Ängsten und Angehörigen beschäftigt waren und sich nicht um ein unbekanntes Mädchen kümmern wollten. Im Folgenden erläutert sie die Ausbildung zur Melderin, die ein Grund dafür war, dass sie sich noch so genau an technische Details erinnert:

[...] in der Schule kriegten wir beigebracht, wie man mit Brandbomben umgeht, ich sehe die noch. So sechseckige, so lang, und da war ein Knopf, und das war der Auslöser. Und dann sollten wir auf dem Boden überall nachgucken, wo Brandbomben liegen. Das hatten wir als Aufgabe.

Beim Lesen des Interviewtextes sieht man Frau Prüsse regelrecht vor sich, wie sie die genauen Erinnerungen an eine Tätigkeit, die sie heute als kompletten Unsinn bezeichnet, gestenreich an ihre Interviewer weitergibt. Dies hat sich ihr vermutlich deshalb so stark eingepägt, weil sie als Jugendliche, in etwa dem Alter ihrer Interviewpartnerinnen, Bombenangriffe auf eine Ölraffinerie in der Nähe ihrer Heimatstadt miterlebt hat.

Da kriegte ich meinen ersten panischen Schrecken. Weil es so nah war. Das Flakgeballer über uns, diese Flugabwehrkanonen...

Im Prozess des Erzählens fallen ihr laufend weitere Ereignisse ein, weswegen sie sich fast selbst ins Wort fällt und mit einer Aufregung, die sich auf ihre Interviewerinnen zu übertragen scheint, ihren Erzählfluss unterbricht. Vor allem macht sie keinen Hehl aus ihrer Abscheu: „Oh, dies, ... schieß, nein, ein schreckliches Erlebnis habe ich.“

So leitet sie eine Erzählung ein, in der sie davon berichtet, dass sie bei einem Einsatz als „Arbeitsmaid“ Verletzten eines Luftangriffs auf einen Zug helfen musste. Deutlich stehen ihr noch die zeretzten Gliedmaßen vor Augen. Ein Höhepunkt ihrer Erzählung ist die Episode über die Panzerfaust „die nach hinten los ging“, als „der falsche Knopf“ gedrückt und einer nicht näher bezeichneten Person das Bein abgerissen wurde. Frau Prüsse erzählt drastisch, mit blutigen Details und in einer überraschend offener Sprache, die man von einer ehemaligen Lehrerin nicht unbedingt erwartet hätte:

Ja und ich durfte ihn verbinden! Ich ... du kriegst übermäßige Kräfte, wenn du so was musst. Na, da war ich allerdings schon, wie alt war ich da ... 19? Aber das ist doch Scheiße!

Diese Passage endet damit, dass sie ihren Interviewerinnen eine Tasse Tee anbietet, um sie – und wohl auch sich selbst – zu stärken, sich darüber zu freuen, dass diese Zeit vorüber ist und um gemeinsam in die Gegenwart zurückzukehren.

Schlussbemerkung

Die Jugendlichen aus der Freien Schule habe sich einiges getraut. Sie haben mit sehr viel Älteren über ein Thema gesprochen, das mit starken Gefühlen verknüpft ist und über das viele Menschen heute nur ungern oder mit Vorbehalten sprechen. Krieg und Nationalsozialismus sind aber nicht nur für diejenigen, die diese Zeit erlebt haben, sondern auch für junge Leute heute mit Emotionen verbunden. Für die Älteren gilt das sowohl für die eigenen Erfahrungen als auch für die Wandlungen, die diese Erfahrungen im Rückblick durchgemacht haben und die im Interview sichtbar werden. Für die Jugendlichen ist diese Zeit überwiegend über die Medien vermittelt, über Filme, das Fernsehen und das Internet und natürlich durch die Schule. Dort erhalten sie nicht nur Informationen über diese Zeit, sondern erlernen auch die zurzeit akzeptablen Deutungen und Bewertungen. Nur noch selten erfahren Jugendliche etwas über den Nationalsozialismus aus Familienerzählungen, dafür ist schon zu viel Zeit vergangen, auch wenn einige im vorliegenden Band ihre Angehörigen interviewen konnten.

Ich hoffe, ich konnte mit meinem Blick in die Interviews zeigen, wie man mit diesen komplexen Quellen angemessen umgehen kann, wie weiterführend es ist, aus dem Gesagten, dem Nichtgesagten und der Form, wie gesprochen und geschwiegen wird, Rückschlüsse zu ziehen und nach ihren Bedeutungen zu fragen. Über das Führen des Interviews hinaus gibt es den Teil des Interpretierens, der mindestens so spannend ist, wie einen fremden Menschen ein wenig kennenzulernen und sich für einen Moment seinen Erzählungen und Erfahrungen zu widmen. Einfühlsames Interesse und eine große Bereitschaft zum Zuhören waren bei den Schülerinnen und Schülern jedenfalls vorhanden. Bei der Interpretation der Interviews ist es besonders wichtig, sich immer wieder klar zu machen, dass die Interviews uns keinen unmissverständlichen, eindeutigen Blick in die Vergangenheit erlauben oder uns das Zuhören gar ermöglicht zu erfahren, wie es damals wirklich war. Sondern wir müssen uns immer wieder vor Augen führen, dass ein Interview eine Erzählung über die Vergangenheit aus heutiger Sicht ist, die von sehr vielen Faktoren geprägt ist und die uns mehr darüber sagt, wie diese Person die damals erlebten Ereignisse heute sieht, als wie sie sich tatsächlich abgespielt haben.

Die Interviews zeigen ganz verschiedene Verarbeitungsformen der Vergangenheit. Sich zu erinnern und davon zu erzählen ist ein Prozess, der Widersprüche, Brüche, Mehrdeutigkeiten, beabsichtigte und unbeabsichtigte Fehler enthalten kann. Erinnerungserzählungen äußern sich oft nicht in langen abgeschlossenen Geschichten, sondern in kleinen Anekdoten, in Andeutungen oder in Form von Puzzlestücken, die immer mal wieder im Interview auftauchen – und natürlich in Auslassungen. Das Interview wird dadurch nicht entwertet, nach dem Motto, „das stimmt doch alles gar nicht,

was der uns da erzählt“, sondern Unrichtigkeiten gehören gewissermaßen zum Erinnern dazu, sind völlig normal und charakterisieren diesen lebenslangen Prozess.

Die Interviews zeigen, dass die Vergangenheit nichts Abgeschlossenes ist, dass sie in die Gegenwart hineinlappt, sich ausdehnt bis ins aktuelle Leben, vor allem, wenn man darüber spricht. Für die Jugendlichen, die überwiegend von ihren Interviewpartnern als der Enkelgeneration zugehörig betrachtet werden, ist vielleicht die wichtigste Erkenntnis, dass sich die Sicht auf die Vergangenheit verändert. Das mag auf den ersten Blick beunruhigend klingen, denn Krieg und Nationalsozialismus hatten ja für viele unterschiedliche und oft schreckliche Auswirkungen. Die Schülerinnen und Schüler haben erfahren, dass Ereignisse, die sie heute im Geschichtsunterricht lernen oder an die sich ganze Gesellschaften an festgelegten Daten gemeinsam mit Gedenkfeiern erinnern, für die, die sie damals erlebten, gar keine Bedeutung hatten. Hin und wieder wird aber auf den zweiten Blick erkennbar, wie mühelos es war, einfach dabei zu sein, mitzumachen, sich kleine Nischen für ein ganz normales Leben zu schaffen. Dies geht aus den vorliegenden Interviews einprägsam hervor, und das macht sie so bedeutsam. Ich wünsche dem Band viele interessierte Leserinnen und Leser.

ZUM WEITERLESEN:

- Linde Apel, *Erzählte Erinnerungen. Mündliche Quellen in der „Werkstatt der Erinnerung“*, in: dies., Klaus David, Stefanie Schüler-Springorum (Hg.), *Aus Hamburg in alle Welt. Lebensgeschichten jüdischer Verfolgter aus der „Werkstatt der Erinnerung“*, München/Hamburg 2011, S. 201-218.
- Linde Apel, *Erzählte Erinnerungen – erinnerte Gefühle*, in: Ruth- E. Mohrmann (Hg.), *Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft*, Münster 2011, S. 35-57.
- Aleida Assmann/Juliane Brauer, *Bilder, Gefühle, Erwartungen. Über die emotionale Dimension von Gedenkstätten und den Umgang von Jugendlichen mit dem Holocaust*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 37, 2011, S. 72-103.
- Frank Bajohr, *Verfolgung aus gesellschaftsgeschichtlicher Perspektive. Die wirtschaftliche Existenzvernichtung der Juden und die deutsche Gesellschaft*, in: *Geschichte und Gesellschaft*, Heft 4/2000, S. 91-114.
- Lothar Dittmer/Detlef Siegfried (Hg.), *Spurensucher. Ein Praxisbuch für die historische Projektarbeit*, Hamburg 2005.
- Kay Dohnke, *Nationalsozialismus in Norddeutschland. Ein Atlas*, Hamburg 2001.
- Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hg.), *Hamburg im „Dritten Reich“*, Göttingen 2008.
- Ulrike Jureit, *Ein Traum in Braun. Über die Erfindung des Unpolitischen*, in: Christian Geulen/Karoline Tschuggnall (Hg.), *Aus einem deutschen Leben. Lesarten eines biografischen Interviews*, Tübingen 2000. S 17-36.
- Klaus Hesse, *Vor aller Augen. Fotodokumente des nationalsozialistischen Terrors in der Provinz*, Essen 2002.
- Holger Piening, *Als die Waffenschwiegen. Das Kriegsende zwischen Nord- und Ostsee*, Heide 1995.
- Alexander von Plato, *Nicht dasselbe: Oral History in Wissenschaft und Unterricht*, in: Eleonore Lappin/Albert Lichtblau (Hg.), *Die „Wahrheit“ der Erinnerung. Jüdische Lebensgeschichten*, Innsbruck/Wien/Bozen 2008, S. 199-203.
- Margit Reiter, *„Tischgespräche“. Intergenerationelle Kommunikation über den Nationalsozialismus*, in: Eleonore Lappin/Bernhard Schneider (Hg.), *Die Lebendigkeit der Geschichte. (Dis)Kontinuitäten in Diskursen über den Nationalsozialismus*, St. Ingbert 2001, S. 308-323.

Gabriele Rosenthal, *Vom Krieg erzählen, von den Verbrechen schweigen*, in: Hannes Heer, Klaus Naumann (Hg.), *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944*. Hamburg 1995, S. 651-664.

Eva Sternheim-Peters, *Habe ich denn allein gejubelt? Eine Jugend im Nationalsozialismus*, Köln 2000.

Nachbemerkung zum Deutungskonflikt

Nachdem ich mein Manuskript abgegeben hatte, hörte ich für eine Weile nichts von meinem „Auftraggeber“. Was war geschehen? Der Pastor hatte einer Mutter der im Projekt engagierten Jugendlichen meinen Text zu lesen gegeben. Wohl aufgeschreckt oder verunsichert vom Gelesenen, gab sie meinen Beitrag jenem Interviewpartner weiter, dessen Interview ich für am aufschlussreichsten gehalten und daher ausgiebig interpretiert hatte, ohne mich auf eine endgültige Lesart festzulegen. Es handelt sich um das Interview mit Herrn Thode. Wie ich bald erfuhr, war Herr Thode mit den sein Interview betreffenden Interpretationsangeboten in keiner Weise einverstanden. Er kündigte an, sein Einverständnis zum Abdruck seines Interviews zurückzuziehen, sollte mein Beitrag erscheinen. Besonders aufgebracht war er darüber, dass ich nicht auf die Tatsache der Gegnerschaft seiner Eltern zum NS-Regime eingegangen war. In einem mir vorliegenden Brief erläutert er, dass der Kontakt seiner Eltern zu einem Pastor, der der Bekennenden Kirche angehört hatte, „mit Sicherheit dazu geführt [hätte], dass meine Familie im Falle des Endsieges liquidiert worden wäre [...]“.³ Dass Herr Thode Begriffe verwendet, die im normalen Sprachgebrauch längst vermieden werden, könnte darauf zurück zu führen sein, dass er ihn, wie aus dem Brief hervor geht, nach einer schlaflosen Nacht zu Papier gebracht hat. Dennoch wirkt der Gebrauch von Begriffen aus dem Wörterbuch der *LTI* in diesem Kontext frappierend (Klemperer 1947). Zugegebenermaßen hatte ich die Bekanntschaft seines Vaters mit jenem Pastor nicht erwähnt, weil ich andere Aussagen für interessanter gehalten hatte.

Nun ist es gewiss nicht einfach, sich mit den nicht erwarteten Lesarten und Interpretationen einer Unbekannten zu konfrontieren. Zumal, wie sich nun herausstellte, er und alle anderen Interviewpartner nicht darüber informiert worden waren, dass ihre Gespräche mit den Schülerinnen und Schülern von einer externen Person kommentiert würden. Offenbar fühlte er sich von meinen Fragen an sein Interview gekränkt und um seine Glaubwürdigkeit gebracht. Seine verletzten Gefühle sind nachvollziehbar, schließlich habe ich seine Aussage verallgemeinert, von seiner Person abgesehen und darauf verzichtet, auf ihm biographisch oder familiär wichtige Aspekte hinzuweisen. Kurz, ich habe als Historikerin die Methode der Oral History angewendet und den Text als Quelle gelesen. Herr Thode hat sicher nicht damit gerechnet, dass jemand seine Selbstdeutung hinterfragt. Es ist verständlich, dass er das Bedürfnis hatte, seine Aussage und damit im übertragenen Sinne sich und seine Eltern zu schützen und vor Kritik zu bewahren. Beim Lesen seines Briefes entstand bei mir der Eindruck, als würde sich Herr Thode noch heute vornehmlich als Opfer betrachten, auch wenn die Bedrohung, die er damals offenbar empfand, längst nicht mehr besteht. Dieses sich Einfügen in ein etwas unbestimmtes Opferkollektiv erlaubt ihm, eine kritische Analyse seiner Aussagen als unzulässigen Affront abzulehnen, da sie seinen Opferstatus

³ Zitiert nach der Kopie des Schreibens von Herrn Thode an die Mutter eines Schülers zur Weiterleitung „an den zuständigen Personenkreis“, 30. Mai 2011.

und den seiner Eltern rückwirkend in Frage zu stellen scheint. In einem langen Gespräch mit dem Pastor lobte dieser meinen Beitrag zwar wiederholt und versicherte mir, mit meinen Vorschlägen zur Interviewanalyse einverstanden zu sein und meine Interpretationen des Interviews mit Herrn Thode für zutreffend zu halten. Dennoch legte er mir im gleichen Atemzug nahe, ihn um die Passage über das Interview mit Herrn Thode zu kürzen. Er begründete dies zum einen mit seiner Hilflosigkeit im Konflikt als auch damit, dass er die Jugendlichen und ihr Engagement nicht enttäuschen, er aber auch seine geplante Publikation retten wolle. Darüber hinaus befürchtete er juristische Konsequenzen, vor denen er mich bewahren wollte. Die Situation entbehrte also nicht einer gewissen Dramatik.

Als problematisch empfand ich vor allem die Verquickung verschiedenster Emotionen und Positionen, Verunsicherung gepaart mit schlechtem Gewissen, Furcht vor Enttäuschung der Schüler und die Angst vor dem Scheitern eines sehr aufwändigen Dialogprojekts. Mein Vorschlag, mit Herrn Thode und anderen erwachsenen Beteiligten des Projekts ein Gespräch zu führen, den der Pastor an diesen weiterleitete, wurde von ihm abgelehnt. Ich hatte gehofft, dies würde im weiteren Verlauf zu einem Gespräch mit den Jugendlichen führen. Mich hatte es jedenfalls anfangs noch interessiert, was sie zu dem Konflikt zu sagen gehabt hätten und welche Fragen sie an mich oder an Herrn Thode gestellt hätten. Zunehmend verärgert aber über das Ansinnen, meinen Text zu kürzen, und empört angesichts des moralischen Drucks, es läge an mir, wenn das zweifellos mit viel Aufwand durchgeführte Schülerprojekt scheitern würde, zog ich meinen Beitrag zurück. Schließlich wollte ich die Veröffentlichung nicht behindern. Theaterkarten oder eine Flasche Wein, die mir daraufhin für meine vergebliche Arbeit angeboten wurden – ein rührendes Zeichen von Reue über ein nicht zu lösendes Missgeschick –, lehnte ich ab.⁴ Das Schülerprojekt hätte sich vielleicht über diesen Konflikt stärker dialogisch entwickeln können, einen konkreten Vorschlag, der alle Beteiligten auf diesen Weg geführt hätte, machte aber keiner der Beteiligten. Ich auch nicht.

Der Band mit den Interviews ist unterdessen erschienen, versehen mit einem die Schüler für ihr Engagement lobenden Nachwort.

Ich halte diese Kontroverse deshalb für lehrreich, weil der Konflikt paradigmatisch die Möglichkeiten und Grenzen des Umgangs mit Zeitzeugen im Schulunterricht aufzeigt und weil ich vermute, dass er kein Einzelfall ist. Bedauerlich ist meiner Ansicht nach an diesem Lehrstück des Scheiterns vor allem, dass die Schülerinnen und Schüler eher wenig lernen, wenn die beteiligten Erwachsenen vor der Forderung des Interviewpartners nach Respektierung seiner alleinigen Interpretation kapitulieren und eine kritische Analyse nicht zulassen, um das geplante Ergebnis nicht zu gefährden. Intergenerationelles Sprechen gilt in Zeiten sich auflösender Familienstrukturen per se als bedeutsam und positiv. Mit Oral History oder historischer Quellenarbeit hat dieser harmonisierende Umgang nichts zu tun, zumal Deutungskonflikte zu den geläufigen Herausforderungen diese Methode gehören. Sie sind fast unausweichlich, wenn Interviewpartner wie Herr Thode ihrem Selbstverständnis nach als Historiker vor einem Schülerpublikum auftreten, das sie – bewusst oder unbewusst – für uninformiert halten. Diese Einschätzung wird dadurch verstärkt, dass in den letzten Jahren der Zeit-

4 In diesem Gespräch kündigte ich dem Pastor an, dass ich über diese Erfahrung gern einen Beitrag veröffentlichen würde. Er hatte nichts dagegen einzuwenden.

zeuge in der Öffentlichkeit zur historischen Allzweckwaffe geadelt wurde, ohne den in der Zukunft keine Erinnerung möglich sei.⁵ Die moralische Aufladung der Bedeutung von Zeitzeugenaussagen nimmt trotz mannigfacher kritischer Einwände von Zeithistorikern nicht ab (Jarausch 2002). „Nichts macht Geschichte für nachfolgende Generationen so lebendig, wie die Erinnerungen von Zeitzeugen.“ So äußerte sich beispielsweise der damalige Bundespräsident Christian Wulff in einer Videobotschaft für das Projekt „Gedächtnis der Nation“, für das er die Schirmherrschaft übernommen hatte.⁶ An der Aussage überrascht vor allem das sich darin verbergende naive Verständnis von Authentizität; sie verweist aber auch darauf, wie weitgehend sich ein unkritischer und wenig reflektierter Umgang mit den Erinnerungen von Zeitzeugen außerhalb der Geschichtswissenschaft durchgesetzt hat. Besonders die öffentliche Geschichte in den Medien kommt ohne *talking heads* nicht aus, auch wenn oder gerade weil sich deren Bedeutung überwiegend auf der emotionalen oder illustrativen Ebene bewegt und nicht auf der der Inhalte. (Vgl. dazu Keilbach 2008)

Im Gegensatz zur heute fast gebetsmühlenhaft wiederholten Klage über das Versterben der Zeitzeugengeneration waren die schon vor einem guten Jahrzehnt veröffentlichten Überlegungen darüber, welche Auswirkungen dies auf die Geschichtsschreibung über den Nationalsozialismus haben würde, nicht nur auf die Überlebenden der nationalsozialistischen Verfolgung bezogen, sondern ebenso auf die Täter. (Frei 1998) Dass auch mehr oder weniger schuldig gewordene Personen Zeitzeugen sein können, diese Tatsache ist heute in der überwiegend nichtwissenschaftlichen Bedeutung des Begriffs kaum noch enthalten. Unterdessen scheint jeder ältere Mensch zu einem als unschuldiges Opfer geltender Zeitzeuge geworden zu sein, dessen Erinnerungen in der heutigen opferzentrierten Herangehensweise an den Nationalsozialismus sakrosankt sind.

Zeitzeugenaussagen, genauer: Interviewpassagen sind eine Quelle wie jede andere auch, die kontextualisiert werden muss.⁷ Wenn Lehrer das nicht wollen oder können, sollten sie ihre Schülerinnen und Schüler im Geschichtsunterricht freilich nicht mit älteren Menschen konfrontieren, die gewiss anschaulich und überzeugend Geschichten erzählen können und damit zur Identifikation einladen. Denn diese Geschichten sind nicht Geschichte, sondern bilden die Basis, um etwas über subjektive Erfahrungen und ihre Verarbeitung herauszufinden sowie über die Faktoren, die diese Erfahrungen im Laufe der Zeit, im Laufe der Erzählungen prägten, beeinflussten und veränderten. Nicht die Tatsache des Miteinanderkommunizierens allein ist die anerkennewerte Leistung, auch wenn es eine faszinierende Erfahrung sein kann, individuelle Erinnerungen an eine weit zurückliegende Zeit erzählt zu bekommen. Ohne eine sich daran anschließende kritische Auseinandersetzung mit dem Gesagten bleibt der Lerneffekt begrenzt, weil die Unterscheidung unterbleibt, ob es sich dabei um den Versuch einer Abbildung der Realität oder um eine retrospektive Vergegenwärtigung von subjektiven Erfahrungen handelt.

5 Kritisch dazu Sabrow/Frei 2012.

6 <<http://www.gedaechtnis-der-nation.de/>> (25.1.2012). Seine „Videobotschaft“ wurde unterdessen von der Website entfernt.

7 Einen bewundernswerten Umgang mit einer Interviewpartnerin und ihren Aussagen hat Mark Roseman in seinem Buch über Marianne Ellenbogen vorgelegt (Roseman 2002).

Ich kann nicht beurteilen, ob es in dieser Schulklasse zu einer historischen Sinnbildung gekommen ist, ob oder wie die Jugendlichen über das Gehörte diskutiert haben, ob oder wie sie die Aussagen kontextualisierten. Aus dem unterdessen veröffentlichten Band geht dies nicht hervor. Hinsichtlich der Auswirkungen, die die Interviews auf die Jugendlichen hatten, kann ich lediglich ihr in der Regel kurzes schriftliches Fazit beurteilen, das jedem Interview folgte. Darin bedanken sich die jugendlichen Interviewer üblicherweise für die Bereitschaft zum Interview und halten fest, dass es ihnen „Spaß gemacht“ habe. Zu Herrn Thode notierten sie u.a. folgendes: „Wir hatten das Gefühl, dass Hugo sich sehr darüber gefreut hat, dass wir ausgerechnet ihn ausgesucht haben, um das Interview zu führen.“ Diese Einschätzung wirkt angesichts der Tatsache, dass Herr Thode sich als Dorfchronist und damit als praktizierender Historiker versteht, unmittelbar überzeugend.

Ich bedaure sehr, dass ein anspruchsvolles Schülerprojekt letztlich zu einem kritiklosen Umgang mit Aussagen von älteren Menschen über ihre Erinnerungen an NS, Krieg und Nachkriegszeit geführt hat. In gewisser Weise habe ich – sicherlich nicht als Einzige oder Letzte – einen Konflikt erlebt, der dann entsteht, wenn Historiker und Pädagogen meinen, dieselben Interessen im Umgang mit Zeitzeugen zu verfolgen. (Plato 2008) Für den Pastor, der für das geplante Buch ein Geleitwort verfasste, gilt das Gespräch zwischen Jung und Alt jedenfalls als Wert an sich. Er lobt es deshalb, weil die Jugendlichen das Gehörte tradieren sollen. Damit nimmt er Bezug auf die insbesondere in Israel und in den USA propagierte intergenerationelle Weitergabe von Erfahrungen von Überlebenden des Holocaust an ihre Nachkommen. Dabei geht es freilich weniger um historische Genauigkeit als um Identifikation und darum, die Zugehörigkeit zu einem Opferkollektiv zu festigen. Für besonders aufschlussreich halte ich, dass im Interviewprojekt der Schüler vor allem Nichtverfolgte zu Wort kamen, dies aber unbemerkt und ungesagt blieb.⁸ Deren Erinnerungen sollten zweifellos auch tradiert, aber eben auch kritisch analysiert werden.⁹ Denn ihre Ausführungen scheinen in der Opfer-Täter-Dichotomie immer noch zu kurz zu kommen. Ich halte die Aussagen von jenen, die zur unspezifischen Gruppe derjenigen gehören, die vereinfachend als *by-stander* bezeichnet werden, die weder Täter noch Opfer waren noch verfolgt wurden, vielleicht aber profitiert haben, ohne ideologisch überzeugt gewesen zu sein oder einfach nur weitgehend ihre Umgebung ignoriert haben, letztlich für ebenso informativ für das Verständnis dafür, wie das nationalsozialistische System funktioniert hat, wie Aussagen von Opfern und Tätern.

Ich bezweifle nicht, dass es für Jugendliche wichtig ist, von den subjektiven Erfahrungen Angehöriger anderer Generationen zu erfahren, besonders wenn es im beeindruckenden unmittelbaren Gespräch oder Dialog geschieht. Was aber lernen Schülerinnen und Schüler, wenn ihnen vermittelt wird, das an Aussagen nicht gerüttelt werden soll? Haben sie sich tatsächlich einen „eigenen Zugang zu dieser Geschichte erarbeiten können“, oder steht anstelle einer kritischen Aneignung nicht doch etwas anderes im Vordergrund, nämlich „das, was sie dabei gehört und erfahren haben, weiterzugeben“?¹⁰ Das hat zwar nichts mit historischem Lernen zu tun, ist aber

8 Vgl. dazu die Überlegungen über genealogische Wunschmanöver von Christian Schneider (2010).

9 Vgl. dazu den gelungenen Umgang mit dem Interview mit seinem Großvater von Moritz Pfeiffer (2012).

10 Aus dem Geleitwort des Herausgebers.

letztlich der Grund dafür, warum die Historikerin in der Konkurrenz um die Durchsetzung ihres Deutungsangebots in diesem Fall dem Zeitzeugen unterlag.

LITERATUR

- Apel, Linde (2011): Gesammelte Erzählungen. Mündliche Erinnerungen in der Werkstatt der Erinnerung, in: Dies., Klaus David und Stefanie Schüler-Springorum (Hg.): *Aus Hamburg in alle Welt. Lebensgeschichten jüdischer Verfolgter aus der Werkstatt der Erinnerung*, München/Hamburg, 201-218.
- Frei, Norbert (1998): Abschied von der Zeitgenossenschaft. Der Nationalsozialismus und seine Erforschung auf dem Weg in die Geschichte, in: *WerkstattGeschichte* Bd. 7, 69-83.
- Jarausch, Konrad H. (2002): Zeitgeschichte und Erinnerung. Deutungskonflikte oder Interdependenz? In: Konrad H. Jarausch und Martin Sabrow (Hg.): *Verletztes Gedächtnis. Erinnerungskultur und Zeitgeschichte im Konflikt*, Frankfurt/Main, 9-37.
- Keilbach, Judith (2008): *Geschichtsbilder und Zeitzeugen. Zur Darstellung des Nationalsozialismus im bundesdeutschen Fernsehen*, Bielefeld.
- Klemperer, Victor (1947): *LTI. Aus dem Notizbuch eines Philologen*, Berlin.
- Pfeiffer, Moritz (2012): *Mein Großvater im Krieg 1939-1945. Erinnerungen und Fakten im Vergleich*, Bremen.
- Plato, Alexander von (2008): Nicht dasselbe: Oral History in Wissenschaft und Unterricht, in: Eleonore Lappin und Albert Lichtblau (Hg.): *Die „Wahrheit“ der Erinnerung. Jüdische Lebensgeschichten*, Innsbruck/Wien/Bozen, 199-203 (Erstveröffentlichung, Chancen und Gefahren des Einsatzes von Zeitzeugen im Unterricht, *Bios* 2/2001, 134-139).
- Roseman, Mark (2002): *In einem unbewachten Augenblick. Eine Frau überlebt im Untergrund*, Berlin (engl. Original: *The Past in Hiding. Memory and Survival in Nazi-Germany*, London 2000).
- Sabrow, Martin und Norbert Frei (Hg.) (2012): *Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945*, Göttingen.
- Schneider, Christian (2010): Besichtigung eines ideologisierten Affekts: Trauer als zentrale Metapher deutscher Erinnerungspolitik, in: Ulrike Jureit und Christian Schneider: *Gefühlte Opfer. Illusionen der Vergangenheitsbewältigung*, Stuttgart, 208.

AUTORINNEN UND AUTOREN DIESES HEFTES

Marta Ansilewska, Ul. Wilanowska 16/17, 00-422 Warszawa, Polen

Line Apel, Dr., Forschungsstelle für Zeitgeschichte, Beim Schlump 83, 20144 Hamburg

Türkan Ayan, Prof. Dr., Hochschule der Bundesagentur für Arbeit, Projekt BEST WSG-„Aufstieg durch Bildung: Offene Hochschulen“, Seckenheimer Landstraße 16, 68163 Mannheim

Paula Bleckmann, Dr., Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen e.V., Lützerodestraße 9, 30161 Hannover

Judith Eckert, Institut für Soziologie der Universität Freiburg, Rempartstr. 15, 79085 Freiburg

Frank Hager, FernUniversität Hagen, Institut für Geschichte und Biographie, Feithstr. 152, 58097 Hagen

Sebastian Klaus, Olvenstedter Str. 49 A, 39108 Magdeburg

Lucia Mihali, Hochschule der Bundesagentur für Arbeit, Projekt BEST WSG-„Aufstieg durch Bildung: Offene Hochschulen“, Seckenheimer Landstraße 16, 68163 Mannheim

Eva Müller, Dr., Hochschule der Bundesagentur für Arbeit, Projekt BEST WSG-„Aufstieg durch Bildung: Offene Hochschulen“, Seckenheimer Landstraße 16, 68163 Mannheim

Christopher Spatz, Christinenstr. 33, 10119 Berlin

Stefan Stegner, Max-Planck-Institut für Sozialrecht und Sozialpolitik, Amalienstr. 33, 80799 München